


PATRIMOINE
de
l'Université
de Gand





Hugo de Vries Naar Californie
Reiskerinneringen Haarlem
Tjeenk Willink 1906. 494 blz
4 fl. 50
Nordamerikanische Pacificbahn
in Alte u. Neue welt 1895. 690
Daniel u Volz Geographische
Charakterbilder II Afrika
Amerika u Australien

Californien.

Californien.

Land und Leute.

Von

Robert von Schlagintweit.

Mit Illustrationen.

Cöln und Leipzig:
Eduard Heinrich Mayer.
(M. Lengfeld'sche Buchhandlung in Cöln).
1871.

New York: E. Steiger. San Francisco: F. W. & D. Barkhaus.

Der

Gesellschaft der californischen Pioniere

zu

San Francisco

widmet

in gerechter Würdigung und wärmster Anerkennung

der

von ihren Mitgliedern

mit siegreicher Ueberwindung vielfacher und großer Schwierigkeiten
um die wissenschaftliche Erforschung

Californien's

und die rasche Entwickelung seiner reichen Hülfsmittel
erworbenen hohen Verdienste

seine

Schilderung von Land und Leuten dieses Staates

Robert von Schlagintweit.

Vorwort.

Die mir höchst erfreuliche, ebenso nachsichtige wie wohlwollende Aufnahme, die meine Schilderung der von mir zweimal ihrer ganzen Ausdehnung nach bereisten Pacific-Eisenbahn*) allseitig gefunden hat, ermuthigt mich, mit einer eingehenderen Beschreibung des dort nur in allgemeinen Umrissen vorgeführten Staates Californien vor die Oeffentlichkeit zu treten.

Verschiedene Umstände, die selten in gleich günstiger Weise wiederkehren dürften, vereinten sich, mir die Ausarbeitung des vorliegenden Buches wesentlich zu erleichtern. Hierzu rechne ich namentlich die unmittelbare Anschauung, die ich im Sommer des Jahres 1869 während meines Aufenthaltes und meiner Reisen in Californien von den Zuständen und Verhältnissen dieses Landes gewonnen habe, sodann die verdienstvollen S. 369—74 aufgeführten Arbeiten meiner Vorgänger, die mir reichliche Anregung und werthvolle Materialien für meine Darstellung boten, und endlich die besonders dankens-

*) Die Pacific-Eisenbahn in Nordamerika. Cöln und Leipzig, Eduard Heinrich Mayer 1870.

werthe Zusendung einer großen Anzahl von amtlichen Schriftstücken und Pamphleten von Seiten vieler geehrten Freunde, die mich in den Stand setzten, durchgehends die neuesten Originalquellen für meine Zwecke zu benutzen und durch deren sorgfältige Verwendung den möglichst hohen Grad von Richtigkeit zu erreichen. Bis die amtliche Veröffentlichung des im Juni 1870 in den Vereinigten Staaten vorgenommenen Census in aller Vollständigkeit erfolgt, was nach der bisherigen Erfahrung kaum vor Jahresfrist erwartet werden kann, glaube ich ohne Unbescheidenheit meine zahlreichen statistischen Angaben, zu deren durchaus nicht leichter Beschaffung ich keine Mühe und Kosten scheute, als die genauesten und zuverlässigsten zur Zeit vorhandenen bezeichnen zu können. Daß jedoch, aller von mir angewandten Sorgfalt ungeachtet, einzelne Versehen untergelaufen sein werden, ist sehr wahrscheinlich; Belehrungen über falsche Daten oder irrige Auffassungen werde ich jederzeit mit lebhaftestem Danke entgegennehmen.

Sind auch in dem hier entworfenen Bilde, wie ich hoffen darf, die weitverzweigten Verhältnisse und die immer klarer und unbestreitbarer hervortretende Bedeutung Californien's, dieser Perle unter den Staaten und Territorien der großen nordamerikanischen Union, in ihren Grundzügen wiedergegeben, so muß ich doch auf den Anspruch, eine erschöpfende Darstellung des vorliegenden Gegenstandes zu liefern, verzichten; hierzu wären se tenlange Wiederholungen aus meiner Schilder-

ung der Pacific-Eisenbahn, auf die ich hier als Ergänzung verweise, ein Abriß der Geschichte Californien's und manches Andere erforderlich gewesen.

Zu genau die Unvollständigkeit meines Buches erkennend, hatte ich ursprünglich die Absicht, dasselbe mit dem Namen „Californische Skizzen" zu bezeichnen; nur dem wiederholt geäußerten Wunsche meines geehrten Herrn Verlegers und lieben Freundes nachkommend, habe ich dem Titel eine anschaulichere und weitere Form gegeben.

Wenn ich auch in den folgenden Blättern mehrmals die Gelegenheit ergriffen habe, für die werthvollen Nachrichten, die mir aus den verschiedensten Theilen Californien's zugegangen sind, freundlichst zu danken, so kann ich doch nicht umhin, auch an dieser Stelle die so schätzbaren Sendungen zu erwähnen, die ich wiederholt aus San Francisco durch die Herren Theodor Kirchhoff, Fred. Heß, Chas. F. Hoffmann, Wm. Huefner, Dr. Ferdinand von Löher und die californische Einwanderungsgesellschaft, und aus San Diego und Stockton durch Herrn Otto Wermuth erhalten habe. Nicht minder wichtig waren für mich belehrende mündliche oder schriftliche Besprechungen mit Männern, die, wie die Herren Chas. Kohler und Hermann Gerhard Müller, direkt aus Californien oder, wie der mit amerikanischen Verhältnissen genau vertraute zu New York lebende Herr Dr. Geo. O. Glavis, jüngst nach Deutschland gekommen waren.

Kaum nöthig habe ich beizufügen, daß die allwöchentlich durch die große Güte der verehrlichen Redak-

tion mir zugegangene San Francisco Abendpost und eine nicht unbedeutende Anzahl verschiedener Nummern californischer Blätter, die mir meine obengenannten Freunde, unter ihnen besonders eifrig die Herren Theodor Kirchhoff und Otto Wermuth, gar häufig zuzusenden die Liebenswürdigkeit hatten, für mich von ebenso hohem Werthe waren, wie die Wochenausgaben der bedeutenderen im Vorworte zu meiner Pacificbahn bereits genannten amerikanischen Zeitungen, die ich durch die von mir bestens verdankte Gefälligkeit ihrer verehrlichen Redaktionen regelmäßig erhielt.

So innig es mich einerseits freuen würde, wenn Californien's Bewohner, unter denen ich, gleichwie überall in den Vereinigten Staaten, eine so zuvorkommende und auszeichnende Aufnahme gefunden habe, die aufrichtige Theilnahme erfähen, die ich für die Wohlfahrt und das Gedeihen ihres schönen Landes hege, so groß wäre andrerseits meine Befriedigung, wenn es mir gelungen sein sollte, eine klare, parteilose Schilderung Californien's zu entwerfen, und wenn diejenigen, die sich dort niederzulassen beabsichtigen, in meinem Buche die von ihnen gewünschten Aufklärungen finden und aus ihm die Ueberzeugung gewinnen sollten, daß gegen die mannichfachen Vorzüge dieses Staates seine von mir keineswegs verschwiegenen Schattenseiten ungemein in den Hintergrund treten.

Gießen im Großherzogth. Hessen, im August 1871.

Der Verfasser.

Inhalt.

III.

Das Klima.

IV.

Landwirthschaftliche Erzeugnisse.

V.

Der californische und der indische Wald.

Vergleichende Schilderung.

VI.

Das Yosemite-Thal.

VII.

Die Entdeckung des Goldes.

VIII.

Die Gewinnung des Goldes und anderer Metalle.

IX.

Das Leben der Miner.

Früher und jetzt.

X.

Die Chinesen.

Anhang.

Verzeichniß der Illustrationen.

Alle Abbildungen sind nach Photographien oder stereoskopischen Aufnahmen hergestellt, die mit Ausnahme von Nr. 5, Nr. 8 und Nr. 10 theils von Alfred A. Hart zu Sacramento, theils von Thomas Houseworth & Co. zu San Francisco gefertigt wurden.

Allgemeine Bemerkungen.

1) Alle Höhenangaben sind in englischen Fußen ausgedrückt.

2) Alle Meilen, bei denen eine nähere Bezeichnung fehlt, sind englische; das Verhältniß der englischen Meile zur deutschen und umgekehrt siehe S. 376—7.

3) Unter Dollar ist niemals der Papierdollar (Dollar Currency), sondern immer der Dollar Gold gemeint, der (ein Pfund feines Gold zu 457 Thaler Preuß. Cour. gerechnet) einen Werth von 1 Thlr. 11 Sgr. 3 Pf. Preuß. Cour. oder von 2 fl. 24 Xr. 1 Pf. süddeutsche Währung hat.

I.

Vergleichende statistische Angaben.

Name, Lage und Größe.

Wer von Californien hört, wird gewiß auch nach der sprachlichen Bedeutung dieses Namens fragen; eine sichere Antwort hierauf läßt sich jedoch nicht ertheilen, da die etymologische Ableitung dieses Wortes bis heute nicht festgestellt ist. Die Annahme, daß Californien aus den lateinischen Worten calida oder calidus „heiß" und fornax respective fornus „Ofen" abzuleiten sei und von spanischen Seefahrern, die im 16. Jahrhunderte dieses Land entdeckt haben, herstamme, gewinnt in so fern an Wahrscheinlichkeit, als damals nur Unter- oder Niedercalifornien (Lower California), nämlich die südliche Halbinsel bekannt war, die sich theilweise dem Gebiete der Tropen nähert und, da sie auf weite Strecken baumlos, stellenweise sogar wüstenartig ist, im trockenen Sommer allerdings zuweilen einen hohen Grad von Hitze erreicht. Wie andere dafür halten, wäre das Land nach den heißen Oefen genannt worden, deren sich bei seiner Entdeckung die Ureinwohner (die Indianer) als einer Art von Schwitzbädern zur Heilung aller möglichen Krankheiten zu bedienen pflegten.

Man hat auch den Namen auf das Griechische zurückführen wollen. Dieser Erklärungsversuch hat um so

weniger Ueberzeugendes, als wir von den Seefahrern und selbst von den Geistlichen Spanien's im 16. Jahrhunderte gar keine oder nur eine spärliche Kenntniß dieser Sprache voraussetzen dürfen. Wer alle möglichen, auf die Bedeutung des Namens Californien einschlagenden Hypothesen kennen will, sei auf Cronise's Buch „Natural Wealth of California“ S. 1—5 verwiesen.

Die Entdeckung der oben erwähnten südlichen Halbinsel setzen einige in das Jahr 1526, andere hingegen in das Jahr 1534. Das nördlich von ihr gelegene Land, das heutzutage den nordamerikanischen Staat Californien bildet und das wir in vorliegendem Buche ausschließlich behandeln, erhielt, als der in spanischen Diensten stehende Portugiese Juan Rodriguez Cabrillo es im Jahre 1542 betrat, den ersten Besuch eines Weißen.

Den südlicheren, zuerst entdeckten Theil bezeichneten später, etwa vom Jahre 1769 an, die Spanier mit dem Namen baja o antigua California (d. h. Unteres oder Altes Californien, wofür die Deutschen auch häufig die Benennungen Untercalifornien, Niedercalifornien oder Altcalifornien gebrauchen), zum Unterschiede von dem mit dem Festlande zusammenhängenden Theile, der den Namen alta o nueva California erhielt (d. h. Oberes oder Neues Californien, wofür bei uns häufig die Bezeichnungen Obercalifornien oder Neucalifornien üblich sind). Die beiden Theile umfaßte man nachher im Spanischen mit dem Gesammtnamen „Las Californias.“

Heutzutage begreifen wir unter Californien ganz allgemein das einen Theil der Vereinigten Staaten von Nordamerika bildende Land, also das frühere Obercalifornien, mit gänzlichem Ausschlusse des heute noch zu Mexico gehörigen, vorläufig fast jeder Wichtigkeit und

Bedeutung entbehrenden und nur 21,000 Einwohner zählenden Untercalifornien's, das 2760 geographische = 58,679 englische Quadratmeilen groß ist. Diese Angabe ist das Ergebniß einer planimetrischen Messung auf Grund einer in Petermann's „Geographischen Mittheilungen" veröffentlichten Karte (1868, Tafel 14), die F. Löhr (richtiger wohl F. v. Löher) nach seinen eigenen, J. Roß Browne's und W. M. Gabb's Messungen und Daten, mit Benutzung der Küstenaufnahmen von Capt. C. M. Scammon, zusammengestellt hat. Unter dem Titel „A sketch of the settlement and exploration of Lower California" gibt J. Roß Browne eine eingehende 177 Seiten lange Schilderung Untercalifornien's, als Anhang zu seinem Werke „Resources of the Pacific slope," in welchem er auf S. 630—49 ebenfalls theilweise Untercalifornien bespricht.

Der Curiosität halber füge ich noch bei, daß die Bewohner der Sandwichsinseln den Namen Californien in Kaliponia und den Namen der Stadt San Francisco in Palikiko umgewandelt haben.

Das Gebiet des heutigen nordamerikanischen Californien's gehörte früher zu Mexico, wurde aber von diesem Reiche am 2. Februar 1848 durch den Friedensvertrag von Guadalupe Hidalgo an die Vereinigten Staaten abgetreten. Bereits am 15. December 1849 wurde Californien als ein Staat organisirt; am 9. September 1850 ward es in die Union aufgenommen.

Das heutige nordamerikanische Californien — das frühere Obercalifornien — bildet im Allgemeinen ein großes Parallelogramm, dessen Länge (von Südsüdosten nach Nordnordwesten) 700 englische oder (in runden Zahlen ausgedrückt) 150 deutsche Meilen, und dessen größte Breite (von Osten nach Westen) 300 englische

= 65 deutsche Meilen und dessen mittlere Breite 180 englische = 39 deutsche Meilen beträgt.

Der Staat Californien liegt zwischen 32° 45′ und 42° nördlicher Breite und zwischen 114° und nahezu 125° westlicher Länge von Greenwich (zwischen 47° und 58° westlicher Länge von Washington, der politischen Capitale der Vereinigten Staaten). Sein südlichster und zugleich östlichster Punkt ist Fort Yuma am Colorado Fluß, sein von Weißen bewohnter nördlichster Crescent City, sein westlichster der kleine Ort Mendocino.

Im Norden wird Californien vom Staate Oregon, im Osten vom Territorium Arizona und dem Staate Nevada begrenzt. Südwärts liegt das bereits erwähnte zu Mexico gehörige Untercalifornien; im Westen bildet das stille Meer die Grenze.

Seiner geographischen Lage nach gehört Californien zu dem Ländercomplex, der, entweder gänzlich oder doch hauptsächlich westlich von den Felsengebirgen (Rocky Mountains) bis zum Gestade des stillen Meeres sich erstreckend, in Nordamerika mit dem Namen „Pacifische Staaten" bezeichnet wird, und aus den Staaten Californien, Nevada und Oregon und den Territorien Alaska, Arizona, Idaho (sprich Áidaho), Utah (sprich Yútah) und Washington besteht.

Die große Entfernung Californien's von Europa wird sich am deutlichsten mittelst der Angabe veranschaulichen, daß von Boston am atlantischen Ocean, wenn wir in nahezu genau westlicher Richtung mitten durch den Continent Nordamerika's reisen, nach San Francisco am stillen Meere ebenso weit ist, wie von Boston in Amerika nach der Residenzstadt des deutschen Kaisers, und daß von New York nach San Francisco

die Entfernung noch etwas größer ist, als von New York über den ganzen atlantischen Ocean herüber nach Southampton in England. Für Californien zieht die weite Entfernung von Europa nothwendiger Weise Folgen nach sich, die ich am Schlusse der vorliegenden Skizze über die statistischen Verhältnisse dieses Landes ausführlicher darlegen werde (siehe S. 36).

Der Flächeninhalt Californien's beläuft sich nach den bisherigen der größten Genauigkeit allerdings entbehrenden Ausmessungen auf etwa 188,981 englische oder 8888.8 geographische Quadratmeilen oder 120,947,840 englische Acres, ist also nahezu ebenso groß, wie zusammen das Gebiet von

Name.	Quadratmeilen.		Seelenzahl.
	Geograph.	Englische.	Dec. 1867.
Königreich Preußen	6396.22	135,987.1	24,039,668
" Bayern	1377.78	29,292.5	4,824,421
" Württemberg . . .	354.29	7532.4	1,778,396
" Sachsen	271.83	5779.3	2,423,401
Großherzogthum Baden . . .	278.06	5911.8	1,434,970
" Hessen . . .	139.65	2969.1	823,138
" Sachsen . .	66.03	1403.8	282,928
Summa .	8883.86	188,876.0	35,606,922

Californien ist überhaupt der zweitgrößte Staat der nordamerikanischen Union, der nur durch den 11,634.4 geographischen = 247,356 englische Quadratmeilen enthaltenden Staat Texas übertroffen wird; das nordamerikanische Territorium Alaska ist übrigens bedeutend größer als Californien, da man seinen Flächeninhalt auf 27,157.5 geographische = 557,390 englische Quadratmeilen schätzt.

Californien hat noch etwas mehr Umfang, als zusammengenommen die Staaten:

	Geograph. □ M.	Englische □ M.
New York	2210.7	47,000
Pennsylvanien	2163.6	46,000
Ohio	1879.7	39,964
Illinois	2606.2	55,410
Summa	8860.2	188,374

Nach den Angaben auf S. VIII und IX des im Sommer 1870 von der californischen Einwanderungs-Gesellschaft (California Immigrant Union, 316 California Straße, San Francisco) veröffentlichten Pamphlets „Ausführliche Mittheilungen über Californien“ und auf S. 42 und 43 der von ihr gleichzeitig in englischer Sprache herausgegebenen Broschüre „All about California,“ sind von den 120,947,840 Acres, die Californien enthält

	Acres.
Vermessen	30,500,000
Spanische und mexikanische Grants (Landbewilligungen)	6,030,814
Für Schul- und Erziehungszwecke bewilligt	6,765,404
Für innere Verbesserungen und öffentliche Gebäude bewilligt	506,400
Von den Eisenbahnen beansprucht	10,424,000
Von der Regierung verfügt	18,500,000
Noch zur Ansiedelung offen	86,000,000
Zum Ackerbau geeignet	88,000,000
Von diesem ist Regierungsland	44,000,000

Die beiden folgenden Angaben sind dem neuesten Berichte des Staatsvermessers für 1869—70 (State Surveyor General) entnommen.

	Acres.
Eingezäuntes Land	4,564,064
Bebautes Land	2,596,612

Die Kreise und ihre Bevölkerung.

Politisch wird Californien in fünfzig Kreise (Counties) eingetheilt. Der größte Kreis ist San Bernardino, der kleinste und doch absolut bevölkertste San Francisco; die geringste Bevölkerung — aus nur 430 Personen bestehend — weist der Mono Kreis auf; nahezu ebenso schwach bevölkert ist der 685 Einwohner zählende Alpine Kreis.

Sämmtliche Kreise des Landes sind, alphabetisch geordnet, in der nachstehenden Tabelle (S. 12 und 13) aufgeführt, die außerdem den Sitz der Kreisverwaltung angibt und die Bevölkerung jedes Kreises nach dem jedes Mal im Juni 1860 und 1870 gemachten Census aufzählt, — für letzteres Jahr mit Unterscheidung einiger Nationalitäten. Sind diese Daten auch amtlichen Angaben entnommen, so kann man ihnen dessenungeachtet keineswegs denselben Grad von Genauigkeit beilegen, den wir an amtliche auf das deutsche Reich bezügliche Daten zu machen uns berechtigt fühlen. Ueberall in den Vereinigten Staaten — mit alleiniger Ausnahme etwa von Massachusetts — liegt, worin mir jeder mit amerikanischen Verhältnissen näher Vertraute beistimmen wird, die Statistik noch im Argen. Die Volkszählung, die seit 1790 alle zehn Jahre stattfand, so daß die 1870 gemachte die neunte war, wird durch den United States-Marshal eines jeden Distriktes geleitet. Sie hat am 1. Juni des betreffenden Jahres zu beginnen, kömmt aber nicht, wie bei uns, in einem Tage, sondern erst im Verlaufe von zwei bis drei Monaten zu Stande. Daß auf diesem Wege keine ganz genauen Ergebnisse erzielt werden können, ist begreiflich.

Zuweilen wird der Census aus politischen Gründen absichtlich in der Weise gefälscht, daß man die Namen einzelner Bürger ausläßt, um ihnen später den Gebrauch des Stimmrechtes, wenn auch nicht geradezu unmöglich zu machen, so doch für einige Zeit in hohem Grade zu erschweren. Wären z. B. bei der ersten Zählung der Einwohner New York's im Jahre 1870 große, augenscheinliche Unregelmäßigkeiten dieser Art nicht vorgekommen, (von denen die Wochenausgabe der „New Yorker Staatszeitung" vom 15. Oktober 1870 einige Beispiele aufführt), so hätte sich der Präsident der Vereinigten Staaten wohl nicht veranlaßt gefunden, eine neue Censusaufnahme dieser Stadt anzuordnen.

Geographisch lassen sich die Kreise Californien's theilen in

1. Südliche Kreise: San Diego, San Bernardino, Los Angeles, Santa Barbara, San Luis Obispo und Kern.
2. Küsten-Kreise: Monterey, Santa Cruz, Santa Clara, San Mateo, San Francisco, Alameda, Contra Costa, Marin, Sonoma, Napa, Lake und Mendocino.
3. Nördliche Kreise: Humboldt, Trinity, Klamath, Del Norte, Siskiyou, Shasta und Lassen.
4. Gebirgs-Kreise: Plumas, Sierra, Nevada, Placer, El Dorado, Amador, Alpine, Calaveras, Tuolumne, Mariposa, Mono und Inyo.
5. Thal-Kreise: Tehama, Butte, Colusa, Sutter, Yuba, Yolo, Solano, Sacramento, San Joaquin, Stanislaus, Merced, Fresno und Tulare.

In **nationalökonomischer** Beziehung unterscheidet man nach der vorwaltenden Beschäftigung der Be-

wohner die Minenkreise (Alpine, Amador, Butte, Calaveras, El Dorado, Fresno, Inyo, Klamath, Mariposa, Mono, Nevada, Placer, Plumas, San Diego, Shasta, Sierra, Sikisyou, Trinity und Tuolumne) von den vorzugsweise mit Landwirthschaft und Handel beschäftigten Kreisen, in denen aber auch theilweise Bergbau getrieben wird.

* * *

Die Angaben in Spalte 4 der auf den beiden nächsten Seiten befindlichen Tabelle sind der zu San Francisco erscheinenden „Weekly Alta California" vom 17. December 1870 entnommen. Die Kreise, bei denen die Angabe der Bevölkerung fehlt, sind erst nach dem Jahre 1860 gebildet worden.

Die Zahlen der Spalte 4 (Seelenzahl der Kreise im Jahre 1860) weichen aus Gründen, die mir unbekannt geblieben sind, theilweise, aber ganz unbedeutend, von jenen ab, die Hittell S. 360 seiner „Resources of California" und J. Roß Browne S. 290 seiner „Resources of the Pacific slope" nach Henry G. Langley's „Pacific Coast Busineß Directory" mittheilen.

Die Zahlen der Spalten 5 bis 9 verdanke ich der Güte des zu Stockton wohnenden Herrn Otto Wermuth; es ist die genaueste Zusammenstellung, die bis jetzt — Ende Juli 1871 — über den im Juni 1870 vorgenommenen Census von Californien vorhanden ist. Aller Wahrscheinlichkeit nach werden die hier aufgeführten Zahlen nur unwesentlich von denen abweichen, die in einigen Monaten das Censusbureau zu Washington, der politischen Capitale der Vereinigten Staaten, veröffentlichen wird.

1	2	3	4	Seelenzahl der Kreise im Jahre 1870.				
Nr.	Kreise. (Counties).	Sitz der Kreisverwaltung.	Seelenzahl der Kreise im Jahre 1860.	5 Weiße.	6 Farbige (Neger).	7 Indianer.	8 Chinesen.	9 Summa.
1	Alameda	San Leandro . .	8927	22,106	86	111	1934	24,237
2	Alpine	Silver Mountain		676	1	.	8	685
3	Amador	Jackson	10,930	7870	81	.	1631	9582
4	Butte	Oroville	12,106	9185	84	40	2094	11,403
5	Calaveras	San Andreas . .	16,299	7400	45	18	1432	8895
6	Colusa	Colusa	2274	5389	81	424	271	6165
7	Contra Costa . .	Martinez	5328	8271	21	9	160	8461
8	Del Norte . . .	Crescent City . .	1993	1009	22	774	217	2022
9	El Dorado . . .	Placerville . . .	20,562	8589	133	6	1561	10,309
10	Fresno	Millerton	4605	3259	15	2635	427	6336
11	Humboldt	Eureka	2694	6025	.	76	39	6140
12	Inyo	Indepedence . . .		1608	87	232	29	1956
13	Kern	Havilah		2193	4	585	143	2925
14	Klamath	Orleans Bar . .	1803	1069	2	61	542	1674
15	Lake	Lakeport		2825	8	17	119	2969
16	Lassen	Susanville . . .		1309	.	1	17	1327
17	Los Angeles . .	Los Angeles . .	11,333	14,720	134	219	236	15,309
18	Marin	San Rafael . . .	3334	6394	22	126	361	6903
19	Mariposa	Mariposa	6243	3344	116	8	1104	4572
20	Mendocino . . .	Ukiah City . . .	3967	6865	9	542	129	7545
21	Merced	Snelling	1141	2548	37	36	186	2807
22	Mono	Bridgeport . . .		386	.	2	42	430
23	Monterey	Monterey	4739	9428	15	203	230	9876
24	Napa	Napa	5521	6725	112	66	260	7163
25	Nevada	Nevada	16,446	16,334	162	9	2629	19,134

26	Placer	Auburn	13,270	8850	99	1	2407	11,357
27	Plumas	Quincy	4363	3571	2	5	911	4489
28	Sacramento . . .	Sacramento . . .	24,142	22,725	479	28	3598	26,830
29	San Bernardino	San Bernardino .	5551	3964	8	.	16	3988
30	San Diego . . .	San Diego . . .	4324	4838	15	28	70	4951
31	San Francisco .	San Francisco .	56,802	136,059	1341	55	12,018	149,473
32	San Joaquin . .	Stockton	9435	19,192	230	.	1628	21,050
33	San Luis Obispo	San Luis Obispo.	1782	4567	9	137	59	4772
34	San Mateo . . .	Redwood City . .	3214	6099	10	7	519	6635
35	Santa Barbara .	Santa Barbara .	3543	7483	109	163	29	7784
36	Santa Clara . .	San José	11,912	24,537	179	12	1518	26,246
37	Santa Cruz . . .	Santa Cruz . . .	4914	8532	53	2	156	8743
38	Shasta	Shasta	4360	3529	44	26	574	4173
39	Sierra	Downieville . . .	11,387	4781	29	.	809	5619
40	Siskiyou	Yreka	7629	5312	32	47	1457	6848
41	Solano	Fairfield	7169	15,871	78	3	919	16,871
42	Sonoma	Santa Rosa . . .	11,867	19,184	80	82	473	19,819
43	Stanislaus . . .	Knight's Ferry .	2245	6189	4	.	306	6499
44	Sutter	Yuba City . . .	3390	4791	31	.	208	5030
45	Tehama	Red Bluff . . .	4044	3166	146	.	275	3587
46	Trinity	Weaverville . . .	5125	1950	29	139	1095	3213
47	Tulare	Visalia	4638	4379	39	4	99	4521
48	Tuolumne	Sonora	16,229	6540	68	3	1539	8150
49	Yolo	Woodland	4716	9321	69	117	392	9899
50	Yuba	Marysville . . .	13,668	8367	151	.	2333	10,851
		Generalsumme:	379,994	499,324	4611	7059	49,229	560,223

Aus der vorstehenden Tabelle und den S. 7 gemachten Angaben erhellt, daß, da Californien

8888.8 geographische = 188,981 englische Quadratmeilen = 120,947,840 Acres und 560,223 Einwohner enthält, dort im Durchschnitte

63.03 Bewohner auf eine geographische oder
2.96 Bewohner auf eine englische Quadratmeile oder
1 Bewohner auf 215.89 englische Acres

entfallen, während in Europa (nach Berechnungen aus amtlichen Angaben der neuesten Zählungen) durchschnittlich auf einer geographischen Quadratmeile Menschen wohnten:

In Belgien (am 31. Dec. 1868)		9275
In Großbritannien und Irland (am 7. April 1871)		5489
Im Königreiche Preußen	(am 3. December 1867)	3758
Im Königreiche Bayern		5020
Im Königreiche Sachsen		8915
Im Königreiche Württemberg		3502

Die S. 7 aufgeführten Länder des deutschen Reiches, die ebenso groß sind, wie das 560,223 Einwohner zählende Californien, enthalten nach dem Census vom 3. December 1867 eine Bevölkerung von 35,606,922 Seelen; Californien hat daher, ohne im Geringsten das Gespenst der Uebervölkerung fürchten zu müssen, noch Platz und Raum für eine schöne Anzahl von Millionen weiterer Bewohner.

Unter der verhältnißmäßig geringen Zahl von Bewohnern, die Californien gegenwärtig auf seinem ausgedehnten Gebiete enthält, finden wir jedoch vielleicht ebenso viele Nationalitäten vertreten, wie in ganz Europa vorhanden sind. Dieses bunte Völkergemisch verleiht nicht nur dem Staate einen anderswo nicht leicht wieder zu

findenden cosmopolitischen Charakter: es muß auch unbedingt als eine der vielen Ursachen bezeichnet werden, die sich in ebenso eigenthümlicher wie selten vortheilhafter Weise vereinten, um Californien so rasch zu bedeutender Entwickelung und zu großer Blüthe zu bringen. Der jüngste Census unterscheidet, wohl zu viel eintheilend, 73 in diesem Staate vorhandene Nationalitäten.

Zu den Hauptvorzügen der californischen Bevölkerung rechne ich, daß es dort kein Pfahlbürger- und Philisterthum gibt, noch bei der fortdauernden Berührung mit Fremden aller amerikanischen Staaten und der verschiedensten Welttheile, sowie bei dem raschen, durchgreifenden Wechsel der Verhältnisse geben kann. Nicht zu verwundern ist es daher, daß die Californier fast durchgehends einen großartigen Maßstab bei der Beurtheilung menschlicher Verhältnisse anlegen.

Wie außerordentlich ist die Bevölkerung in Californien gewachsen, wie überraschend schnell hat sie zugenommen! Nach John S. Hittell's Angabe auf S. 361 seines inhaltreichen Buches „The resources of California" überstieg im Januar 1848 die gesammte weiße Bevölkerung dieses Landes nicht 15,000; der Census des Jahres 1850 weist (alle die verschiedenen Racen mit eingerechnet) 92,597 Seelen auf; vom Jahre 1860, wo Californien nur 379,994 Einwohner zählte (s. S. 13 Spalte 4), bis zum Jahre 1870, wo sich seine Bevölkerung auf 560,223 Seelen belief, hat es um 180,229 Personen oder 47.43 Procent zugenommen. In Beziehung auf seine Volkszahl behauptet Californien gegenwärtig den 24. Rang unter den 37 Staaten der nordamerikanischen Union, nachdem es im Jahre 1860 den 27. Rang eingenommen hatte.

Da sich die Gesammtbevölkerung der Vereinigten Staaten im Jahre 1860 auf 31,443,321 Einwohner belief und im Jahre 1870 zu 38,600,000 Einwohnern angenommen werden kann, (diese Zahl wird von der amtlichen, noch nicht vorliegenden Zusammenstellung nur wenig abweichen), so hat sie innerhalb dieses Zeitraumes um 22.76 Procent zugenommen, während Californien in gleicher Periode eine mehr als zweimal so große Zunahme zeigt.

Nicht unintereſſant dürfte es sein, die Bevölkerungszunahme Californien's mit dem Wachsthume zu vergleichen, das überhaupt die westlichen Staaten und Territorien Nordamerika's aufzuweisen haben; eine solche Vergleichung auch auf die östlichen und südlichen Gebiete auszudehnen, würde hier zu weit führen.

Staaten und Territorien.	Bevölkerung.		Zunahme in Procenten.
	1860.	1870.	
Nevada	6,857	42,491	519.67
Nebraska	28,841	123,456	328.06
Kansas	107,206	362,872	238.48
Washington	11,594	23,901	106.15
Utah	40,273	80,786	115.49
Minnesota	173,855	435,511	153.17
Iowa	674,948	1,191,802	76.59
Oregon	52,465	90,922	73.30
Michigan	749,113	1,184,296	58.09
Illinois	1,711,951	2,562,400	49.68
Missouri	1,182,012	1,715,000	45.09
Wisconsin	775,881	1,055,167	36.00
Indiana	1,350,428	1,673,046	23.89
Colorado	34,277	39,706	15.84
Ohio	2,339,511	2,662,214	13.79

Der Zuwachs an Bevölkerung, den Californien innerhalb der letzten zehn Jahre erhielt, ist außerordentlich ungleich auf einzelne seiner fünfzig Kreise vertheilt. Am meisten haben die Landwirthschaft treibenden Kreise zugenommen, namentlich Colusa und Humboldt, deren Bevölkerung respektive um 171.11 und 128.28 Procent wuchs; sehr bedeutend hat sich auch die Seelenzahl in dem fruchtreichen San Joaquin Thale vermehrt, wie aus der folgenden kleinen Tabelle ersichtlich.*)

Kreise (Counties).	Bevölkerung. 1860.	1870.
San Joaquin	9435	21,050
Stanislaus	2245	6499
Merced	1141	2807
Fresno	4605	6336
Summa	17,426	36,692

Zunahme: 19,266 Einwohner = 110.56 pCt.

Hingegen haben eine Anzahl von Minendistrikten ganz beträchtliche Einbußen erlitten, besonders solche, in denen früher das Gold aus Placerwäschereien gewonnen wurde, die jetzt mehr oder minder erschöpft sind; man vergleiche die Zahlen in folgender Tabelle.

Kreise (Counties).	Bevölkerung. 1860.	1870.
Calaveras	16,299	8895
El Dorado	20,562	10,309
Mariposa	6243	4572
Sierra	11,387	5619
Trinity	5125	3213
Tuolumne	16,229	8150
Summa	75,845	40,758

Verlust: 35,087 Einwohner = 46.37 pCt.

*) Die auf die Landwirthschaft bezüglichen statistischen Angaben siehe im 4. Abschnitte „Landwirthschaftliche Erzeugnisse."

Der Kreis Nevada, der reiche, vielfach bearbeitete Goldquarzminen enthält, hat seit den letzten zehn Jahren um 16.34 Procent der Bevölkerung zugenommen.

Im Ganzen haben die 19 Kreise Californien's, die sich vorzugsweise mit Bergbau befassen (s. S. 11), eine Bevölkerung von 123,776 Seelen, während die übrigen 31 Kreise, in denen theils die Interessen des Handels, theils die der Landwirthschaft vorwalten, eine Bevölkerung von 436,447 Seelen aufweisen.

Die Städte.

Die folgende Tabelle enthält in alphabetischer Ordnung die Namen von vierzig californischen Städten mit Angabe ihrer Bevölkerung im Jahre 1870.

Name.	Einwohner. 1870.	Name.	Einwohner. 1870.
Alameda	1557	Red Bluff	920
Anaheim	565	Sacramento	16,298
Benicia	1660	San Bernardino	3000
Chico	3718	San Diego	2400
Columbia	2200	San Francisco*)	150,361
Colusa	1051	San José	9091
Gilroy	1758	San Rafael	831
Graß Valley	7066	Santa Clara	3490
Havilah	439	Santa Cruz	4443
Independence	400	Santa Rosa	2901
Jackson	2411	Sonora	2498
Knight's Ferry	850	Soquel	1203
Lakeport	297	Stockton	10,033
Los Angeles	5514	Susanville	640
Marysville	4375	Tehama	163
Monterey	1112	Ukiah City	965
Oakland	11,104	Vallejo	6392
Placerville	1562	Visalia	913
Petaluma	2868	Watsonville	3126
Quench	640	Yuba	999

*) Vergl. S. 19 und 20.

Einige Städte, wie Marysville, Monterey und Red Bluff zeigen in ihrer Bevölkerung seit 1860 eine Abnahme, die beziehungsweise 7.70, 32.73 und 33.86 Procent beträgt, während zwischen 1860 und 1870 zugenommen haben: San Francisco 164.71, Oakland 615.03, Visalia 66.66, Sacramento 18.23 Procent u. s. w.

Die zwischen den Jahren 1860 und 1870 in Californien neugegründeten Städte sind unbedeutend im Vergleiche mit den in demselben Zeitraume entstandenen Städten in Nevada, Kansas, Wyoming und anderen westlichen Staaten und Territorien. Als junge californische Städte führe ich an: Bakersfield, Castroville, Donahue, Hollister, Milton, Salinas und New San Diego.

Die 150,361 Einwohner San Francisco's, Californien's größter Stadt, die mehr Einwohner enthält, als die 19 Minenkreise des Landes zusammen, bestehen aus:

75,824	weißen Männern
61,577	weißen Weibern
9777	chinesischen Männern
2040	chinesischen Weibern
626	farbigen Männern (Negern)
468	farbigen Weibern und
49	Indianern und Indianerinnen.
Summa: 150,361	Seelen.

Ob aber diese amtliche Angabe die Einwohnerzahl San Francisco's im Juni 1870 ganz richtig angibt, ist sehr fraglich. Nach dem Censusbureau zu Washington, D. C., hat San Francisco nur 149,473 Einwohner,

nämlich 136,059	Weiße	siehe S. 13 Nr. 31.
1341	Farbige (Neger)	
55	Indianer	
12,018	Chinesen.	
Summa: 149,473	Seelen.	

Henry G. Langley hingegen gibt im 12. Jahrgange des von ihm Ende April 1871 veröffentlichten „San Francisco City Directory", das mit großer Sorgfalt und vielem Fleiße alljährlich aufgestellt wird, die Bevölkerung der größten californischen Stadt zu 172,759 Seelen an, nämlich:

57,859	weiße Männer über 21 Jahre
36,400	weiße Frauen über 18 Jahre
56,500	Weiße unter 18 Jahren
3000	Fremde oder neue Ankömmlinge
9000	Chinesen
2000	Neger
8000	temporäre Bevölkerung (Matrosen, Soldaten, Durchreisende).
Summa: 172,759	Seelen.

Gegen die im San Francisco City Directory enthaltenen Angaben ist nun allerdings der United States-Marshal William Morris, der die jüngste amtliche Zählung leitete, in einer von ihm in der „Daily Alta California" vom 27. April 1871 veröffentlichten Zuschrift aufgetreten. Langley hat jedoch in derselben Zeitung vom 1. Mai gar manche kaum bestreitbare Unrichtigkeiten, die bei dem amtlichen Census vorkamen, nachgewiesen. Während es nun einerseits sicher ist, daß San Francisco mehr als 150,361 Einwohner zählt, bleibt es andrerseits fraglich, ob sich seine Bevölkerung gegenwärtig bis auf 172,759 Seelen belaufe. Die Zahl der Deutschen die in dieser Stadt wohnen, beträgt etwa 30,000 bis 30,500.

San Francisco wird an Einwohnerzahl nur noch durch folgende neun Städte der nordamerikanischen Union übertroffen, deren Bevölkerung betrug:

Name.	Einwohnerzahl.		Zunahme in Procenten.
	1860.	1870.	
New York	805,658	942,292	$16._{96}$
Philadelphia	565,629	674,022	$19._{16}$
Brooklyn	266,661	396,300	$48._{62}$
St. Louis	160,773	310,864	$93._{36}$
Chicago	109,260	298,983	$173._{64}$
Baltimore	212,418	267,354	$25._{86}$
Boston	177,840	250,526	$40._{87}$
Cincinnati	161,044	216,239	$34._{27}$
New Orleans	168,675	191,322	$13._{46}$

Unter all diesen größten Städten Nordamerika's zeigt nur Chicago eine nahezu neun Procent stärkere Zunahme der Bevölkerung, als San Francisco.

Fügen wir zu der obenstehenden Tabelle die Städte Buffalo (117,715 Einwohner), Washington (109,204 Einwohner), Newark (105,078 Einwohner) und Louisville (100,754 Einwohner) hinzu, so haben wir (mit Einschluß San Francisco's) eine Liste der 14 Städte der Union, deren Bevölkerung im Jahre 1870 die Zahl von 100,000 überschritt. Gegenwärtig hat die Union 43 Städte mit mehr als 30,000 und 52 Städte mit mehr als 25,000 Einwohnern.

Schulen und Universität.

Nach Allem, was ich selbst gesehen habe, befindet sich das Volksschulwesen in Californien in einem ganz zufriedenstellenden Zustande; der Staat trägt rege Sorge für Förderung des öffentlichen Unterrichtes. Nach der jüngsten Botschaft des Gouverneurs kostete das Schulwesen 2,124,160 Dollars; der Staatsschulfonds hatte ein

jährliches Einkommen von 159,271 Dollars 38 Cents. Californien hat zwei Staatsnormalschulen, die mit einem Grundbesitze von 899,150 Acres und einem jährlich 52,129 Dollars 91 Cents abwerfenden Fonds von 571,803 Dollars 40 Cents ausgestattet sind.

Die Staatsuniversität von Californien, die am 23. September 1869 eröffnet ward, und an der gegenwärtig die Professoren wirken: Henry Durant, Präsident (Philosophie), Stephen J. Field (Jurisprudenz), John Le Conte (Physik), Joseph Le Conte (Geologie), Martin Kellogg (alte Sprachen), General W. T. Welcker (Mathematik), Paul Pioda (neuere Sprachen), Ezra S. Carr (Chemie, Agricultur und Gartenbau), William Swinton (Geschichte, englische Sprache und Literatur; auch Bibliothekar), Thomas Bennett (Medicin), James Blake (Geburtshülfe), J. C. Shorb (Pathologie), J. D. B. Stillman (Materia medica), C. F. Buckley (Anatomie), Oberst Frank Soule (Mathematik), Robert E. Ogilby (Zeichnen und Ingenieurwissenschaften) und George Tait (alte Sprachen), befindet sich zur Zeit in Oakland, wird jedoch später, nach Vollendung der für ihre Zwecke dienenden Gebäulichkeiten, ihren Sitz in dem 5 englische = 1.08 deutsche Meilen nördlich von Oakland gelegenen Orte Berkeley haben. Seit Ende Januar 1871 sind jedoch leider — hoffentlich nur für kurze Zeit — wegen Geldmangels die Arbeiten an den Bauten der californischen Hochschule eingestellt worden. Nähere Aufschlüsse über diese wissenschaftliche Anstalt ertheilt Gustav Schulte (vom Damen-Seminar in Oakland) in seiner zu Anfang des Jahres 1871 veröffentlichten Schrift „A glance at the State University of California.“

Politische Verhältnisse.

Die Legislatur Californien's besteht aus dem Senate und der Assembly; jener zählt gegenwärtig 40 und diese 80 Mitglieder; es trifft also bei einer Gesammtbevölkerung von 560,223 Seelen ein Mitglied der Assembly auf je 7003 und ein Senator auf je 14,006 Einwohner. Unter dieser Zugrundelegung wird San Francisco 21 Mitglieder in der Assembly und 10 oder gar 11 im Senate von Californien haben oder mehr als ein Viertel sämmtlicher Volksvertreter in das Staatscapitol zu Sacramento schicken. Von den übrigen Kreisen würden jene, die sich mit Bergbau beschäftigen, etwa 15 statt der bisherigen 33 und jene, die Landwirthschaft betreiben, etwa 44 statt der bisherigen 35 Mitglieder in der Assembly haben. Es ist jedoch sehr wahrscheinlich, daß man durch ein Gesetz eine von manchen Seiten beantragte Aenderung in der Zahl oder doch der Vertheilung der Mitglieder der Legislatur treffen wird, da man es nicht unbedenklich findet, wenn eine einzige, allerdings einen ganzen Kreis umfassende Stadt (San Francisco) mehr als ein Viertel aller Mitglieder erwählt.

Sofern nicht durch ein Gesetz in anderer Weise das oben angedeutete Mißverhältniß in der gegenwärtigen Vertheilung der Vertreter gehoben wird, macht es sich erst im Jahre 1875 geltend, da dann erst das bisherige, auf dem Census des Jahres 1860 beruhende System der Repräsentation vollständig erloschen ist.

Zum Congreß nach Washington schickte Californien bis jetzt 3 Mitglieder; sollte, wovon stark die Rede ist, die nach Maßgabe des Census von 1860 aus 234 Congreßmitgliedern bestehende Zahl auf 275 oder 280 erhöht werden, dann würde Californien zur Absendung von 4 Repräsentanten im Congresse berechtigt sein.

Eisenbahnen.

An Eisenbahnen hatte Californien lange Zeit großen Mangel; vor 1856 gab es gar keine im Lande. Die in genanntem Jahre eröffnete Strecke von Sacramento nach Folsom, 23 englische = 4.99 deutsche Meilen lang, war die einzige, die bis 1862 existirte. Wenn auch die Sierra Nevada sowohl, als auch die Küstengebirge der Errichtung von Bahnen große Schwierigkeiten entgegenstellen, die man erst in neuester Zeit zu überwinden im Stande war, so eignen sich dagegen ausgedehnte Theile Californien's um so besser zur Anlegung von Schienenwegen.

Californien hatte Eisenbahnen vollendet:

Jahre	1862	1863	1864	1865	1866	1867	1868	1869
Engl. Meil.	23	53	147	214	308	382	468	702
Deutsche M.	4.99	11.49	31.88	46.41	66.80	82.85	101.50	152.25

und im Juli 1871: 827 englische = 179.35 deutsche Meilen.

Bei seinem Flächeninhalt von 188,981 engl. Quadratmeilen trifft daher zur Zeit eine englische Meile Eisenbahn auf 228.51 englische Quadratmeilen, während am 1. Januar 1871 eine Meile Eisenbahn trafen: in Ohio auf 11.30, in Pennsylvanien auf 9.88, in Illinois auf 11.49, in Massachusetts auf 5.27 Quadratmeilen. Hätte Californien so viele Eisenbahnen wie Massachusetts, so müßte es deren 35,858 englische = 7776.74 deutsche Meilen besitzen.*)

Die Wichtigkeit, welche die Eisenbahnen für Californien haben, werde ich eingehender im vierten Abschnitte besprechen; siehe auch S. 32.

*) Am 1. Januar 1871 befanden sich im Ganzen 53,399 englische = 11,580.96 deutsche Meilen innerhalb des Unionsgebietes im Betriebe. Siehe Henry V. Poor's „Manual of the Railroads of the United States for 1871—2, p. XXXIII."

Vollendete und dem Verkehre übergebene Eisenbahnen,
im Juli 1871.

	Meilen.	
	Engl.	Deutsche
1. Central Pacific, oder wie der volle Name lautet, Central Pacific Railroad of California.		
Hier sind nur die Bahnstrecken aufgeführt, welche diese Gesellschaft, zur Zeit die größte des Staates, in Californien besitzt. In meinem Buche „Die Pacific-Eisenbahn" habe ich eine Schilderung ihrer in Nevada und in Utah befindlichen 605 englischen = 131.21 deutsch. Meil. langen Bahnlinie entworfen.		
Die unter b) bis g) genannten Bahnen haben sich am 20. August 1870 mit der Central Pacific consolidirt und amalgamirt.		
Die unter h) bis l) aufgeführten Bahnen gehörten bis vor Kurzem der California Pacific Eisenbahn, die gebildet war durch die am 23. December 1869 erfolgte Fusion der California Pacific- und California Pacific Extension Eisenbahn-Gesellschaften. Ende Juli 1871 hat jedoch die California Pacific Railroad Company ihr ganzes Netz, einschließlich der seiner Zeit erworbenen California Pacific Extensionbahn, nebst deren Dependenzen, an die Central Pacific Railroad Company unter der Bedingung verkauft, daß letztere gleichzeitig die Garantie aller darauf lastenden Mortgage- und Income-Bonds übernimmt.		
a) Von State Line bis Sacramento. *Sacramento Division*	138	29.93

	Meilen.	
	Engl.	Deutsche.
b) Von Sacramento über Galt, Stockton, Lathrop und Niles Station nach Oakland Wharf. *Western Division*	135	29.28
Dies ist die frühere Western Pacific-Eisenbahn.		
c) Von Oakland Wharf über Oakland nach Brooklyn. *Oakland Branch* .	5	1.08
Dies ist die frühere San Franscisco und Oakland Railroad.		
d) Von Alameda Wharf nach Haywards. *Alameda Branch*	16	3.47
Dies ist die frühere San Francisco und Alameda Eisenbahn.		
e) Von Niles Station nach San José. *San José Branch*	18	3.90
f) Von Lathrop über Stanislaus River nach Modesto (San Joaquin Valley Eisenbahn). *Visalia Division*. .	20	4.34
Diese Bahn soll noch 130 bis 140 Meilen nach Visalia weitergeführt werden.		
g) Von Junction an der Central Pacific Bahn (18.2 Meilen östlich von Sacramento) über Marysville und Chico bis Tehama. *Oregon Division* . .	105	22.77
Diese Bahn (die frühere California und Oregon Railroad) wird rasch weitergebaut und bald Shasta erreichen; sie soll die Bahn, die von Portland in Oregon südwärts gebaut wird und schon bis Halsey (97 englische Meilen von Portland) fertig ist, an der State Line treffen.		
h) Von Vallejo über Fairfield und Davisville nach Sacramento . .	60	13.01

	Meilen.	
	Engl.	Deutsche
i) Von Davisville nach Marysville .	43 1/2	9.43
j) Von Vaca nach Vacaville	4	0.87
k) Napa Valley Branch, von Napa Junction (Adelante) nach Calistoga	36	7.81
l) Von Donahue über Petaluma und Santa Rosa nach Windsor . . .	26	5.64

l) ist die frühere San Francisco und North Pacific Eisenbahn. Von Windsor nach Cloverdale (23 englische Meilen) soll die Bahn noch im Jahre 1871 fertig werden; von letztgenanntem Orte wird sie sich nach der Humboldt Bai fortsetzen.

Zwischen den Linien k) und l) wird eine ihrer baldigsten Vollendung entgegensehende Verbindungsbahn hergestellt, die, bei Adelante beginnend, über Sonoma nach Petaluma zu führen bestimmt ist.

2. Sacramento Valley Eisenbahn. Von Sacramento über Folsom nach Shingle Springs	48	10.41

War die erste Eisenbahn Californien's. Wird 10 engl. Meilen weiter nach Placerville gebaut.

3. California Northern Eisenbahn. Von Marysville nach Oroville . .	26	5.64

Von Oroville soll die Bahn nach Chico weitergeführt werden, um sich dort mit der Central Pacific Eisenbahn (*Oregon Division*) zu verbinden.

4. Southern Pacific Eisenbahn, gebildet durch die am 12. Oktober 1870 erfolgte Fusion der Eisenbahngesellschaften: San Francisco und San

	Meilen.	
	Engl.	Deutsche.
José, Santa Clara und Pajaro Valley und California Southern.		
Von San Francisco über San Mateo und San José nach Gilroy . . .	80	17.35
Diese Bahn wird in südöstlicher Richtung über Hollister, bis wohin sie bald fertig sein wird, durch die Panoche und Tehachapa-Pässe nach Los Angeles fortgeführt werden, um zuletzt in der Nähe des Colorado Flusses (wahrscheinlich bei Fort Yuma) einen Anschluß an die Texas Pacific Eisenbahn zu gewinnen.		
Noch erwähne ich — was streng genommen nicht hierher gehört, — daß die Texas Pacific Railroad jene Bahn ist, die früher mit dem Namen Southern Pacific bezeichnet ward (siehe meine „Pacific-Eisenbahn" S. 5). Sie wird von Marshall, einem im Harrison Kreise an der Ostgrenze von Texas gelegenen Orte, längs des 32. Breitengrades an den Rio Grande bei El Paso, dann durch New Mexico und Arizona an den Colorado Fluß da, wo er die südöstliche Grenze Californien's bildet, in die Nähe des Forts Yuma und von hier nach San Diego am stillen Meere führen. Von Marshall wird sie eine über Alexandria und Baton Rouge nach New Orleans von der New Orleans, Baton Rouge und Vicksburg Railroad Company zu bauende Zweigbahn haben.		
5. Los Angeles und San Pedro Eisenbahn (über Wilmington) . . .	25	5.42
6. Stockton und Copperopolis (etwa		

	Meilen.	
	Engl.	Deutsche.
36 englische Meilen), wovon bis jetzt von Stockton aus fertig	28	6.07
7. San Quentin und San Rafael Eisenbahn	4	0.87
8. Der Vollständigkeit wegen sind noch zwei nur zum Kohlentransporte dienende Eisenbahnen zu erwähnen:		
a) Die im Februar 1866 eröffnete, mit einem Kostenaufwand von etwa 145,000 Dollars gebaute Pittsburg Coal Railroad, von Pittsburg nach Somersville	5 1/2	1.19
b) Zwischen Cumberland und New York Landing	4	0.87
Meilenzahl der vollendeten Eisenbahnen:	827*)	179.35

Aus der großen Anzahl der in Californien theils schon längere Zeit, theils jüngst

Projektirten Eisenbahnen

führe ich hier folgende an, darauf hinweisend, daß auch in der vorhergehenden Zusammenstellung der vollendeten Bahnen bereits auf manche ihnen noch bevorstehende Erweiterung aufmerksam gemacht worden ist.

1. Die Central Pacific Eisenbahngesellschaft beabsichtigt zwischen Sacramento und Goat's Island (Insel Yerba Buena) bei San Francisco eine

*) Nach Henry V. Poor's „Manual of the Railroads of the United States for 1871—2 hatte Californien zu Anfang des Jahres 1871 925 englische Meilen Eisenbahnen; meiner Ueberzeugung nach sind jedoch in dieser Zahl manche Bahnstrecken enthalten, die zwar im Baue begriffen, aber zur Zeit noch nicht vollendet sind.

möglichst kurze Linie herzustellen, so daß die Entfernung zwischen diesen beiden wichtigen Städten Californien's nur 70 bis 75 englische = 15.18 bis 16.27 deutsche Meilen betragen würde.

2. Unter dem Namen Terminal Pacific beabsichtigt man von Oakland über die Straits of Carquinez eine Eisenbahn nach Vallejo anzulegen.

3. Die Gesellschaft „California Pacific Railroad, Eastern Extension" beabsichtigt eine Bahn nach Ogden in Utah zu bauen, um sich dort mit der Union Pacificbahn zu vereinigen. Die Incorporationspapiere für dieses großartige Unternehmen, für das keine Subsidien verlangt werden, sind am 23. Mai 1871 in Sacramento registrirt worden. Da jedoch bis jetzt nur die unten angegebene allgemeine Richtung der Bahn bestimmt ist, so läßt es sich augenblicklich nicht genau berechnen, wie viele Meilen derselben auf Californien entfallen werden.*)

Die neue Bahn wird in der Nähe von Davisville beginnen (siehe S. 26 h), durch das Sacramento Thal die nördliche Grenze von Californien beim Goose Lake erreichen, dann an den Christmas See in Oregon sich wenden und auf der Südseite des Snake River Thales (im südlichen Idaho) nach Ogden in Utah geführt werden. Außerdem soll sie einige Zweigbahnen nach verschiedenen Punkten Oregon's erhalten.

4. Verschiedene enggeleisige Bahnen sind projektirt.

*) Der unterdessen stattgefundene Verkauf der California Pacific Eisenbahn an die Central Pacific Railroad Company (siehe S. 25) dürfte — was jedoch gegenwärtig unmöglich mit Sicherheit beurtheilt werden kann — manche Aenderungen in diesem Projekte hervorrufen.

Statistische Ergebnisse.

Die auf den vorhergehenden Seiten mitgetheilten statistischen Angaben verschaffen uns Aufklärung über viele der wichtigen Veränderungen, die innerhalb der letzten Jahrzehnte in manchen californischen Verhältnissen eingetreten sind. Der nordamerikanische Bürgerkrieg, der während der ersten Hälfte der Sechziger Jahre wüthete, hatte für Californien, wegen der weiten Entfernung dieses Landes vom Kriegsschauplatze, nicht die nachtheiligen Folgen, die er gegen manche andere Staaten der Union äußerte.

Ein auch nur flüchtiger Blick in die gegenwärtigen statistischen Verhältnisse Californien's läßt uns eine eigenthümliche Vertheilung der Bevölkerung erkennen, wie solche auf Flächen von dieser weiten Ausdehnung kaum noch einmal gefunden werden dürfte. Von dieser wohnt nämlich nahezu die Hälfte in einigen wenigen Städten, die sich vorzugsweise mit commerciellen und industriellen Unternehmungen oder mit Bergbau befassen. Bis jetzt fehlt es daher Californien entschieden an Landbevölkerung, was um so mehr zu beklagen, da die Zukunft dieses Landes sicher nicht in der mehr oder minder lotteriehaften Ausbeutung seines Goldes (über die ich im achten Abschnitte nähere Mittheilungen geben werde), sondern vielmehr in der nachhaltigen Bebauung seines für die Hervorbringung jedes pflanzlichen Produktes geeigneten Bodens besteht; man vergleiche den vierten Abschnitt.

Erfreulich ist es zu sehen, daß diese Ansicht immer mehr um sich greift und in weitere Kreise eindringt; der jüngste Census liefert hierfür die deutlichsten Belege, indem er eine beträchtliche Zunahme der Bevölkerung in den Agriculturdistrikten und hiermit

eine von Jahr zu Jahr wachsende Betheiligung am Ackerbau nachweist. Die allmähliche Vervollständigung des über Californien sich ausbreitenden Eisenbahnnetzes wird sich für den dortigen Landmann außerordentlich wichtig erweisen, da sie ihm die Möglichkeit bieten wird, auf billige und zugleich sichere Weise seine Produkte nach den verschiedensten Richtungen abzusetzen.

Das Interesse ferner, das Californien dem Handel und der Industrie widmet, läßt sich aus der sehr großen Zunahme in der Bevölkerung San Francisco's ersehen. Hingegen zeigt uns die sehr beträchtliche Abnahme der Bevölkerung in den Minendistrikten, daß die einst für unerschöpflich gehaltenen Goldfelder nicht mehr denselben reichen Ertrag wie früher liefern; mit genügendem Erfolge können sie zur Zeit nicht mehr von einem einzelnen minder bemittelten Manne, sondern nur noch von Gesellschaften oder doch vermögenden Kapitalisten ausgebeutet werden. Daß die wahre Einsicht in den Zustand der Goldfelder sich immer mehr Bahn bricht, daß endlich der unselige Wahn und die trügerische Hoffnung auf dort zu findenden raschen und leichten Vermögenserwerb, wodurch die Menschheit so lange bethört wurde, gebrochen ist, wird Californien sicher nur zum Heil und Segen gereichen.

Ist auch leider gegenwärtig das Zahlenverhältniß der Frauen und Männer in ganz Californien kein normales, da letztere noch immer die überwiegende Mehrzahl bilden, so hat es sich doch in dieser Beziehung in den jüngsten Jahren so wesentlich gebessert, daß aller Wahrscheinlichkeit nach in gar nicht langer Zeit auch in diesem Lande jener Zustand der Bevölkerungsver-

theilung nach Geschlechtern herrschen wird, der zur Erhaltung gesunder socialer Zustände erforderlich ist.

Für die fernere Zukunft und Entwickelung Californien's wäre eine tüchtige Einwanderung von hohem Werthe und großem Nutzen, und alle Maßnahmen, die zur Förderung dieses Zweckes beitragen können, werden von Jedem, der an dem Wohle dieses Landes Antheil nimmt, mit Freuden begrüßt werden. Einen Versuch in dieser Richtung hat die am 1. November 1869 begründete californische Einwanderungs-Gesellschaft (California Immigrant Union) unter Leitung ihres Präsidenten Herrn C. T. Hopkins und ihres ersten Vicepräsidenten und Geschäftsführers Herrn Charles S. Capp gemacht; ihr Hauptbureau befindet sich zu San Francisco, 316, California Strasse. Es ist auch davon die Rede, daß der bekannte amerikanische Gesandte und genaue Kenner der pacifischen Staaten, Herr J. Roß Browne, in ihrem Auftrage nach Europa sich begeben werde.

Diese Gesellschaft hat in zwei von mir bereits S. 8 erwähnten Broschüren eine Anzahl (mit geringfügigen Ausnahmen) genauer Angaben über Californien veröffentlicht, und erklärt sich bereit, „Einwanderern und anderen Personen, die in Betreff von Ländereien in Californien und über die Weise, sie zu erwerben, zuverlässige Auskunft verlangen, sie zu ertheilen.“ Sie ist ferner im Stande „für Gründung von Colonien durch Einwanderer aus den östlich von den Felsengebirgen gelegenen Staaten oder aus europäischen Ländern die wünschenswerthesten Arrangements zu machen und die billigste Ueberfahrt direkt nach Californien für sie zu besorgen.“ Von den Correspondenten der Gesellschaft in Deutschland wird Herr Th. Kruse zu Bremen (Firma: E. Kruse & Co) auf Verlangen jede weitere Auskunft

ertheilen; der Hamburger Correspondent Herr C. A. Balzer (Firma: Balzer & Co.) ist leider im Frühjahr 1871 mit Tode abgegangen; seine Stelle wird wohl demnächst wieder besetzt werden.

Die am 27. April 1868 von Bentham Fabian gegründete „California Labor Exchange" (319, Battery Straße, San Francisco) verschafft Einheimischen sowohl als Einwanderern Arbeit und gibt ihnen nutzbringe Aufklärung über die Erwerbsquellen der Staaten und Territorien an der Küste des stillen Meeres.

Wenn es auch der Zweck des vorliegenden Buches nicht sein kann, eingehendere auf die Einwanderung nach Californien bezügliche Mittheilungen zu geben, so will ich doch hier auf einige allgemeine diesen Gegenstand berührende Verhältnisse aufmerksam machen, da deren Kenntniß Manchem nützlich sein könnte.

Bietet auch Californien alle Hülfsmittel, um Millionen und abermals Millionen von Menschen, die sich ihm anvertrauen wollen, sofern sie nicht sofort im Großen, sondern von vorn anfangen und nüchtern, arbeitsam und charakterfest sind, zufrieden und glücklich zu machen, so sollten doch jene Personen, die den gebildeten oder gelehrten Kreisen angehören und zu ihrem Fortkommen hauptsächlich auf ihre geistigen Fähigkeiten angewiesen sind, nicht ohne vorbereitende Schritte in dieses Land sich begeben, sondern erst, nachdem sie sich, was bei umsichtigem Verfahren keineswegs so schwer, wie es Manchem scheinen mag, zu erreichen ist, vor ihrer Abreise bereits eine ihren Fähigkeiten und Neigungen entsprechende, wenn auch zunächst nur auf einige Monate sich erstreckende Beschäftigung gesichert haben. Denn die schwierigste, wenn auch nicht unlösbare Aufgabe für den in solcher Weise nicht vorgesehenen Ankömmling,

der sich im Lande durch seine Geistesbildung zu ernähren wünscht, ist gerade die baldige Erwerbung einer darauf sich gründenden Stelle. Das Leben in diesem Lande ist nämlich so theuer, daß der weniger Bemittelte keine Zeit zum Warten auf Verwendung hat, sondern, wenn ihm die Mittel ausgehen, zunächst zu der ihm ungewohnten Beschäftigung eines Handarbeiters greifen muß.

Leute, die sich seit längerer Zeit in den östlichen Staaten Amerika's eine, wenn auch bescheidene, so doch behagliche Heimath gegründet haben, sollten meiner Ansicht nach dieselbe nicht in unüberlegter Weise, nicht auf die Hoffnung hin aufgeben, sie in dem Goldlande, weil dort so hohe Löhne gezahlt werden, mit einer glänzenden vertauschen zu können; sie sollten erwägen, daß durch die Einwanderung der Chinesen die Löhne in Californien wesentlich gedrückt worden sind und daß sie aller Wahrscheinlichkeit nach noch mehr herabsinken werden; sie sollten gleichwie jeder, der die Absicht hegt, nach Californien auszuwandern, bedenken, daß selbst jetzt, wo seit Eröffnung der Pacific Eisenbahn die Reise dorthin bedeutend billiger als früher geworden ist, die Rückkehr aus diesem weitentfernten Lande in ehemalige Heimstätten sich wegen des hierzu erforderlichen Zeit- und Geldaufwandes weit schwerer bewerkstelligen läßt, als von irgend einem der östlich vom Missouri gelegenen Staaten. Abgesehen von manchem anderen, beruht meiner Ansicht nach der Grund, warum Californien in den letzten zehn Jahren nicht in dem Maße, wie andere westliche Staaten der Union zugenommen hat, (s. Tabelle S. 16) nicht, wie Gegner des Landes sich darzustellen bemühen, (insbesondere Charles Loring Brace in seinem Buche „The New West, or California in 1867—68") in seinen etwa absichtlich mit

Stillschweigen übergangenen, aber dessenungeachtet sich geltend machenden Schattenseiten, sondern mehr, als man vielleicht glaubt, in seiner großen Entfernung von den östlichen nordamerikanischen Staaten sowohl, als auch von Europa und in der mit diesem Umstande zusammenhängenden größeren Ausgabe, die eine Reise dorthin verursacht. Heutzutage, bei dem regen zwischen Amerika und Europa herrschenden Verkehre, bei den mannichfaltigen und wichtigen Wechselbeziehungen, die zwischen diesen beiden Erdtheilen bestehen, gibt Niemand, auch wenn er nach der neuen Welt in der festen Absicht auswandert, sich in ihr dauernd eine Heimathsstätte zu gründen, die ihn oft zu großen Anstrengungen aneifernde Hoffnung auf, von Zeit zu Zeit seinen Angehörigen oder Freunden im alten Vaterlande einen Besuch zu machen. Hat er sich in dem fernen Californien niedergelassen, so erfordert die Erreichung seiner Absicht nicht nur eine weit bedeutendere Geldsumme, sondern sie ist auch wegen längerer Reisedauer mit größerer Gefahr der Benachtheiligung für sein Geschäft verbunden, als wenn er in irgend einem der östlich vom Missouri gelegenen Staaten wohnt.

Sicher ist, daß selbst heute noch, und aller Wahrscheinlichkeit nach während geraumer Zeit, für eine aus Mann, Frau und vier Kindern bestehende Familie die Reise von San Francisco nach New York, wenn sie dieselbe mit Bequemlichkeit zurücklegen will, eben so viel kostet, wie eine solche von New York etwa nach Berlin, und Manchem, mag er auch ganz wohlhabend sein, ist es keineswegs gleichgültig, wenn er für die immerhin theuere Reise das Doppelte auszugeben hat.

II.

Die Höhenverhältnisse.

Einleitung.

Die zahlreichen Beobachtungen, die während der letzten Jahre von den Mitgliedern der unter Leitung des Professors J. D. Whitney stehenden geologischen Vermessung (Geological Survey of California) mit Ueberwindung mannichfacher und großer Schwierigkeiten über die bis in die neueste Zeit so wenig erforschten Gebirge Californien's angestellt wurden, ermöglichen es, hier einige auf die Höhenverhältnisse dieses Landes bezügliche, keineswegs allgemein bekannte Daten zu geben, die durch Vergleichungen mit den europäischen Alpen und mit den von meinen Brüdern und mir auf längeren Reisen besuchten Gebirgen Hochasien's an Anschaulichkeit und Verständniß gewinnen dürften. Wer diese Vergleichungsdaten ausführlicher kennen lernen will, sei auf meine Abhandlungen: „Ueber die Höhenverhältnisse Indien's und Hochasien's" (Sitzungsberichte der Kgl. Bayr. Akademie der Wissenschaften zu München 1862), ferner auf: „Comparative, hypsometrical and physical Tableau of High Asia, the Andes, and the Alps" im Journal of the Asiatic Society of Bengal, Calcutta 1866 und überdies auf: „General hypsometrical Tableau of India and High Asia" in Vol. II.,

p. 473—505 der „Results of a scientific mission to India and High Asia," (Leipzig, F. A. Brockhaus; London, Trübner & Co. 1862) verwiesen.

Ueber die allgemeine Lage und Gestaltung der mächtigen hochasiatischen Gebirge, als deren wichtigste Glieder der Himalaya, der Karakorum (mit dem zwischen ihnen befindlichen Tibet) und der Künlün zu bezeichnen sind, enthalten nähere Angaben: Der zweite Band der von meinem Bruder Hermann in deutscher Sprache veröffentlichten „Reisen in Indien und Hochasien," S. 1—18, (Jena, Hermann Costenoble 1871), und meine in Petermann's „Geographischen Mittheilungen," Jahrgang 1865, S. 361—77 enthaltene „physikalisch-geographische Schilderung von Hochasien."

Das weite Bereich der californischen Gebirgswelt und die in ihrer Erhebung auftretenden großen Unterschiede eröffnen der hypsometrischen Forschung ein weites, man möchte sagen, unermeßliches Feld, dessen Bearbeitung noch viele Kräfte in Anspruch nehmen wird. Da der Umfang der bis jetzt vorhandenen Daten noch ein beschränkter ist, so kann mein Bestreben nur darauf gerichtet sein, unter sorgfältiger Benutzung aller mir zu Gebote stehenden Angaben einen bescheidenen Beitrag zur näheren Kenntniß der physikalischen Geographie Californien's zu liefern; möge derselbe vorläufig in keinem anderen Lichte, als in dem einer äußerst unvollständigen Skizze betrachtet werden, deren zahlreiche Lücken jedoch in wenigen Jahren ausgefüllt werden können, wenn, was ich zuversichtlich hoffe, der Geological Survey in liberaler Weise die Mittel an die Hand gegeben werden, ihre für die Wissenschaft so wichtige Thätigkeit, die sie leider für einige Zeit hat aussetzen müssen, wieder aufnehmen zu können.

Lage und Eintheilung der californischen Gebirge.

Das wichtigste Gebirge Californien's ist die Sierra Nevada, d. h. aus dem Spanischen übersetzt: „Die schneeige Gebirgssäge."

Die Sierra Nevada gehört zu den Andes oder Cordilleren und bildet den westlichen Theil des großen nordamerikanischen Plateaus, dessen östlicher Theil von den Felsengebirgen (Rocky Mountains) durchzogen wird. Die Sierra Nevada streicht im Allgemeinen von Süden nach Norden und erstreckt sich, im weiteren Sinne aufgefaßt, zwischen dem Tejon Paß und Mount Shasta in einer Länge von über 550 englischen = 120 deutschen Meilen zwischen 35° und 41° 20′ nördlicher Breite; ihre mittlere Breite beträgt 80 englische = 17 deutsche Meilen. Im engeren Sinne betrachtet beginnt sie bei dem Tejon Paß (35° nördlicher Breite) und endet bei Lassen's Peak (40° 30′ nördlicher Breite); unter dieser Annahme hat sie nur eine Ausdehnung von 450 englischen = 98 deutschen Meilen. Zwischen Lassen's Peak und Mount Shasta ist nämlich in dem Gebirge eine tiefe Einsenkung, die von einem großen, 5000 Fuß über der Meeresfläche gelegenen Plateau ausgefüllt ist, einem der wenigen, die wir in der Sierra Nevada finden (vergl. S. 46). Die Hauptkette scheint sich in der Nähe von Lassen's Peak zu spalten; ein Theil zieht nördlich fort, der andere, bis zum Mount Shasta sich erstreckend und nördlich hiervon die in Oregon und im Washington Territorium gelegenen Cascade Mountains bildend, biegt in nordwestlicher Richtung ab.

Eine Art von Gegensatz zu dem soeben beschriebenen hohen Plateau bildet die im südöstlichen Theile Californien's im San Diego Kreise gelegene Colorado Wüste, die nicht, wie man bisher annahm, in ihrer ganzen Ausdehnung auf gleichem Niveau mit dem Meeresspiegel steht, sondern ihn nach den neuesten Messungen stellenweise um 750 Fuß überragt. Diese 2,500,000 Acres umfassende etwa 70 englische = 15.18 deutsche Meilen breite und 140 englische = 30.36 deutsche Meilen lange Wüste entstand ursprünglich durch das Trockenwerden des Delta, das einst in ihr die jetzt einen anderen Lauf nehmenden Flüsse Gila und Colorado gebildet haben. Auch die baumlose Colorado Desert enthält, wie jede andere Wüste, einzelne fruchtbare Oasen, die sich an ihrem südlichen und östlichen Rande befinden.*)

Wie gar häufig bei den Andes, so finden wir auch bei der Sierra Nevada, daß ihr andere Ketten nahezu parallel laufen: im Osten die gegen 1000 englische = 216 deutsche Meilen von ihr durch das Große Salzseebecken geschiedenen Rocky Mountains oder Felsengebirge und im Westen, oft dicht an das Gestade des stillen Meeres herantretend, häufiger jedoch 20 bis 50 englische = 4 bis 11 deutsche Meilen davon entfernt, das **Küstengebirge**, das aus einer Anzahl von mehr oder minder langen Ketten und Zügen besteht; die Höhe der

*) Das Klima auf der Colorado Wüste siehe im 3. Abschnitt. Ausführliche Mittheilungen über die geologische Beschaffenheit dieser Wüste geben William P. Blake in Vol. V. des „Report of expeditions and surveys from the Mississippi to the Pacific Ocean“ und Balduin Möllhausen in Band I., S. 102—10 und S. 449—50 seiner „Reisen in die Felsengebirge Nordamerika's bis zum Hochplateau von Neu Mexico.“

Gipfel übersteigt hier nur selten 4000 Fuß. Die Spanier hatten in der Zeit ihrer Herrschaft über Californien keinen Gesammtnamen für dieses Gebirge, das die Amerikaner heut zu Tage die „Coast Range“ nennen, sondern belegten jede einzelne Hügelreihe oder Kette mit einem besonderem Namen, der meistens einem ihrer zahlreichen Heiligen entlehnt war; häufig gab es für eine und dieselbe Kette gleichzeitig mehrere nebeneinander laufende Bezeichnungen.

Zwischen 35° und 40° 35′ nördlicher Breite ist das Küstengebirge von der östlich gelegenen Sierra Nevada durch ein mächtiges, von den Flüssen Sacramento und San Joaquin durchzogenes Thal getrennt, und erreicht eine äußerst wechselnde, zwischen 40 bis 70 englischen = 8½ bis 15 deutschen Meilen betragende mittlere Breite. Südlich vom 35. Breitengrade (in der Nähe des Tejon Passes) und nördlich von 40° 35′ (etwas oberhalb Shasta City) stößt dasselbe mit der Sierra Nevada zusammen. Das oben erwähnte, von der Sierra Nevada und der Coast Range eingeschlossene Sacramento- und San Joaquin Thal ist nahezu 350 englische = 76 deutsche Meilen lang und hat eine zwischen 40 bis 80 englische = 8½ bis 17 deutsche Meilen betragende Breite.

Die Vereinigung des Küstengebirges mit der Sierra Nevada im Süden und Norden vollzieht sich in der Weise, daß die einzelnen Gebirgsketten nicht mehr durch topographische, sondern nur noch durch geologische Unterschiede zu erkennen sind. Aehnliches findet übrigens auch bei anderen Gebirgsketten unserer Erde statt. So läßt sich das im Süden sowohl als im Norden fast seiner ganzen ungeheueren Längenentwickelung nach scharf-begrenzte Gebirgssystem Hochasien's an seinen östlichen und westlichen Endpunkten, wo sich

andere Züge von ziemlicher Mächtigkeit anschließen, nicht mehr in seinen einzelnen Hauptketten genau unterscheiden.

Da Professor Whitney S. 3 seiner „Geological Survey" selbst die Frage aufwirft: „Welchen Namen soll man den südlich von Fort Tejon befindlichen Gebirgsketten geben? Gehören sie zur Sierra Nevada oder zum Küstengebirge?", da er ferner S. 186 des genannten Werkes selbst zugibt, daß ein Theil der Gebirgsregion, die er zur Sierra Nevada rechnet, ein sehr zweifelhaftes Anrecht hierauf hat, da überdies die aus geologischen Gründen behaupteten Unterschiede zwischen der Coast Range und der Sierra Nevada keineswegs bis jetzt endgültig festgestellt sind, noch jemals vielleicht mit völliger Genauigkeit bestimmt werden können: so wird es von mir nicht anmaßend erscheinen, wenn ich auf Grund der Hypsometrie den Versuch wage, folgende Unterscheidungen der californischen Gebirge vorzuschlagen, die natürlich nur so lange Gültigkeit behalten kann, bis eine eingehendere Kenntniß der allgemeinen Lage und Streichung und der geologischen Verhältnisse der californischen Gebirge uns die Möglichkeit gewähren wird, ein ganz genaues System darüber aufzustellen.

Ich unterscheide:

1. Die Sierra Nevada, Californien's Hauptgebirge, im Ganzen und Großen von Norden nach Süden, zwischen 35° bis 41° 20′ in einer Länge von über 550 englischen = 120 deutschen Meilen streichend.
2. Das ihr parallel laufende Küstengebirge (die Coast Range), zwischen 35° bis 40°, das bei 40° vollständig mit der Sierra Nevada zusammenfällt.
3. Das Verbindungsgebirge zwischen der Sierra Nevada und der Coast Range, südlich vom 35. Breitengrade.

Gipfel.

Folgendes ist eine Zusammenstellung der hauptsächlichsten Gipfel der Sierra Nevada.

Von Süden nach Norden.

Die cursiv gedruckten Namen bezeichnen jedesmal den Kreis (County), in welchem der betreffende Gipfel liegt. c = circa. Mt. = Mount.

Name.	Höhe.
Kaweah Peak. *Tulare.*	c. 14,000
Mt. Whitney. *Tulare.*	15,086
Mt. Silliman. *Fresno.*	11,623
Mt. Tyndall. *Tulare.*	14,386
Mt. Williamson. *Tulare.*	c. 14,000
Mt. Brewer. *Fresno.*	13,886
Mt. Gardner. *Fresno.*	c. 14,000
Mt. King. *Fresno.*	c. 14,000
Cathedral Rock. *Mariposa.*	c. 11,000
Mt. Hoffmann. *Mariposa.*	10,872
Mt. Dana. *Mariposa*	13,227
Silver Mountain. *Alpine.*	10,934
Lassen's Peak. *Shasta.*	10,571
Mt. Shasta. *Siskiyou.*	14,440

Die vorstehende Liste macht keinen Anspruch darauf, ein vollständiges Verzeichniß der in der Sierra Nevada vorhandenen Gipfel aufzustellen. Aller Wahrscheinlichkeit nach hat Californien auf einem Flächenraum von 300 englischen = 14.12 deutschen Quadratmeilen, dessen mittlere Erhebung 8000 Fuß beträgt, hundert Gipfel, die über 10,000 Fuß hoch sind, so daß dieses Land hierin unbestreitbar die Schweiz übertrifft, die höchstens auf

150 englische = 7.06 deutsche Quadratmeilen eine mittlere Erhebung von 8000 Fuß hat.

Kein Gipfel der Sierra Nevada erreicht übrigens die Höhe des 15,784 Fuß hohen Montblanc in den europäischen Alpen, aber viele sind nur unbedeutend niedriger.

Besitzt auch Californien keine zur Zeit thätigen Vulkane, so weist es doch, besonders in seinen nordöstlichen Theilen nicht nur mit Lava bedeckte Flächen, die einen Umfang von 10,000 englischen = 470 deutschen Quadratmeilen einnehmen, sondern auch eine Anzahl ausgebrannter Krater auf. Die bemerkenswerthesten unter den in Californien vorkommenden erloschenen Vulkanen sind der auf vorhergehender Seite erwähnte Mount Shasta, 14,440 Fuß hoch, (eine ungeheuere vulkanische Masse) und der etwa 70 englische = 15 deutsche Meilen südlich von ihm gelegene Lassen's Peak, 10,571 Fuß hoch. Zwischen diesen beiden Vulkanen befindet sich eine tiefe Einsenkung, die der Pit oder obere Sacramentofluß von Ostnordosten nach Westsüdwesten durchströmt, nämlich das S. 41 näher beschriebene Plateau.

Vier oder fünf Meilen nördlich von Lassen's Peak erheben sich mehrere mit abgestumpften Kraterkegeln versehene Gipfel, die sehr neuen Ursprungs zu sein scheinen; mehrere zuverlässige Personen haben erklärt, daß diese Krater zwischen den Jahren 1854 und 1857 beständig große Dampf- und Gasmassen ausgestoßen haben.

Mount Whitney, 15,086 Fuß hoch, ist nicht nur der höchste Gipfel Californien's, sondern aller Wahrscheinlichkeit nach auch der höchste der Ver-

einigten Staaten, da der in Alaska gelegene Mount St. Elias, den man früher zu 17,854 Fuß anschlug, nur eine Höhe von 14,970 Fuß erreicht.

Mit den Gipfeln Hochasien's können sich weder die Californien's, der Rocky Mountains und der Alpen, noch die höchsten der Andes messen; denn im Himalaya, einem Theile des hochasiatischen Gebirges, sind bis jetzt 216 Gipfel gemessen, worunter sich 17 befinden, die über 25,000 Fuß, 40, die über 23,000 Fuß und 120, die über 20,000 Fuß hoch sind. Der höchste Gipfel Asien's, überhaupt der höchste aller bis jetzt auf der Erde bekannten, ist der im Himalaya in Nepal bei 27° 59'.3 nördlicher Breite und 86° 54'.7 östlicher Länge von Greenwich (nicht 85° 54'.7 Länge, wie irrthümlich noch immer in einer großen Anzahl von Lehrbüchern steht) gelegene Gaurisankar oder Mount Everest, 29,002 Fuß hoch. In Behm's „Geographischem Jahrbuch", Band I., S. 272—80 habe ich alle im Himalaya bis jetzt gemessenen Gipfel mit Angabe ihrer Höhe, Länge und Breite namentlich aufgeführt.

Der höchste, bis jetzt in den Andes bekannte Gipfel, der Aconcagua, ist 23,004 Fuß hoch; der vielgenannte Chimborazo erreicht nur eine Höhe von 21,422 Fuß.

Zur Vergleichung füge ich hier die höchsten Gipfel der Felsengebirge (Rocky Mountains) und der Alpen bei. Die betreffenden Autoritäten habe ich in meiner „Pacific Eisenbahn", S. 70 (wo leider in Folge eines Druckfehlers Pike's Peak zu 14,206 statt 14,216 Fuß angegeben ist) und Vol. II., p. 495 unserer „Results of a scientific mission to India and High Asia" namhaft gemacht.



Die Sierra Nevada in ihren centralen Theilen. Mittlere Erhebung: 8500 bis 9000 Fuß.

Gipfel

der Felsengebirge.		der Alpen.	
Name.	Höhe.	Name.	Höhe.
Mount Harvard	14,270	Montblanc	15,784
Pike's Peak	14,216	Monte Rosa	15,223
Gray's Peak	14,145	Täschhorn	14,954
Mount Lincoln	14,123	Weißhorn	14,813
Mt. Yale	14,078	Mont Cervin	14,787
Long's Peak	14,050	Dent Blanche	14,305

Die drei höchsten Gipfel der Vereinigten Staaten von Amerika östlich vom Mississippi sind:

Clingman's Peak	6941	im Black Mountain, Staat North Carolina.
Mount Mitchell	6732	
Mount Washington	6226	in den White Mountains, Staat New Hampshire.

Betrachten wir jetzt die wichtigsten Gipfel des californischen

Küstengebirges oder der Coast Range.

Von Süden nach Norden.

Name.	Höhe.
San Carlos Peak. *Fresno*	4977
Mariposa Peak. *Merced*	3700
Pacheco Peak. *Santa Clara*	2845
Mt. Bache. *Santa Clara*	3780
Mt. Choual. *Santa Clara*	3530
Mt. Umunhum. *Santa Clara*	3430
Mt. Hamilton. *Santa Clara*	4440
Mt. Oso. *Stanislaus*	3383
Mt. Diablo. *Contra Costa*	3856
Mt. Tamalpais. *Marin*	2597
Mt. St. Helena. *Napa*	4343
Geyser Peak. *Sonoma*	3471

In dem von mir (S. 44.) erwähnten
Verbindungsgebirge sind die wichtigsten **Gipfel**:

Von Süden nach Norden.

Name.	Höhe.
Mt. Downey. *Los Angeles.*	5675
Mt. San Gorgoño. *San Diego.*	c. 7000
Mt. San Bernardino. *San Bernardino.* . . .	c. 8500
Mt. Parkinson. *Los Angeles.*	c. 6000
Mt. Pinos. *Santa Barbara.*	c. 7500

Nachdem wir die Gipfel in den verschiedenen Gebirgen Californien's kennen gelernt haben, wollen wir jetzt die in ihnen vorhandenen

Pässe

näher betrachten.

Die Pässe in der Sierra Nevada.

Von Süden nach Norden.

Namen.	Höhe.
Tejon, in 35° 5′ N. Breite. *Kern*	5285
Tehachapa, in 35° 8′. *Kern*	4020
Walker, in 35° 40′. *Kern*	5302
Namenlos, in 36° 32′	12,057
Namenlos, in 37° 28′	12,400
Mono, in 37° 55′. *Mono*	10,765
Sonora, in 38° 10′. *Mono*	10,115
Silver Mountain, in 38° 30′. *Alpine*	8793
Carson, in 38° 45′. *Alpine*	8759
Johnson, in 38° 50′. *El Dorado*	7339
Georgetown oder Squaw Valley, in 39° 10′. *Placer*	7119
Donner, in 39° 20′. *Nevada*	7056
Henneß, in 39° 30′. *Sierra*	6996
Yuba Gap, in 39° 38′. *Sierra*	6642
Beckworth, in 39° 45′. *Plumas*	5327
Noble's, über 40°. *Plumas*	6074

Die mittlere, aus den obenstehenden 16 Zahlen abgeleitete Höhe ergibt 7750 Fuß; da aber nördlich vom Noble's Paß, wie dies Whitney S. 39 seines „Yosemite Guide Book" ausdrücklich erwähnt, die (allerdings bis jetzt nicht genau gemessenen) Pässe an Höhe zunehmen, so kann als die mittlere Paßhöhe in der Gesammt-Sierra 8000 bis 8200 Fuß, und in den centralen Theilen der Sierra Nevada 8500 bis 9000 Fuß angenommen werden.

Die mittlere Paßhöhe beträgt:

in den Alpen Europa's		7550
im Himalaya	in Asien	17,800
im Karakorum	in Asien	18,700
im Künlün	in Asien	17,000

Die Felsengebirge (Rocky Mountains) werden von der Union Pacific Eisenbahn in einer Höhe von 8235 Fuß überschritten; die mittlere Paßhöhe, zu deren Feststellung die Daten gegenwärtig noch fehlen, reicht wahrscheinlich einige hundert Fuß weiter hinan.

In den Alpen Europa's ist der höchste Paß, der wenigstens früher als Handelsstraße benutzt wurde, der St. Theodule (11,001). Für einzelne Reisende sind auch noch höhere Einschartungen passirbar, z. B. das neue Weißthor (12,136 Fuß) und das alte Weißthor (11,871 Fuß). Der Col du Géant in der Montblanc Gruppe erreicht eine Höhe von 11,197 Fuß.

Der höchste Paß im Himalaya, überhaupt der höchste unter den bis jetzt bekannten Pässen der Erde, den mein Bruder Adolph und ich am 22. August 1855 überstiegen haben, ist der Ibi Gamin (20,459 Fuß), der niedrigste Paß des Himalaya der 16,186 Fuß hohe Bara Lacha.

Bis jetzt kennen wir in der Hauptkette des Himalaya 21 Pässe und es ist nicht wahrscheinlich, daß noch eine beträchtliche Zahl derselben gefunden werden sollte.

Der höchste Paß des Karakorum, der Mustagh, erreicht eine Höhe von 19,019 Fuß; er wird aber nicht allgemein zum Uebergange von Karavanen benutzt, die sich für ihre Zwecke des 18,345 Fuß hohen Karakorumpasses bedienen.

In den Chili-Andes ist nach v. Tschudi der höchste Paß Puntas Negres (15,560 Fuß); der in Chili vielbegangene östliche Portillo Paß erreicht eine Höhe von 14,315 Fuß. Nach meiner Berechnung beträgt die mittlere Paßhöhe der Chili-Andes (zwischen 24° und 36° südlicher Breite) 12,900 Fuß.

Pässe im Küstengebirge (Coast Range) zwischen 35° bis 40° nördlicher Breite.

Von Süden nach Norden.

Name.	Höhe.
Santa Margarita. *San Luis Obispo.*	1350
Panoche. *Fresno*	2500
Pacheco. *Santa Clara.*	1470
Livermore. *Alameda.*	686

Mittlere Höhe der Pässe des Küstengebirges: 1500 F.

Pässe in dem Verbindungsgebirge zwischen der Coast Range und Sierra Nevada. Südlich vom 35. Breitengrade.

Von Süden nach Norden.

Name.	Höhe.
Warner's. *San Diego.*	3780
San Gorgoño. *San Bernardino.*	2808
Cajon. *San Bernardino.*	4676

Name.		Höhe.
San Fernando.	*Los Angeles.*	1956
Soledad.	*Los Angeles.*	3164
San Francisquito.	*Los Angeles.*	3437

Mittlere Höhe der Pässe im Verbindungsgebirge: 3300 Fuß.

Physikalische Phänomene.

Schneefall.

Ueber den Schneefall in Californien gebe ich im nächsten Abschnitte, der von dem Klima dieses Landes handelt, nähere Mittheilungen. Ich erwähne hier nur, daß Schneefall in den tiefer gelegenen und südlichen Theilen Californien's, sofern sie sich nicht 3000 Fuß über die Meeresfläche erheben, zu den größten Seltenheiten gehört, wogegen er in den höheren Regionen der Sierra Nevada im Winter häufig eine Höhe von fünfzehn Fuß erreicht. In der Nähe des Hauptkammes der centralen Sierra Nevada, besonders in den Umgebungen des Donner Sees, ist jedoch die im Winter herniederkommende Menge von Schnee noch weit beträchtlicher, da sie häufig eine Mächtigkeit von dreißig, ja selbst von vierzig und ausnahmsweise sogar von sechzig Fuß erlangt.

Die große Bedeutung des in den höheren Theilen der Sierra Nevada fallenden Schnees für Californien hat Whitney S. 44 seines „Yosemite Guide Book" in so anschaulicher und richtiger Weise dargelegt, daß ich ihn selbst reden lasse.

„Das Schmelzen des während des Winters angehäuften Schnees im Sommer ist es, das die Ströme hoch oben im Gebirge wasserreich erhält; diese füllen hinwieder die Gräben und Kanäle, welche den Minern

den unerläßlichen Bedarf an Wasser liefern. Diese Gräben sind im Verhältniß zu ihrer Breite tief und haben einen starken Fall, so daß sie die Verdunstung verringern, die so schnell die Wassermenge der natürlichen von der Sierra Nevada herabströmenden Bäche vermindert; die kleineren Bäche trocknen gewöhnlich, ehe der Sommer nur zur Hälfte vorüber ist, aus. So erweist sich der in der Sierra Nevada aufgespeicherte Schneevorrath als ein höchst werthvoller Schatz für den Staat; wenn nämlich aller Niederschlag in der Form von Regen stattfände, würde er sogleich abfließen, hierdurch verheerende Ueberschwemmungen verursachend, und im Sommer wäre es unmöglich, landwirthschaftliche oder Minenarbeiten zu unternehmen. Wahrlich, ohne den Vorrath von Schnee würde das ganze Land eine völlige Wüstenei werden. Ueberall im Großen Salzseebecken ist es das Schmelzen des im Winter aufgehäuften Schneevorrathes, welches den Abhängen der Berge ihr weniges Grün und ihre geringe Fruchtbarkeit verleiht. Sind die Gebirgskämme hoch und breit genug, um einen großen Vorrath von Schnee anzulegen und zu sammeln, der, wenn geschmolzen, Wasser liefert, mit dem die Thäler und Abhänge bewässert werden können, so vermag man diese zur Hervorbringung reichlicher Ernten geeignet zu machen; wo jedoch niedrige Kämme vorwalten, sind sie sowohl, als auch die an ihrem Fuße sich ausbreitenden Thäler durchaus unfruchtbar."

Schneegrenze.

Da Lassen's Peak und der nördlich von ihm gelegene Mount Shasta die einzigen Gipfel der Sierra Nevada sind, auf denen sich das ganze Jahr hindurch Schnee in einzelnen Massen hält[1], so kann von einer

Schneelinie, welche, wie in den Alpen oder anderen hohen Gebirgen die californische Sierra Nevada durchweg bedeckte, keine Rede sein.

Auch in den Felsengebirgen gibt es, wenigstens zwischen dem 40. und 41. Breitengrade, nach Dr. C. C. Parry keine Schneelinie. „The fact of the largest bodies of snow being met with in depressions, which, when filled up to a certain point, remained nearly stationary, and did not accumulate by drifting more than the average heat of summer could dissolve — the entire absence of anything like glacier phenomena — soon satisfied my mind that the true „snow-line" as understood in European countries was not reached, at least in this particular region." (Transactions of the Academy of Science of St. Louis. Vol. II., No. 3. p. 534. St. Louis, 1868).

In Hochasien sind die Mittel für die Schneegrenze, über die wir gegenwärtig eine bedeutende Anzahl von Daten haben, folgende:

		Fuß.
A. Im Himalaya.	Südlicher (indischer) Abhang .	16,200
	Nördlicher (tibetanischer) Abhang	17,400
B. Im Karakorum.	Südlicher (tibetanischer) Abhang	19,400
	Nördlicher (gegen die Plateaux von Turkistan)	18,600
C. Im Künlün.	Südlicher Abhang	15,800
	Nördlicher (gegen die Ebenen Turkistan's)	15,100

In den Andes sind die Schneegrenzen nach Humboldt und Pentland:

	Fuß.
Oestliche Andes von Bolivia	15,900
Westliche Andes von Bolivia	18,500
Andes von Quito	15,700

Für die **Alpen** setzen meine Brüder folgende Mittelwerthe fest:

	Fuß.
Nördliche Abhänge	8900
Südliche Abhänge	9200
Extreme an der Montblanc und Monte Rosa-Gruppe	9800

Gletscher.

Darin unterscheidet sich die Sierra Nevada wesentlich von den Gebirgen Hochasien's und den Alpen Europa's, daß sie gegenwärtig keine Gletscher mehr hat. Aber die deutlichsten Spuren von Wirkungen ehemaliger ungeheuerer Gletscher lassen sich in den hohen Regionen der Sierra Nevada, besonders an ihren westlichen Abhängen, zwischen dem 36. und 38. Grade nördlicher Breite (also unter den Parallelkreisen der südlichen Spitzen Europa's) in einer Ausdehnung von hunderten von Meilen erkennen. Denn die Granitmassen, die dort den Haupttheil des Gebirges bilden, erscheinen wie gehobelt, gefurcht und gestreift, und zwar im Allgemeinen in der Richtung der Thäler hin; auch Moränen fehlen nicht.

Die hauptsächlichsten Spuren ehemaliger Gletscher finden wir, wie Whitney S. 45 seines „Yosemite Guide Book" und an verschiedenen Stellen der „Geological Survey" hervorhebt (siehe Index S. 490 sub „Glaciers"), in dem oberen Quellengebiete der Kern und King's Flüsse, in den Thälern, wo die Flüsse Merced, San Joaquin und Tuolumne entspringen, und in der Gegend oberhalb des Yosemitethales. Mit sehr wenigen Ausnahmen haben jedoch diese Gletscher nicht tief herabgereicht, sondern wahrscheinlich schon bei 6000 oder 8000 Fuß geendet, so daß ihr Auftreten keineswegs die Bewohnbarkeit niedriger Gegenden ausschloß.

Mag auch die große, in Californien ganz allgemein herrschende Trockenheit, die, wie Whitney annimmt, zur Folge hat, daß der Schnee an den höheren Abhängen der Berge nicht sowohl schmilzt, als vielmehr durch Verdunstung verschwindet, wesentlich zur Beseitigung der Gletscher mitgewirkt haben, so kann sie doch nicht als die einzige Ursache dieser Wirkung gelten, was schon daraus hervorgeht, daß Tibet, in dem eine noch entschieden größere Trockenheit herrscht, eine bedeutende Anzahl mächtiger Gletscher aufweist.

Hydrographie.

Die folgende Zusammenstellung enthält die Lage, Länge und Breite, und, wo sie mir bekannt ist, die Höhe der wichtigsten in Californien vorhandenen

Seen.

Lake Tahoe (sprich Tahó), in Folge einer Bill, die am 9. Februar 1870 die Legislatur des Staates Californien passirte, in Lake Bigler umgewandelt, 6250 Fuß über der Meeresfläche, ist 12 englische = 2.60 deutsche Meilen breit und 21 englische = 4.55 deutsche Meilen lang, und hat an verschiedenen Stellen eine Tiefe von 1500 Fuß. Ungeachtet seiner großen Erhebung friert er niemals zu; er hat Winters und Sommers nahezu immer eine Temperatur von 57° F. = 11°.1 R. und wird aller Wahrscheinlichkeit nach von einer Anzahl kräftiger Quellen gespeist. Dieser See, der herrliche Forellen in großer Menge enthält, befindet sich, halb im Gebiete von Californien, halb in dem von Nevada gelegen, in einer überaus malerischen und großartigen Gebirgsnatur, deren Schönheit durch prachtvolle Waldungen noch erhöht wird, und erfreut sich im

Sommer eines zahlreichen Besuches von Seiten der Touristen.

Man trägt sich mit dem riesigen Plane, den seiner wundervollen Umgebung wie seines klaren Wassers wegen hochberühmten See Tahoe durch eine Wasserleitung mit San Francisco zu verbinden und hierdurch der Stadt einen für die späteste Zeit hinreichenden Wasservorrath zuzuführen. Schmiedeeiserne Röhren von 3½ bis 5 Fuß Durchmesser würden dann täglich 137 Millionen Gallonen Wassers, den crystallenen Fluthen des vielgepriesenen Bergsees entnommen, nach San Francisco führen. Die Länge der Wasserleitung, die in einem 12,000 Fuß langen Tunnel durch die Sierra Nevada geführt werden muß, wird 183 englische = 39.69 deutsche Meilen betragen, wovon jedoch 20 englische Meilen vom Bette des American- und 4 englische Meilen von dem des Truckeeflusses abzurechnen sind, so daß für den eigentlichen Canal 159 englische = 34.48 deutsche Meilen übrig bleiben. Die Gesammtkosten des Riesenwerkes, das man in spätestens fünf Jahren vollendet zu haben hofft, sind auf 10,000,000 Dollars veranschlagt. Hiervon hätte San Francisco 8,000,000 zu zahlen; von den Städten Auburn, Sacramento und Vallejo hofft die Gesellschaft ebenfalls eine Vergütung zu erhalten; überdies kann sie auf eine nicht unbeträchtliche Einnahme von Seiten der zahlreichen Minen rechnen, die sie mit Wasser versorgt.

Donner See, 2 englische = 0.43 deutsche Meilen von Truckee, einer Station der Central Pacific Eisenbahn, im Nevada Kreise, in einer Höhe von etwas unter 6000 Fuß gelegen, wird ebenfalls sehr häufig besucht.

Clear Lake im Lake Kreise, 65 englische = 14.10 deutsche Meilen nordwestlich von der Suisun Bai und

36 englische = 7.81 deutsche Meilen vom Gestade des stillen Meeres gelegen, mit klarem, fischreichem Wasser, ist etwa 25 englische = 5.42 deutsche Meilen lang und wechselt zwischen 2 bis 10 englischen = 0.43 bis 2.17 deutschen Meilen in der Breite. Genau ausgemessen ist übrigens der nahezu 1500 Fuß über der Meeresfläche befindliche See noch nicht.

Kaum eine englische Meile vom Clear Lake entfernt ist der sehr beachtenswerthe Borax See (von den Indianern Kaysa genannt), der seinen Namen von dem auf seinem Boden in nicht unbedeutender Menge vorkommenden crystallisirten Borax führt. Noch hat man jedoch, wie es scheint, dieses Produkt nicht im Verhältnisse zu seinem Werthe ausgebeutet.

Der Umfang des Borax Sees wechselt zu verschiedenen Zeiten ungemein; während des Sommers und Herbstes 1861 war er nahezu trocken; im September 1863 fand ihn Whitney bei einer mittleren Tiefe von drei Fuß 4000 Fuß lang und 1800 Fuß an seiner weitesten Stelle breit.

Tulare See im Tulare Kreise, in den sich die Flüsse Kaweah, Kern, King's und andere ergießen, 33 englische = 7.16 deutsche Meilen lang und 22 englische = 4.77 deutsche Meilen breit, ist der größte See Californien's.

Mono See im Mono Kreise, 14 englische = 3.04 deutsche Meilen von Osten nach Westen lang und 9 englische = 1.95 deutsche Meilen von Süden nach Norden breit, mit einer Anzahl von Inseln versehen, wird, weil er ungemein salziges und mit Alkalien imprägnirtes Wasser enthält, nicht selten das „Todte Meer von Californien" genannt. In diesem See, der früher entschieden weit größer war, als jetzt, kommen keine Fische vor.

Owen's See im Inyo Kreise, 15 englische = 3.25 deutsche Meilen lang und 10 englische = 2.17 deutsche Meilen breit.

Außer diesen Seen sind noch eine Anzahl kleinerer vorhanden, wie die Eureka Seen im Nevada Kreise (eine Gruppe von etwa 24 größeren Wasserflächen), der Buena Vista See im Kern Kreise, der Goose Lake im Siskiyou Kreise, der theils zu Californien, theils zu Oregon gehörende Untere Klamath See und die Rhett und Wright Seen im Siskiyou Kreise.

An Quellen aller Art, an kalten sowohl, als an heißen, ist Californien reich; noch ist jedoch über die größte Höhe, in der sie vorkommen, nichts Genaueres bekannt. In Asien sind wohl die höchsten kalten Quellen der Erde anzutreffen; in Tibet, an den nördlichen Abhängen des Ibi Gamin Gipfels, fanden wir noch eine solche bei 17,650 Fuß über der Meeresfläche. Im Himalaya war die höchste von uns entdeckte Quelle an den Abhängen des Kyungar Passes bei 15,920 Fuß. Humboldt beschreibt als die höchste kalte Quelle der Andes die sogenannte „Ladera de Cadlud" (15,526 Fuß); in den Alpen ist bis jetzt keine kalte Quelle in größerer Höhe als 10,440 Fuß angetroffen worden.

Von heißen Quellen Californien's sind die berühmtesten die 2 englische = 0.43 deutsche Meilen nördlich vom Borax See gelegenen, von Dr. John A. Veatch im Jahre 1859 entdeckten Geysers, die, über einen Flächenraum von acht Acres vertheilt, mit Recht den Naturwundern Californien's beigesellt werden.

Die Geysers liegen im nördlichen Theile des Sonoma Kreises, etwa halbwegs zwischen Healdsburg und dem südlichen Ende des von mir auf vorhergehender Seite beschriebenen Clear Lake, in einer Höhe von etwa

1700 Fuß. Sie entspringen in einer engen, unter dem Namen „Geyser Cañon“ bekannten Schlucht, die in den Cañon des Pluton River, eines Zufluß des Russian River, mündet. Längs einer viertel englischen Meile und im Umkreise von mehreren Acres entspringen viele heiße Quellen und steigen mehr oder minder hohe Dampfsäulen auf.

Die Geysers gehören, da sie nach Whitney eine Temperatur von 200° bis 207° Fahr. = 74°.7 bis 77°.8 R. haben, zu den heißesten Quellen auf der ganzen Erde. Ihnen stehen nur ebenbürtig zur Seite:

1. Las Trincheras, zwischen Porto Cabello und Valencias in Venezuela, deren Temperatur von Februar 1800 bis Februar 1823 von 194°.5 bis 206°.6 Fahr. = 72°.2 bis 77°.6 R. gestiegen ist.

2. Die Aguas de Comangillas, 6200 Fuß über dem Meere gelegen, in der Nähe von Chichemequillo und Quanaxuato, mit einer Temperatur von 205°.3 Fahr. = 77°.0 R.

3. Die von J. Roß Browne in seinem Buche „Resources of the Pacific slope“ S. 307 näher beschriebenen, etwa 5500 bis 6000 Fuß über der Meeresfläche, im Washoe Kreise des Staates Nevada 16 englische = 3.47 deutsche Meilen nördlich von Carson City gelegenen Steamboat Springs, deren heißeste eine Temperatur von 204° Fahr. = 76°.4 R. hat.

4. Die Quelle bei Manikarn in Kulu (Himalaya), 5587 Fuß über dem Meere, die heißeste bis jetzt bekannte Quelle Asien's, mit einer Temperatur von 202° Fahr. = 75°.6 R.

5. Die Temperatur des Geysers in Island beträgt zwar nur 180° Fahr. = 65°.8 R., aber der unweit davon gelegene Strokkr nähert sich allerdings dem Siedepunkte.

Je mehr wir mit einzelnen Theilen unserer Erde bekannt werden, desto mehr erweist sich die Richtigkeit der von Humboldt vor Jahren bereits aufgestellten Behauptung „daß heiße Quellen mit einer Temperatur von über 190° Fahr. keineswegs so zahlreich sind, wie man irrthümlich im allgemeinen glaubt" (s. „Kosmos", Bd. IV., S. 245, deutsche Ausgabe).

Erwähnenswerth sind ferner noch heiße Schwefelquellen, die an der Nordostseite von Warner's Thal (im südlichen Californien) aus den Spalten von Granitfelsen entspringen und nach Balduin Möllhausen eine zwischen 130° und 145° Fahr. = 43°.6 und 50°.2 R. betragende Temperatur haben.

Heiße Quellen treffen wir in allen Erhebungen an, vom Meeresniveau bis zu einer Höhe von mehr als 16,000 Fuß. Mir ist in Californien keine heiße intermittirende Quelle bekannt, wie sie mehrfach in Nevada, dem an heißen Quellen aller Art reichsten Staate Nordamerika's, anzutreffen sind.

Ueber den Werth, den die in Californien vorkommenden heißen und mineralischen Quellen für Heilzwecke haben, ist uns bis jetzt nur sehr wenig Genaues bekannt, da nur wenige Analysen der chemischen Zusammensetzung dieser Wasser gemacht worden sind.

Vegetationsgrenzen.

In den westlichen Abhängen der Sierra Nevada, in jenen also, die gegen die Thäler und Ebenen Californien's abfallen, können wir nach Whitney, dessen Angaben ich hier großentheils folge, vier Zonen der Waldvegetation unterscheiden, die, wenn sie auch hie und da in einander übergehen, doch recht deutlich begrenzt sind.

Vom Fuße des Gebirges bis hinan zu 3000 Fuß treffen wir, allerdings fast nirgends Wälder bildend, die Pinus Sabiniana *Dougl.* und Quercus sonomensis *Benth.* Von Gesträuchen ist für diese Pflanzenzone Aesculus californica *Nutt* und eine Anzahl Species von Ceanothus bezeichnend.

Die Abhänge des Gebirges weiter hinansteigend, begegnen wir dem eigentlichen Walde und in ihm der Pech- oder Harztanne (Pinus ponderosa *Dougl.*), der Zuckerfichte (Pinus Lambertiana *Dougl.*) und Abies Douglasii *Lindl.*, die bis zur Höhe von 5000 Fuß vorkommen. Auch gedeihen hier schon zu großer Vollkommenheit die Riesenbäume (Sequoia gigantea *Torr.*), über die ich im fünften Abschnitte dieses Buches eine ausführliche Schilderung liefern werde.

Zwischen 7000 und 9000 Fuß über dem Meere verdrängen die Stelle der bisherigen Coniferen großentheils Picea grandis *Dougl.* und Picea amabilis *Dougl.*, sowie Pinus contorta *Dougl.*; *Loud.*; auch Pinus Jeffreyi (von einigen als eine Varietät von Pinus ponderosa *Dougl.* betrachtet), tritt hier auf, und an der obersten Grenze dieser Zone zuletzt Pinus monticula.

Die höchsten Bäume der Sierra Nevada, die jedoch nicht viel über 9000 Fuß hinanreichen, sind Pinus albicaulis (von Manchen auch flexilis *James* genannt) und in den südlicheren Theilen des Gebirges die auch in den Felsengebirgen auftretende Pinus aristata *Engel.*

Als obere Grenze des Baumwuchses in den Felsengebirgen (zwischen 40° und 41° nördlicher Breite), der hauptsächlich durch Pinus aristata *Engel.* und Abies Engelmanni repräsentirt wird, gibt Parry an: (Transactions Acad. of Science St. Louis. Vol II., Nos. 2 und 3, p. 286 und p. 537).

	Fuß.
Pike's Peak: Südlicher Abhang	12,000
Long's Peak, 2 Breitengrade nahezu nördlicher als Pike's Peak	10,800
Gray's Peak und Mt. Flora	11,700

In den äußeren Theilen des Himalaya, der längs seines ganzen südlichen Fußes von einem eigenthümlichen, unter dem Namen Tarai bekannten Sumpflande begrenzt ist, bis hinauf zu 3000 Fuß Erhebung, finden wir die prachtvollsten Palmen, baumartige Farrenkräuter, mächtige Bambus, riesige Feigen- und Gummiarten und zwischen ihnen die verschiedensten Schlinggewächse, die sich an den zahllosen Aesten und Stämmen der Bäume hinanranken. Diese üppige Vegetation verschwindet bei 3000 Fuß Höhe und macht der subtropischen Platz, in der sich zwar auch tropische Gewächse, aber immer nur vereinzelt vorfinden. Da in dieser gut bevölkerten Zone die Eingeborenen manche der nützlichsten tropischen Pflanzen künstlich pflegen, so macht sie gar häufig den angenehmen Eindruck gut unterhaltener und sorgsam gepflegter Gärten und Haine.

Auf die Subtropen-Region folgt nun die Waldregion, die besonders in Kamaon und Garhval, dem eigentlichen Quellengebiete des Ganges, prachtvoll entwickelt ist. Im Bhagirathi Thale, dem hauptsächlichsten des Ganges, sind die steilen Abhänge, die das enge, oft vielgewundene Thal einschließen, nicht kahl und nackt; denn überall, selbst zwischen den Ritzen der Steine, wuchern Gräser und Pflanzen heraus, und mächtige, stämmige Nadelhölzer wachsen überall an Felsen empor, von einer Pracht, einer Schönheit, einer Höhe, wie nur selten in anderen Theilen des Himalaya. Da steht in kurzem Abstande von Pinus longifolia, einer mit zwei

Zoll langen Nadeln versehenen Fichte, eine ihr naheverwandte riesige Ceder; aber diese beiden prächtigen Baumarten werden wieder von einer uralten Deodara, des Himalaya schönster und größter Fichte, überragt.

Wie ändern sich aber die Vegetationsverhältnisse, wenn wir, von Süden gegen Norden fortschreitend, den Himalaya überstiegen haben und in die höheren Regionen Tibet's gelangt sind! Des Himalaya dunkelschattige, ganz allgemein bis 11,800 Fuß hinanreichende Wälder sind hier durch verkrüppelte, selten Manneshöhe erreichende Gestrüppe ersetzt. Nur in den fruchtbarsten, künstlich bewässerten Theilen Tibet's gelingt es sorgfältiger Pflege, außer niedrigen Weiden und Pappeln einige Sorten von Obstbäumen zu ziehen. Einen Wald im eigentlichen wahren Sinne des Wortes hat keiner von uns Brüdern irgendwo in Tibet, das wir nach den verschiedensten Richtungen bereisten, angetroffen. Wenn auch die Lamas des buddhistischen Klosters Mangnang so glücklich waren, noch in einer Höhe von 13,457 Fuß einige größere Pappeln aufzuziehen, die allgemein als Gegenstände besonderer Verehrung betrachtet werden, so muß dies als eine äußerst seltene Ausnahme bezeichnet werden.

Ueber die Strauchgrenze in der Sierra Nevada ist mir bis jetzt nichts Genaues bekannt; in den Felsengebirgen reicht sie nicht über 12,000 Fuß; sie wird durch drei oder vier Salix-Arten repräsentirt, unter denen Salix reticulata *L.* am höchsten hinaufgeht.

Im Himalaya wachsen Sträucher noch in Höhen von 15,200 Fuß, in Tibet sogar von 17,000 Fuß; sie überschreiten hier nicht unbedeutend die Grenze des bei 16,500 Fuß endenden Graswuchses.

Die höchste bis jetzt in Californien gefundene phanerogamische Pflanze ist Polemonium confertum *Gray*; sie wurde von Herrn Prof. Henry N. Bolander bei 13,000 Fuß an den Abhängen des Mount Dana gefunden und ist von ihm unter Nr. 6408 seines Kataloges „Names of California Plants, collected mainly in 1866 and distributed by Henry N. Bolander, San Francisco, Jessie Street 359" aufgeführt.

Andere noch über 11,000 Fuß in der Nähe des Mount Dana vorkommende Pflanzen, die ich hier Bolander's Kataloge (mit Hinzufügung der ihnen von ihm gegebenen Nummern) entnehme, sind:

		Höhe.
5071	Calamagrostis	12,000
5066	Festuca	12,000
5068	Poa alpina *L.*	12,000
5072	Carex atrata *L.*	12,000
5081	Erigeron compositum *Pursh.*	12,500
5041	Raillardia (Raillardella) argentea *Gray.*	11,000

In den Felsengebirgen geht die obere Phanerogamengrenze mindestens ebenso hoch hinan, wie in der Sierra Nevada; in den „Transactions of the Academy of Science of St. Louis, Mo. Vol. II., 1868 No. 3. (S. 539—42), gibt Dr. C. C. Parry eine Liste der von ihm gesammelten Pflanzen, unter denen 56 Species als ausschließlich alpine, nämlich als solche aufgeführt werden, die bis 14,000 Fuß hoch hinanwachsen.

Während unserer Reisen in Tibet trafen wir die äußerste Phanerogamengrenze an den nordöstlichen Abhängen des Ibi Gamin Gipfels, wo noch bei 19,809 Fuß schlecht entwickelte Cherlerien vorkamen, und zwar auf größeren inselartig aus mächtigen Gletschern hervorragenden Felsen, die sich bei Tage in Folge der Insolation ungeachtet ihrer sonstigen eisig kalten Umgebung

auffallend erwärmen. In keinem anderen Gebirge der Welt reicht das pflanzliche Leben so hoch hinan, wie hier; denn die höchsten in den Andes, in der Nähe des Chimborazo von Oberst Hall gefundenen phanerogamischen Pflanzen wuchsen nur bei 15,769 Fuß. In den Alpen haben meine Brüder die extremsten Phanerogamen an den Abhängen der Vincentpyramide bei 12,540 Fuß angetroffen.

Die menschlichen Wohnstätten.

Mit der Zunahme der Bevölkerung werden auch die gegenwärtig keineswegs engen Grenzen, worin die Wohnstätten Californien's liegen, sich erweitern.

Als der höchste unter den das ganze Jahr hindurch bewohnten Orten Californien's wird wohl gegenwärtig die 7042 Fuß über der Meeresfläche gelegene, übrigens nur wenigen Menschen zum Aufenthalte dienende Station Summit an der Central Pacific Eisenbahn zu betrachten sein; als die höchste californische Stadt Truckee (5866 Fuß), an derselben Eisenbahn gelegen und durch ihre Sägemühlen ausgezeichnet. Das höchste Bergwerk Californien's wird wohl die etwa 8000 Fuß über dem Meere (nur theilweise bewohnte), in der Nähe des Meadow Lake im Nevada Kreise gelegene Kupfermine sein (siehe den achten Abschnitt).

In den Felsengebirgen reichen die menschlichen Wohnstätten weit höher hinan, als gegenwärtig irgendwo in der Sierra Nevada; so liegt die höchste Eisenbahnstation der Welt, Sherman im Wyoming Territorium bei 8235, Silver City im Owyhee Silberminendistrikte des Territoriums Idaho bei 8300, Central City in Colorado bei 8500 und Empire City in demselben

Territorium bei 8583 Fuß; Treasure City zu White Pine in Nevada ist gar in einer Höhe von 9163 Fuß erbaut und wohl der höchste ständig bewohnte Ort der Vereinigten Staaten, da meines Wissens die Städte Colorado's: Missouri City und Jefferson City im South Park, jene in der Höhe von 9072 Fuß, diese in der Höhe von 9842 Fuß, nicht mehr bestehen.

Als eine wohl wenig bekannte Thatsache, als ein nicht uninteressantes Curiosum darf ich wohl bei dieser Gelegenheit den Umstand erwähnen, der jedoch meiner Ansicht nach keineswegs zufällig, sondern im Gegentheile sehr bezeichnend ist, daß in Europa sowohl als in Asien die höchsten, das ganze Jahre hindurch von Menschen bewohnten Orte Klöster sind, — im ersteren Welttheile das St. Bernhardhospiz in den Alpen (8114 Fuß), im letztern das Buddhistenkloster Hanle in Tibet (15,117 Fuß hoch), — während wir in Nordamerika als die höchsten ständig bewohnten Niederlassungen Bergwerke, Eisenbahnstationen, Postämter und Telegraphenbureaux finden, an denen stets das regste und thätigste menschliche Leben herrscht.

III.

Das Klima.

In Californien, einem Lande, das von allen auf der Erde zerstreuten Schätzen seinen reichlichen Antheil empfangen hat, in welchem überdies nahezu alle in der kalten, gemäßigten und heißen Zone vorkommenden Erzeugnisse des Pflanzenreiches in seltener Vollkommenheit gedeihen, ist Jedem die Möglichkeit geboten, sich das ihm angenehmste und passendste Klima zu wählen. Die vielfachen Abwechslungen und Schattirungen, die es zeigt, sind nicht nur durch die große Ausdehnung, sondern auch durch die eigenthümliche Lage und Berggestaltung dieses Landes bedingt, das auf der einen Seite, im Westen, durch den größten Ocean unserer Erde, durch das stille Meer, auf der anderen Seite, im Osten, durch die Sierra Nevada begrenzt ist, deren höchste Gipfel denen unserer europäischen Alpenriesen gleichkommen (siehe S. 45).

Von vorneherein wird es Jedem einleuchten, daß, ganz abgesehen von dem Einflusse, den größere oder geringere Entfernung vom Gestade des stillen Meeres oder verschiedenartige Erhebung über die Meeresfläche auf das Klima von Californien ausübt, dasselbe in San Diego, einem an der Grenze Mexico's gelegenen

Orte, wo neben der Orange der Weinstock blüht und eine Anzahl von Südfrüchten vortrefflich gedeiht, ein anderes sein muß, als in der achthundert Meilen nördlich davon an der Grenze Oregon's erbauten Stadt Crescent City, und daß in den am Meeresniveau gelegenen Plätzen andere meteorologische Verhältnisse obwalten, als auf den großen Höhen der Sierra Nevada.

Herrscht auch im Süden Californien's eine große Trockenheit und ein hoher Grad von Wärme, so wird doch stets längs des ganzen Küstengestades die erhitzte Luft durch erfrischende Seewinde gemildert; für den rauhen Winter, der auf der Sierra Nevada in Höhen von 7000 Fuß und darüber mehrere Monate anhält, entschädigt ein unvergleichlich schöner, wenn auch regenloser Sommer.

Das Klima Californien's ist bei aller Verschiedenheit, die es in einzelnen Gegenden zeigt, doch unbestreitbar fast durchgehends der Gesundheit des Menschen in hohem Grade zuträglich. Wer nur immer von den östlichen Staaten Amerika's nach diesem Lande kömmt, wundert sich über das frische Aussehen seiner Bewohner; er ist von ihrer gesunden Gesichtsfarbe und ihren sanft gerötheten Wangen, denen er in seiner Heimath keineswegs allgemein begegnet, angenehm überrascht. Die Behauptung ist gewiß nicht übertrieben, daß beinahe in ganz Californien eine Anzahl von Krankheiten gar nicht auftritt, die sich in anderen Ländern oft mit Heftigkeit äußern, so daß man sich dort nahezu ungefährdet körperlichen Anstrengungen und Beschwerden aussetzen darf, die anderswo die schlimmsten Folgen nach sich ziehen würden. Nur in niedrig gelegenen Ländereien, die, wie Theile des Sacramento- und San Joaquin Beckens Ueberschwemmungen ausgesetzt sind (und früher noch mehr

waren), kommen Miasmen vor, deren weitere Verbreitung jedoch durch die große, allgemein herrschende Trockenheit in hohem Grade gehemmt wird; eine durch ständige Ungesundheit berüchtigte Gegend ist in ganz Californien nicht zu finden. In einzelnen Goldminendistrikten kommen jedoch aus Gründen, die der Mensch nachweislich in neuerer Zeit selbst herbeigeführt hat und die nur örtlicher Art sind, ziemlich häufig Fieber und rheumatische Krankheiten vor. Würden aber, hiervon abgesehen, andere Gegenden der Welt nicht mit augenscheinlicher Lebensgefahr von Menschen bewohnt werden, wenn sie, wie dies in Californien um der im achten Abschnitte dieses Buches eingehender geschilderten Gewinnung des Goldes willen sehr häufig der Fall ist, nach den verschiedensten Richtungen von Wasserleitungen durchzogen wären, die, nur aus Brettern zusammengesetzt, vielfach so leck sind, daß sie große Flächen zeitweise in Sümpfe verwandeln? Wer könnte es anderswo als in Californien ohne nachhaltig schlimme Folgen für seine Gesundheit wagen, in einer Region dauernd sich niederzulassen, wo man im Umkreise von mehreren Meilen theils zahlreiche Bäche und Flüsse ableitet und ihren Betten den nassen, aus Schlamm, Erdtheilen und Geschieben aller Art bestehenden Boden entnimmt, theils ihre Uferbänke fußtief abgräbt und sie so mit Wasser durchtränkt, daß ihnen während der warmen Tagesstunden massenhaft feuchte Dünste entsteigen? Je mehr aber nach und nach das Gold aus den Alluvial- und Diluvialbildungen zu Tage gefördert ist, desto mehr verschwinden diese von Menschen selbst herbeigeführten Verschlechterungen des Klimas, die sich übrigens auf verhältnißmäßig kleine Strecken beschränken.

Wäre Californien's Klima nicht gesund und dem Menschen zuträglich: wie müßte es den Goldsuchern in der ersten Zeit, wo dieses Metall entdeckt wurde, ergangen sein, da es ihnen, wie ich im neunten Abschnitte dieses Buches eingehender darlegen werde, an Allem mangelte, was über die Nothdurft des Lebens hinausgeht; es wären Tausende und abermals Tausende in kürzester Zeit von Krankheiten hinweggerafft worden.

Die Cholera trat in Californien im Jahre 1850 auf, war jedoch zunächst auf Sacramento und seine Umgebung beschränkt, wo sich gerade zu ihrer Entwickelung eine Anzahl ihr höchst günstiger Umstände, unter anderem eine ihr kurz vorausgehende Ueberschwemmung, vereinigten.

* * *

Im Großen und Ganzen hat Californien ein Klima, das in vieler Hinsicht dem italienischen gleicht, ohne jedoch dessen unangenehme Eigenschaften zu haben, deren nachtheilige Hauptwirkung darin besteht, daß die Bewohner dieses Landes gar leicht die Lust und Kraft zu angestrengter geistiger und körperlicher Arbeit verlieren; das dolce far niente des südlichen Italieners kennt kein Californier.

Die allgemeinen, für das californische Klima bezeichnenden Eigenthümlichkeiten, durch die es wesentlich gegen die östlich von den Felsengebirgen herrschenden Klimate absticht, beruhen darin, daß der Sommer kühler und der Winter wärmer ist, und daß weder ein greller noch häufiger Wechsel von Hitze und Kälte eintritt. Auch ist die Luft trockener, und es gibt weniger bewölkte Tage und nicht so heftige Gewitter und Stürme

wie im östlichen Amerika. Hierzu gesellt sich noch der für die Bewohner Californien's äußerst wichtige und angenehme Umstand, daß die Nächte durchweg überall kühl und erfrischend sind, wenngleich im Sommer in den südlicher oder tiefer gelegenen Theilen zuweilen sehr unangenehme, weil sehr heiße Tage eintreten, an denen, wie im Sacramento- und im San Joaquin Thale, das Thermometer selbst im tiefsten Schatten bis 91°, ja sogar ausnahmsweise bis 100° Fahr. = 26° bis 30° R. steigt. Aber wegen der gleichzeitig herrschenden großen Trockenheit, die eine schnelle Verdunstung des Schweißes herbeiführt, macht sich selbst dann die Hitze bei weitem nicht so unangenehm fühlbar, wie eine gleich hohe Temperatur in einer mehr feuchten Gegend.

Das trockene Klima Californien's hat auch zur Folge, daß es in diesem Lande nur sehr wenig Thau gibt; ausgedehnten Strecken fehlt er nahezu gänzlich.

Californien's Klima unterscheidet sich von vielen anderen wesentlich dadurch, daß es nur zwei Jahreszeiten hat, nämlich die trockene, d. i. den Sommer, und die nasse, d. i. den Winter. Uebt auch die Verschiedenheit dieser beiden Jahreszeiten keinen deutlich erkennbaren, wesentlichen Einfluß auf den Gesundheitszustand aus, so finden doch manche die Regenzeit wegen der in ihr herrschenden gleichmäßig kühlen Temperatur angenehmer als die trockene. Denn es wäre sehr falsch, die californische nasse Jahreszeit auf die gleiche Stufe mit der in den Tropen herrschenden Regenzeit zu stellen, in welcher der Regen in Strömen fällt und mitunter mehrere Wochen unaufhörlich andauert; die californische Regenzeit läßt sich nur mit einem ungewöhnlich nassen und regnerischen deutschen Sommer vergleichen, in welchem es keineswegs an klaren und schönen Tagen

fehlt. Der April des Jahres 1871 war in Mitteldeutschland ebenso regenreich, wie im Allgemeinen ein Regenmonat in Californien ist.

Während der Sommermonate, vom Anfange des Juni bis zum Ende des September, ja zuweilen bis in den Oktober, kommen nur ausnahmsweise längs der Küstenstriche leichte Regenschauer vor; im Innern des Landes herrschen während dieser Zeit prachtvolle, fast immer wolkenlose Tage und tiefblauer Himmel. Nach John S. Hittell's Angaben in seinen „Resources of California" S. 25 gibt es in Landstrichen, die mindestens 30 englische = 6½ deutsche Meilen vom Meeresgestade entfernt liegen, durchschnittlich im Jahre 220 vollkommen klare Tage, an denen der Himmel nicht mit dem geringsten Wölkchen überzogen ist, 85 bewölkte und 60 Regentage.

Diese lang anhaltende Trockenheit übt einen großen Einfluß auf das Aussehen der Landschaft. Der Reisende, der Californien's tiefer gelegene Theile spät im Sommer bereist, findet alles verdorrt, verwelkt, scheinbar abgestorben, er sieht sich vergebens nach einem grünen Fleckchen um; er hält Alles, was er bisher über Californien's Fruchtbarkeit gehört oder gelesen, wenn nicht gerade für erfunden, so doch für sehr übertrieben. Aber welch anderes Bild zeigt ihm dieselbe Landschaft wenige Wochen nachher, wenn sie, durch Regen erfrischt, zu neuem Leben erwacht!

Der atmosphärische Niederschlag beschränkt sich auf die Zeit vom Ende des Oktober bis zum Anfang des Juni. Eine Ausnahme macht nur die unter dem Namen Colorado Desert bekannte von mir S. 42 beschriebene wüste Gegend, in der es im Sommer und Herbst regnet. Aber während sich in New York der jährliche Regenfall im Durchschnitt nur auf 45 Zoll beläuft, beträgt er in

den westlichen Theilen Californien's nicht die Hälfte; denn in San Francisco fallen durchschnittlich jährlich nur 21.41, in Sacramento 21.73 Zoll Regen, und zwar fast ausschließlich in der Winterzeit; in den Sommermonaten kommen nur seltene und leichte Schauer vor. In den südlichen Theilen Californien's ist die Regenmenge noch unbedeutender; in San Diego beläuft sie sich jährlich auf nur 10.43 Zoll, in dem am Colorado Fluß dicht an der Grenze Mexico's gelegenen Fort Yuma gar nur auf 3.15 Zoll.

Allerdings ist die Menge des Regenfalls in verschiedenen Jahren bedeutenden Schwankungen unterworfen. So fiel, um nur eines zu erwähnen, an einem einzigen Tage, dem 20. December 1866, zu San Francisco eine größere Regenmenge, als einmal während eines ganzen Winters.

Diese Verschiedenheit in der Menge des jährlich fallenden Regens hatte für Californien mehr als einmal höchst nachtheilige und traurige Folgen. Denn einerseits erzeugen ungewöhnlich starke und anhaltende Regengüsse die verheerendsten Ueberschwemmungen, wie deren insbesondere die Sacramento- und San Joaquin Thäler mehrere von einer anderswo nur selten vorgekommenen Größe aufzuweisen haben. Furchtbar war die Wasserfluth am 10. December 1861, aber schrecklicher noch nur wenige Wochen später, am 24. Januar 1862, wo die beiden S. 43 beschriebenen Thäler einen ungeheueren See bildeten, nahezu so groß, aber natürlich nicht so tief, wie der Michigan See. Bei solchen Gelegenheiten treten dann vielfach Krankheiten, besonders Fieber auf (s. S. 73). Andrerseits erweist sich eine durch das Ausbleiben des Regens verursachte Dürre sowohl den Feldfrüchten, als namentlich dem Gedeihen der Futter-

gräser äußerst nachtheilig; die Folge davon ist, daß in Californien der Viehstand wiederholt ungeheuere Verluste erlitten hat.

Vielfache Vorkehrungen sind bereits getroffen worden, um der Uebermacht der Elemente siegreich zu begegnen; durch Errichtung mächtiger Dämme, besonders aber durch eine mehrere Fuß betragende Hebung ganzer Stadttheile, die man in Deutschland nicht kennt und gar häufig für unmöglich hält, ist es wiederholt gelungen, der Wuth des Wassers Einhalt zu gebieten; die Anlage einer Menge von Brunnen aller Art und von Wasserleitungen hat die Schrecknisse wesentlich verringert und die traurigen Folgen bedeutend gemindert, die durch anhaltende Dürre und Trockenheit herbeigeführt werden. In meiner Schilderung des californischen Waldes (fünfter Abschnitt dieses Buches) werde ich eingehender die Wichtigkeit besprechen, die auf die gleichmäßigere Vertheilung des Regen die Anpflanzung von Bäumen nothwendiger Weise mit sich bringen würde.

* * *

In Verbindung mit dem atmosphärischen Niederschlage muß noch erwähnt werden, daß in den höheren Theilen der Sierra Nevada zuweilen im Sommer heftige, wenn auch nur auf einen kleinen Raum beschränkte Gewitter vorkommen. Wenn solche auch in den tieferen Theilen Californien's sehr selten und dann immer nur sehr milde auftreten, wenn auch in San Francisco oft Jahre vergehen, ohne daß es ordentlich donnert und blitzt, wenn ferner Tödtung durch Blitzschlag in diesen Gegenden zu den größten Ausnahmen gehört, so verhält es sich doch hierin im Gebirge wesentlich anders. Im

Gegensatze zu der allgemein verbreiteten Ansicht, daß auch in der Sierra Nevada Gewitter fast immer harmlos vorüberziehen, habe ich selbst am 13. Juni 1869 unmittelbar nach einem in der Nähe des Yosemite Thales ausgebrochenen Gewitter Gelegenheit gehabt, die Wirkung eines einschlagenden Blitzes an einer riesigen Conifere, einem Prachtexemplare von Zuckerfichte (Pinus Lambertiana *Dougl.*), zu beobachten. Das entfesselte Element hatte an diesem Baume eine so furchtbare Verheerung angerichtet, wie sie nur irgend ein Blitzstrahl bei uns verursachen kann; die obere Hälfte des Baumes war zu Boden geschleudert, der noch stehende Stamm bis tief herab gespalten; zahlreiche Aeste und Zweige lagen auf weite Entfernungen hin in mächtige Splitter zerstreut. Auch verschiedene andere, später von mir im Gebirge aufgefundene untrügliche Anzeichen bestärken mich in der Ueberzeugung, daß dort der Blitz weit öfter einschlägt, als man voraussetzt. Einen weiteren Beweis für die Richtigkeit meiner Behauptung liefert das an den Westabhängen der Sierra Nevada in verschiedenen Städten des Nevada Kreises am 26. Mai 1870 erlebte Gewitter, das als eines der heftigsten und großartigsten bis jetzt dort vorgekommenen bezeichnet wird; der Blitz schlug in zwei in der Nähe von Omega City gelegene Bäume. Man vergleiche auch, was ich in meiner Schilderung der Riesenbäume (fünfter Abschnitt dieses Buches) über die Wirkung des Blitzes auf dieselben sagen werde. Hermann J. Klein's vortreffliches Buch „Das Gewitter und die dasselbe begleitenden Erscheinungen" (Graz 1871) ist allen dringend zu empfehlen, die eingehendere Beobachtungen über die bis jetzt noch wenig bekannten Eigenthümlichkeiten und Wirkungen der in Californien auftretenden Gewitter machen wollen.

Schneefall gehört in den tiefer gelegenen Thälern Californien's zu den größten Seltenheiten; im Verlaufe von fünfzehn Jahren hat es in Sacramento nur viermal in dünnen Flocken geschneit, die mit einer einzigen Ausnahme nahezu sofort wieder verschwanden. Wesentlich anders verhält es sich allerdings in den höheren Theilen der Sierra Nevada, wo Schneemassen zuweilen bis zu einer Mächtigkeit von fünfzehn Fuß fallen. In der Nähe des Hauptkammes der centralen Sierra Nevada, besonders in den Umgebungen des Donner Sees, ist jedoch die im Winter herniederkommende Menge von Schnee noch weit beträchtlicher, da sie häufig eine Mächtigkeit von dreißig, ja selbst von vierzig und ausnahmsweise sogar von sechzig Fuß erlangt. In Folge eines solchen starken Schneefalls ereignete sich im Jahre 1846 bei dem Versuche, den eine aus 82 Köpfen bestehende Gesellschaft unternahm, die Sierra Nevada im Winter zu überschreiten, ein Unglück von einer Größe, wie sie der an grausigen Zügen reiche amerikanische Westen nicht wieder aufzuweisen hat. In der Nähe des durch seine romantische Umgebung ausgezeichnet schönen, in der Sierra gelegenen Donner Sees hatte diese Reisegesellschaft an einem schönen Novembertage eine zum Lager vortreffliche, reichlich mit Holz, Gras und Wasser versehene Stelle gefunden, an der sie zu übernachten beschloß. Nur ihr indianischer Führer sah die Zeichen eines herannahenden Sturmes und mahnte zum Aufbruch, aber vergeblich. Am anderen Morgen war ein Fuß Schnee gefallen und das Vieh hatte sich verlaufen, so daß nur wenige Stück gefunden werden konnten. Angst bemächtigte sich der Wanderer und sie begannen Hütten zu bauen und andere Maßregeln zum Schutze gegen die Elemente zu treffen.

Aber der Schneefall dauerte fort und fort und bedeckte bald zwanzig Fuß hoch den Boden. Vergebens waren die Anstrengungen, sich aus der fürchterlichen Lage zu befreien. Als die Vorräthe aufgezehrt waren, machten



Ein Schneedach in Californien.

sich dreizehn Personen auf den Weg, um wirthlichere Regionen zu erreichen. Doch nur einer kam, von einem Indianer unterstützt, zu Weißen. Diese machten sich sofort auf, die in der hohen Sierra Zurückgebliebenen zu retten. Das Schauspiel, das sich ihnen darbot, war

gräßlich. Sechsunddreißig von der Gesellschaft waren aus Hunger umgekommen und die Uebrigen dem Tode nahe. Die Stätte, wo die Unglücklichen sich befanden, ist in Californien mit dem auch heute noch bekannten Namen „das Hunger-Lager" bezeichnet worden.

Die Pacificbahn, die bei der Station Summit in einer Höhe von 7042 Fuß das Gebirge überschreitet, sah sich genöthigt, eigenthümliche Vorrichtungen anzubringen, sogenannte Schneedächer, deren Zweck es ist, die Schneemassen für den Verkehr unschädlich zu machen. Riesige Tannen- und Fichtenbäume, wie sie nur in dem großen Amerika die Sierra Nevada, Oregon und die Umgebung der am nordwestlichen Ende des Washington Territoriums gelegenen Bai Puget Sound hervorzubringen vermögen, wurden aufrecht tief in dem Erdboden befestigt und zwar je nach den örtlichen Verhältnissen zuweilen in einem gegenseitigen Abstande von nur wenigen Zoll, zuweilen aber von mehreren Fuß. Oben sind sie theils durch starke Balken verbunden, theils mit dicken Brettern belegt, und zwar so, daß sie in der einen oder anderen Weise kein flaches, sondern ein spitzes, schiefgeneigtes, gewöhnlich verandaartig hervorstehendes Dach bilden, auf dem bei seiner starken Neigung weder Schneemassen von großem Gewichte sich ansammeln, noch im Allgemeinen die aus den Höhen hie und da herabstürzenden Lawinen Schaden anrichten können. Bis jetzt hat nur ein einziges Mal — 21. Februar 1870 — eine sich ablösende Lawine gegen hundert Fuß eines Schneedaches eingedrückt und die Bahn blokirt, die jedoch durch Anwendung mächtiger, äußerst sinnreich gefertigter Schneepflüge innerhalb zwölf Stunden wieder fahrbar gemacht ward.

Hagel ist in ganz Californien eine seltene Erscheinung, die sich aber, wenn sie eintritt, sehr oft mit großer Heftigkeit äußert. Am 12. April 1870 wüthete zu Sacramento ein furchtbarer, mit Gewitter verbundener Hagelsturm. Die bald erweichenden Schlossen, welche die Straßen bedeckten, wurden zu Schneeballen benutzt, an denen sich Jedermann, Groß und Klein, Alt und Jung, ergötzte.

Mehrmals — berichtet John S. Hittell — sind gerade im Sacramentothale Hagelkörner von mehr als einem Zoll Durchmesser gefallen. Der größte bis jetzt in Californien bekannte Hagelfall fand im Butte Creek Distrikte des Shasta Kreises am 10. Mai 1856 statt. Hagelstürme ereignen sich in Californien nur zwischen Februar und Mai, niemals im Sommer.

* * *

Eine bezeichnende, aber unangenehme Schattenseite in den klimatischen Verhältnissen Californien's bilden die ziemlich häufigen Erderschütterungen. Dieselben äußern sich zwar öfter nur in wiederholtem, ungemein schwachem, von Vielen gar nicht verspürtem Beben, aber auch zum Theil in mächtigeren, wenn auch nicht gefährlichen, doch beunruhigenden Stößen; vielen Bewohnern des schönen Landes wäre es schon weit angenehmer, wenn dort die Erde nicht gar so oft ein solches Lebenszeichen von sich gäbe.

Das stärkste bis jetzt bekannte Erdbeben Californien's fand an einem Sonntag im September 1812 statt; es zerstörte die Mission San Juan Capistrano im Los Angeles Kreise und soll durch den Einsturz der gedrängt vollen Kirche 30 bis 45 Menschen das Leben

6*

gekostet haben. Ein Erdbeben von gleicher Stärke ist glücklicherweise bis jetzt nirgends wieder in Californien vorgekommen. In jüngster Zeit erfolgte in San Francisco am 21. Oktober 1868 das heftigste bis jetzt dort beobachtete Erdbeben, das manche Risse in Häuser machte, ungeheueren Schrecken verursachte, aber keinen Verlust an Menschenleben herbeiführte. Innerhalb der Jahre 1850 und 1863, also in einer Periode von dreizehn Jahren, ereigneten sich in Californien nicht weniger als 110 allgemein bemerkte Erdbeben, die sich ziemlich gleichmäßig auf die bei uns üblichen Jahreszeiten vertheilten, da 34 im Winter, 24 im Frühling, 23 im Sommer und 29 im Herbste stattfanden. In den „Proceedings of the California Academy of Natural Sciences, Vol. III., San Francisco 1868“ hat Dr. John B. Trask alle seit Anfang dieses Jahrhunderts in Californien wahrgenommenen Erdbeben, soweit sie überhaupt aufgezeichnet wurden, in einer sehr sorgfältigen Abhandlung zusammengestellt, auf die ich Alle, die sich über diesen Gegenstand näher unterrichten wollen, verweise.

Von anderen meteorologischen Erscheinungen, denen wir in Californien nicht regelmäßig, sondern nur ausnahmsweise begegnen, sind die Staub- und Sandstürme zu erwähnen, die, ohne den gefährlichen Charakter des afrikanischen Samum zu haben, zuweilen in der von mir bereits S. 42 und S. 76 erwähnten Colorado Wüste (besonders in der Nähe des Forts Yuma) und in einigen südlichen Distrikten auftreten. Nach den Beschreibungen, die mir theils mündlich über dieses Phänomen gemacht wurden, theils gedruckt vorliegen, scheint es eine große Aehnlichkeit mit den im tropischen Indien während der heißen Jahreszeit vorkommenden Staubstürmen zu haben.

Soweit man die Geschichte Californien's kennt, hat sich dort bis jetzt nur ein einziger sirokkoartiger Sturm erhoben, der am Freitag den 17. Juni 1859 in der nahe dem Meere gelegenen Stadt Santa Barbara ausbrach und nicht nur in der Pflanzenwelt großartige Verheerungen anrichtete, sondern auch den Tod vieler Thiere, namentlich von Vögeln, Hasen und Kälbern herbeiführte.

* * *

Nach der obigen allgemeinen Schilderung gehe ich nun auf das Klima einzelner Theile dieses Landes ein.

Einem größeren, äußerst anziehend geschriebenen Berichte, den ein Deutsch-Californier gleichzeitig in den ersten Heften (Jahrgang 1871) der zu Cöln und Leipzig erscheinenden Zeitschrift „Gaea" und in der San Francisco Zeitung „California Democrat" über San Diego veröffentlichte, einen im südlichen Californien, da, wo die Grenzen Mexico's und der Vereinigten Staaten am stillen Meere zusammenstoßen, gelegenen Ort, entnehme ich folgende auf das dortige Klima bezügliche Schilderung.

„Das Klima dieser Gegend ist von ausnahmsweiser Güte und Salubrität. Obgleich südlicher gelegen, als der südlichste Punkt Europa's und ungefähr in gleicher Breite mit Charleston und Jerusalem, erfreuen wir uns vom ersten Januar bis letzten December eines jeden Jahres stets einer milden, beinahe gleichmäßigen Temperatur, ohne je von drückender Wärme geplagt zu sein. Das Thermometer variirt ohne Ausnahme nur um sehr wenige Grade. Eine leichte Seebrise, die nicht oft in heftigen Wind und äußerst selten in offenen Sturm ausartet, mildert die Strahlen der Sonne, die im

Inneren des Landes in diesen Breitegraden schon oft lästig werden. Gewitter sind so gut wie unbekannt, und die ältesten Einwohner dieser Gegend wissen sich keines einzigen Falles von Erdbeben zu erinnern, jener unangenehmen Naturerscheinung, welche die Nerven der Bewohner San Francisco's schon manches Mal afficirt hat. Der Himmel ist fast täglich mehr oder weniger mit leichten, hochgehenden Wolken bedeckt, was wahrscheinlich viel zu dieser bemerkenswerthen Gleichmäßigkeit der Luftwärme beiträgt. Leider gibt es dafür viel weniger Regen, als wünschenswerth wäre, selbst in der dazu bestimmten Jahreszeit. Der durchschnittliche Regenfall während der letzten sieben Jahre belief sich auf 10.43 Zoll per Jahr, betrug aber während der Regensaison des laufenden Jahres kaum mehr als einen Zoll.

Dies muß natürlich als Ausnahmefall betrachtet werden, und ein so trocknes Jahr mag leicht in den nächsten zwanzig Jahren sich nicht wiederholen. Man sagt nicht zu viel, wenn man behauptet daß das stete, ununterbrochene, unabänderlich gute Wetter der Fluch der Gegend ist; und dies geht soweit, daß man hier oft einige echt-deutsche Apriltage mit obligatem Sturm, Hagel und Regen so froh begrüßen würde, wie man in Deutschland mitten im Unwetter sich rosige Maitage wünscht."

An einer anderen Stelle sagt derselbe Verfasser: „Die Bewohner San Diego's rechnen darauf, daß die unbeschreibliche Lieblichkeit und Salubrität des Ortes manchen Kranken und Schwachen hierher führen werde. Da die Stadt unter 32° 45′ nördlicher Breite liegt, wo die Sonne schon tüchtig zu brennen pflegt, so mag im Inneren des Landes in weiterer Entfernung von der Seeküste wohl oft die Hitze der Annehmlichkeit des Klima's Eintrag thun; hier aber, wo täglich, von einem

Neujahrstage bis zum anderen, der sanfte Passatwind vom selten aufgeregten Ocean kommt und über die dem Ufer naheliegenden Landstriche hinfächelt, hier ist der Mai im December und Frühlingsluft das ganze Jahr zu finden. Nur ausnahmsweise hört man in der Stadt das Tosen der Brandung draußen sich an den Felsen von Cap Loma brechen, wenn der Passatwind sich einmal zum Sturm verstärkt hat, aber das ist hier im südlichen Californien nur Einmal der Fall, was in der Nordgrenze des Staates zehnmal eintritt, und die Bai von San Diego verliert auch dann ihr friedliches Aussehen nicht und ist so wohl geschützt gegen Beunruhigung, daß der gebrechlichste Nachen in Sicherheit auch dann über sie hinziehen kann. Dieser kühlende Seewind ist daher die Ursache, daß die Stadt, welche südlicher liegt, als irgend ein Ort Europa's und welche in denselben Strich, wie die Insel Madeira und Jerusalem fällt, doch niemals von drückend heißer, sondern immer gleichmäßig milder Atmosphäre umflossen ist. Der Horizont ist außerdem fast täglich mit leichten Wolken bezogen, welche die Strahlen der Sonne noch merklich lindern, so daß eine Gleichmäßigkeit der Luftwärme von Januar bis December hier angetroffen wird, wie sie nicht leicht an irgend einem andern Orte der Welt ähnlich zu finden sein möchte."

Ein Klima ganz eigenthümlicher Art, wie es sonst nirgends in Californien gefunden wird, hat San Francisco. Um dies zu verstehen, ist es erforderlich, uns zunächst mit der allgemeinen Lage der Stadt bekannt zu machen.

San Francisco, über das ich S. 173—88 meines Buches „Die Pacific Eisenbahn in Nordamerika" eingehendere Mittheilungen gab, liegt auf der Nordostspitze

einer Halbinsel, die von dem stillen Meere und der gleichnamigen 50 englische = 10.84 deutsche Meilen langen und 8 englische = 1.74 deutsche Meilen breiten Bai gebildet wird; die Einfahrt in dieselbe vom offenen Meere findet durch das Goldene Thor (englisch „Golden Gate") statt, wie dieser im Küstengebirge vorhandene Durchbruch gar nicht unpassend bezeichnet wird.

Die Temperatur des Wassers der Bai ist eine niedere, da sie im Mittel nur 45° F. = 5°.78 R. beträgt und auch zur wärmsten Zeit selten 65° F. = 14°.67 R. übersteigt. Dessenungeachtet sind prachtvolle Badeeinrichtungen, von denen vielfach Gebrauch gemacht wird, an der North und South Beach vorhanden.

Der durch die Bai gebildete Hafen ist einer der schönsten der ganzen Welt und strahlt um so mehr hervor, als die Westküste des stillen Meeres, ungeachtet ihrer großen Ausdehnung, eine auffallende Armuth an guten Ankerplätzen für Schiffe zeigt. Nur die Einfahrt durch das Goldene Thor vom offenen Ocean aus erheischt, besonders wegen der häufig eintretenden dichten Nebel, einige Vorsicht. Eine der wenigen gefährlichen Stellen, „Blossom Rock", ein Felsen, der eine Untiefe bildete, ist am 23. April 1870 durch Oberst Julius H. von Schmidt, einen deutschen Ingenieur, glücklich, wenn auch nach Ueberwindung mancher Schwierigkeiten, mittelst einer Mine gesprengt worden, in die er die ungeheuere Masse von 23 Tonnen = 460 Centnern Pulvers gelegt hatte. Die im Felsen ausgehöhlte Mine war 132 Fuß lang, 60 Fuß breit und hatte 12 Fuß in ihrer größten Tiefe.

Durch das Goldene Thor, die oben bereits erwähnte mächtige Spalte im Küstengebirge, dringen nun mit großer Gewalt die heftigen am Meeresgestade

wehenden Winde und bestimmen hierdurch wesentlich das Klima der 6 englische = 1,30 deutsche Meilen vom offenen Ocean erbauten Stadt. Je näher wir überhaupt an die Küste selbst kommen, desto stärker werden die Winde, desto dichter die Nebel, desto gleichmäßiger ist aber auch das ganze Jahr hindurch das Klima. Bei den Farallones, einer zwischen 32 und 40 englischen = 6,94 bis 8,68 deutsche Meilen westlich von San Francisco gelegenen Inselgruppe, haben wir das ganze Jahr hindurch eine zwischen 42° bis 44° F. = $4\frac{1}{2}$ bis $5\frac{1}{2}$° R. betragende Temperatur.

Waren wir auch während der weiten, weiten Eisenbahnfahrt vom atlantischen Ocean bis zum stillen Meere vielfachen Abwechslungen im Klima ausgesetzt, so werden sie jetzt, von welcher Seite wir uns auch San Francisco nähern, plötzlich durch eine neue, überraschende Eigenthümlichkeit vermehrt. Denn nun umgibt uns, die wir aus dem wolkenlosen, sonnigen Inneren Californien's kommen, eine nebelige, aber dessenungeachtet keineswegs feuchte Atmosphäre, die besonders während der Sommermonate des Morgens und Abends in hohen Säulen oder mehr oder minder zusammenhängenden Haufen über San Francisco lagert und die Stadt sowohl, als ihre nächste Umgebung oft vollständig wie mit einem dichten Schleier umhüllt. Die Luft, in Folge heftiger Winde gewöhnlich in starker Bewegung, ist bedeutend kühler, als in den von uns bisher durchzogenen, vom Meere entfernteren Regionen, sofern sie nicht in beträchtlichen Gebirgshöhen liegen. Denn längs der Küstenstriche wehen fast das ganze Jahr hindurch nördliche und nordwestliche Winde, die während der nachmittäglichen und abendlichen Stunden ihre größte Intensität erreichen, oft aber ununterbrochen mit gleicher Kraft

den ganzen Tag anhalten. Nicht nur jagen sie nebelige Massen in der wunderbarsten Weise hin und her, sondern sie verändern auch fortwährend die Gestalt der Wolken.

In einer anderen Stelle dieses Abschnitts (S. 78) habe ich erwähnt, daß Gewitter in San Francisco zu den größten Seltenheiten gehören und daß oft Jahre vergehen, ehe es in dieser Stadt ordentlich donnert und blitzt. Als eine bemerkenswerthe Ausnahme ist daher der heftige Gewittersturm zu verzeichnen, der in der Nacht vom 20. auf den 21. Februar 1871 über San Francisco hereinbrach. Er entzündete mehrere Häuser, und warf einige im Bau begriffene Backsteingebäude um, wobei eine Anzahl von Menschen zu Grunde ging. Es war für die Stadt eine in jeder Hinsicht merkwürdige Nacht; in einer einzigen Stunde derselben donnerte und blitzte es weit mehr als sonst in Jahren. Ein Blitzstrahl folgte unmittelbar nach dem anderen, und das unaufhörliche, furchtbare Rollen des Donners rief unter der Bevölkerung eine Aufregung und Bestürzung hervor, wie sie sich sonst in San Francisco nur während des heftigsten Erdbebens äußert. In der mit Schiffen aller Art angefüllten Bai kam jedoch glücklicherweise kein ernster Unfall vor.

Während in San Francisco die täglichen Schwankungen in der Temperatur der Luft oft ganz erhebliche sind und nicht selten 9°, ja sogar 10° R. betragen, besteht in der mittleren Temperatur der Monate nur eine geringe Differenz; denn Januar, der kälteste Monat, hat eine Mitteltemperatur von 7°.6 und September, der wärmste, von 11°.6 R. Die größte bis jetzt in San Francisco beobachtete Kälte war einmal im Januar 22° Fahr. = —4°.4 R., während andrerseits ein-

mal das Thermometer bis nahezu 97° Fahr. = 29° R. stieg, eine für San Francisco unerhört hohe Temperatur, die jedoch, wie ich früher bereits erwähnte, im Sacramento- und im San Joaquin Thale fast in jedem Sommer während einiger Stunden beobachtet wird.

In San Francisco's gemäßigter, aber zuweilen im Laufe des Tages bedeutenden Schwankungen unterworfener Temperatur trägt Jeder, gleichwie im Winter, so auch im Sommer warme Tuchkleider; Nachts sind selbst zur wärmsten Zeit starke Decken ganz unentbehrlich. Die Damen sieht man das ganze Jahr hindurch mit kostbarem Pelzwerk geschmückt, dessen sie sich jedoch häufig weniger aus Nothwendigkeit, als der Mode zu Liebe bedienen.

Für solche Personen, deren Respirationsorgane für jedweden ungewohnten Einfluß empfänglich und reizbar sind, erweisen sich, besonders dann, wenn sie sich während des Sommers die geringsten Nachlässigkeiten in ihrem Anzuge zu Schulden kommen lassen, diese Winde, die im Vereine mit starken Nebeln der Stadt das ganze Jahr hindurch ein sehr gemäßigtes Klima verleihen, nicht nur unangenehm, sondern zuweilen selbst nachtheilig. Uebrigens gewöhnt sich, abgesehen von zarten und schwächlichen Personen, wohl jeder bei einiger Vorsicht leicht an die heftigen Seewinde, deren stärkende, belebende und anregende Einwirkung er dann sehr bald in äußerst wohlthuender Weise empfindet.

In keiner der von mir in vier Welttheilen besuchten Gegenden fand ich das Klima des Sommers so angenehm und zuträglich, wie in San Francisco, in den waldigen zwischen 3000 und 5000 Fuß über dem Meere gelegenen Gebirgshöhen der Sierra Nevada und in dem etwa 40 englische = 8,68 deutsche Meilen

von San Francisco entfernten weinreichen, nebelfreien und windstillen Sonomathale.

Ungemein lieblich und von Nebeln fast verschont ist das Klima zu Oakland, welches in östlicher Richtung nur 5 englische = 1.08 deutsche Meilen von San Francisco entfernt und gleichsam dessen Vorstadt bildend, am anderen Ufer der Bai liegt. In Oakland, einer 11,104 Einwohner zählenden Stadt, in der viele Kaufleute San Francisco's ihre Privatwohnungen haben, treffen wir überall ausgedehnte Eichenwaldungen, zwischen denen prachtvolle Landhäuser, fruchtbare Obstgärten und reizende Anlagen zerstreut sind. Die Nähe des Küstengebirges mit seinen mannichfachen Formen und seinen sanften Abhängen trägt wesentlich zur Erhöhung der landschaftlichen Schönheiten dieses Ortes bei.

Wie wesentlich anders ist jedoch das Klima, wenn wir uns westlich von San Francisco an das nur 6 englische = 1.30 deutsche Meilen entfernte Gestade des stillen Meeres begeben, um uns dort des Anblickes der brausenden Wogen und des nicht fernen Golden Gate zu erfreuen und uns von der breiten Veranda des hierzu vortrefflich eingerichteten Cliff House herab an dem einzig schönen Schauspiele zu ergötzen, das hunderte von Seelöwen (Robben vom Genus Otaria) dadurch gewähren, daß sie die von der Küste kaum einige hundert Fuß abliegenden Felsen „Seal Rock“ ersteigen, von denen aus sie sich wieder abwechselnd in die brandenden, kühlen Fluthen hinabstürzen. Nur im Sommer jedoch können wir dies in ähnlicher Weise kaum anderswo zu beobachtende Schauspiel gewahr werden; im Winter ziehen die Thiere fort und begeben sich zu südlicheren und ebendeßhalb wärmeren Gestaden des Meeres. Ihr Leben und Treiben schildert lebendig und

anziehend Theodor Kirchhoff, dessen gediegener Dichtungen ich bereits wiederholt in meinem Buche „Die Pacific Eisenbahn“ und in meinen öffentlichen Vorträgen über Amerika gedacht habe, in folgendem im März 1871 von ihm verfaßten Gedichte.

Das Cliff House.

Frischauf! in's Geschirr die Rosse gespannt!
Zum „Cliff“, wie der Sturmwind, zu jagen;
Den Löwen des Meers an der Südsee Strand
Einen guten Morgen zu sagen!
So herrlich die Luft! — es ladet ein
In's Freie der goldene Sonnenschein! —

Schon greifen die Rosse muthig aus
Und es kreisen rascher die Speichen,
Und einsam steh'n Palast und Haus,
Wenn die Straße zum Meer wir erreichen.
Wie ein friedlicher Landsee, von Hügeln umkränzt,
Die schimmernde Bai herüberglänzt.

Ho! schneller vorwärts auf hartem Grund! —
Wir haben viel frohe Genossen,
Die Alle in sonniger Morgenstund'
Die Fahrt nach dem Cliff House beschlossen;
Im Wettlauf fliegen Gefährte, Gespann
Die sanft aufsteigende Straße hinan.

Das jagt auf dem Kies wie im Sturme entlang,
Die Dünenberge zur Seite!
Wer sieht ihn zuerst, den Wogendrang,
Und des schwellenden Oceans Weite? —
Das Meer, das Meer, das unendliche Meer,
Dort blitzt es im Sonnenglanz zu uns her!

Und vor uns liegt, am Strande erbaut,
Das Cliff House, das Hügel umsäumen,
Das hinaus auf den brausenden Ocean schaut,
Wo die Wogen sich donnernd bäumen;
Wo die Löwen des Meers auf nahem Riff, —
California's Stolz, — das romantische „Cliff"! —

Kein Fremder die Goldstadt je betrat,
Der hinaus zum „Cliff" nicht geeilet.
Wie manches zärtliche Pärchen hat
Auf breiter Veranda verweilet!
In zaub'rischer Mondnacht, wie prächtig-schön,
Die versilberte Brandung sich brechen sehn! —

Hier, Bursche, nimm uns die Renner in Acht,
Und kühl' mit dem Schwamme die Nüstern:
Und, Freund, tritt näher du, mit Bedacht,
In's Gemach, wo die Kohlen knistern! —
Von heißem Mocca den Labtrank her! —
Und jetzt, auf die kühle Veranda am Meer!

Einen Gruß euch, ihr ries'gen Gesellen dort
Auf dem Felsen, umkreiset von Möwen!
Was zanket und lärmt ihr immerfort
Und brüllt, wie leibhaftige Löwen?
Hat der donnernden Brandung Sturmgeroll
Euch wieder gestimmt so unmuthvoll?

Du plumper Bursche, mit glattem Fell,
Ben Butler*), du schlimmster von Allen,
Deine mürrische Miene, alter Gesell,
Will mir heute gar nicht gefallen!
Was that dir der braune Kleine zu Leid,
Den in's Wasser du drängst im läppischen Streit?

*) Der Name eines besonders zanksüchtigen alten Seelöwen.

Das ist ein seltsamer Anblick, traun!
Auf dem nahen Felsengerüste
Des Oceans Ungeheuer zu schaun,
Zu belauschen beim häuslichen Zwiste.
Ihnen gibt in der Felsenwohnung da
Den gastlichen Schutz California. *)

Ihrer hundert sonnen den riesigen Leib
Auf der Klippe und brüllen und recken
Sich unbeholfen, zum Zeitvertreib.
Wenn die Schultern empor sie strecken,
So ist's, als sähe man dort das Bild
Eines mächtigen Löwen, der zornig brüllt.

Und andre schwimmen im Wasser herum,
Oder suchen den Fels zu erklimmen
Auf plumpen Flossen, mit zorn'gem Gebrumm.
Und der Wogen brausende Stimmen
Ertönen dazwischen mit dumpfem Klang, —
Der Brandung ewiger Donnersang.

Doch hinaus der Blick auf den Ocean schaut,
Wo des Himmels Riesencapelle
Ihr blaues Gewölbe aufgebaut
Auf der Fluthen schimmernden Schwelle;
Hinaus in das Meer, der Unendlichkeit Bild,
Das mit Staunen das menschliche Auge erfüllt.

Wie Silber umkränzt die Brandung den Strand,
Und es donnern die mächtigen Wogen:

*) Ein vom Staate Californien speciell zum Schutze der Seelöwen auf dem „Seal Rock" erlassenes Gesetz verbietet, dieselben dort auf irgendwelche Weise zu belästigen oder gar zu tödten.

Sie kamen von Japan's Inselland
Fünftausend Meilen gezogen;
Sie fanden von Orients letztem Gestad'
Zu des Westens „Gold'nem Thore" den Pfad.

Wie Wolken liegen am Horizont
Die Inseln der Farallonen,
Wo der Albatroß und die Möwe wohnt
Mit geflügelten Millionen, —
Und der Wächter allein auf einsamem Thurm,
Mit dem leitenden Licht im donnernden Sturm.

Es ziehen auf bläulichem Wellenplan
Viel Segler, mit schimmernden Schwingen,
Und mächtige Dampfer furchen die Bahn
Mit brausenden Rädern; sie bringen
Von fernsten Ländern die reichste Pracht,
Und tragen zurück die goldene Fracht.

Dort liegt zur Rechten das „Gold'ne Thor",
Dem sie kreuzend entgegenstreben;
Bonita's Leuchtthurm raget empor,
Ihnen Allen ein Willkomm zu geben.
Und eilt ihr zurück in froher Stund', —
Grüßt die Heimath vom anderen Erdenrund!

Du Segler mit hohen Masten da,
Willst der Fahne Schmuck du entfalten? —
Das Banner ist's von Germania! —
Stolz magst du empor es halten! —
Es winket dir Frieden vom Vaterland
Von des „Cliff's" Veranda die deutsche Hand!

* * *

Mit vollem Rechte ist wiederholt der wohlthätige Einfluß gerühmt worden, den das Klima von San Francisco in unbestreitbarer Weise auf Körper und Geist ausübt; jenem verleiht es frische Gesichtsfarbe und rosigen Teint, diesem rastlose Thätigkeit, große Beweglichkeit, ungewohnte Energie und kühnen Unternehmungsgeist. Aber nicht in San Francisco allein, in ganz Californien, läßt sich der Einfluß erkennen, den das Klima auf manche sonst schwer erklärliche Verhältnisse ausübt. Des Californier's ganze Lebensweise ist dem Klima entsprechend eingerichtet; man hält sich viel im Freien auf, wohin das gewöhnlich reizend-schöne Wetter lockt, das ebenso anregend wie erheiternd wirkt. Daher auch die Theilnahme an öffentlichen Umzügen, die zur Feier vieler, wenn auch geringfügiger Ereignisse veranstaltet werden, daher das Vergnügen an öffentlichen Lustbarkeiten, Schaustellungen und Picnics, und die lebhafte Betheiligung an Allem, was im Freien vorgeht. Die kühlen Abende hingegen, die auch im Sommer immer herrschen, füllen zu jeder Jahreszeit die Theater und Concertsäle; ein „Lecturer", der sich Vertrauen erworben hat, findet, wie ich aus eigener Erfahrung weiß, in Californien auch im Sommer ein lohnendes Feld seiner Thätigkeit, das ihm zu dieser Jahreszeit in anderen nordamerikanischen Staaten verschlossen ist. Nicht minder werden Bälle, die den Californiern beiderlei Geschlechtes in einem Grade ein Bedürfniß sind, wie wohl sonst in keinem Staate Amerika's, Winters und Sommers gern und stark besucht.

Andrerseits machen sich auch wieder recht deutlich die mit einem solchen Klima verbundenen Nachtheile geltend. Leicht aufgeregt, durch eine unbedachte Aeußerung sofort, wenn auch oft ganz mit Unrecht, auf's Tiefste verletzt,

greift der Californier bei unbedeutenden Anlässen zum Revolver und zum Bowiemesser, und schießt oder sticht seinen Gegner, der vielleicht vor kurzem noch sein bester Freund war, ohne Weiteres nieder. Auch heute noch kommen zuweilen in den Hauptstraßen San Francisco's Schießereien am hellen Tage vor.

Nicht dem Klima, sondern den in Californien herrschenden socialen Verhältnissen und dem hierdurch bedingten jähen Wechsel von Glück und Unglück, von Reichthum und Armuth, ist es zuzuschreiben, daß besonders in San Francisco die Selbstmorde weit häufiger sind, als sie sich nach der Zahl der Bevölkerung und den anderswo geltenden Gesetzen der Statistik ereignen sollten. Im Gegentheile, die Selbstmorde würden in einem anderen Lande, wo dieselben socialen Verhältnisse wie in Californien obwalten, das aber nicht mit einem so zuträglichen Klima gesegnet ist, entschieden in noch größerem und erschreckenderem Maße vorkommen.

IV.

Landwirthschaftliche Erzeugnisse.

Die Zeit — und aller Wahrscheinlichkeit nach eine nicht sehr ferne — wird lehren, ob ich Recht habe, wenn ich hier die manchem Angriffe vielleicht sich aussetzende Behauptung aufstelle, daß der Umschwung, den in Californien während der letzten Jahre der Ackerbau und die Landwirthschaft, sowie alle damit zusammenhängenden Verhältnisse genommen haben, für dieses Land ebenso bedeutungsvoll sich erweisen wird, wie es die im siebenten Abschnitte von mir eingehender zu besprechende Entdeckung des Goldes war.

„Das schimmernde Metall", sagt das vortrefflich geleitete New Yorker Belletristische Journal vom 18. März 1870, „zog den Strom der Arbeiter nach Californien. Einige von diesen erreichten das, was sie als ihr Glück betrachteten; die Allermeisten sahen sich in ihren Erwartungen getäuscht. Wer an eine Fügung glaubt, muß das Gold als das Mittel betrachten, dessen das Schicksal sich bediente, um die Aufmerksamkeit auf ein Land zu lenken, welches Schätze viel weniger zweifelhafter Art in überreicher Fülle bietet."

Diese Schätze, es sind seine landwirthschaftlichen Erzeugnisse! In immer weiteren Kreisen nimmt zu meiner

lebhaften Freude die Ueberzeugung von der Richtigkeit des von mir bei verschiedenen Gelegenheiten ausgesprochenen Satzes überhand, daß dieses Landes Zukunft sicher nicht in der mehr oder minder lotteriehaften Ausbeutung seines Goldes, sondern vielmehr in der nachhaltigen Bebauung seines für die Hervorbringung jedes pflanzlichen Produktes geeigneten Bodens besteht.

Wer die statistischen Verhältnisse Californien's aufmerksam verfolgt, findet, daß schon seit Jahren der Werth der Agriculturprodukte dieses Staates seinen Minenertrag um viele Millionen Dollars übertrifft und daß dieser Ueberschuß in beständiger Zunahme begriffen ist. Immer deutlicher ergibt sich ferner, daß ausgedehnte Flächen Californien's, denen man früher die Nutzbarkeit für Culturzwecke abstritt, ganz erfolgreich verwendet werden können, wenn man nur die für einen solchen Boden passenden Gewächse auszuwählen versteht. Die vielfachen Versuche, die man bei der Einführung und Akklimatisirung neuer, bisher im Lande unbekannter Pflanzen unternimmt, stellen sich nicht als fruchtlos, sondern als lohnend heraus. Je mehr man Californien in seinen Einzelheiten kennen lernt, desto deutlicher zeigt es sich, daß es von der Natur in auffallender Weise begünstigt ist, und zwar nicht blos durch die Mannichfaltigkeit seiner Produkte, sondern auch durch das überraschende Gedeihen derselben. Ist auch der Boden zuweilen nur mit einer dünnen Ackerkrume bedeckt, deren Bearbeitung sich anderswo kaum lohnen würde: hier, unter eigenthümlichen meteorologischen Verhältnissen, liefert er ganz erstaunliche Beweise seiner Fruchtbarkeit. Ueberdies wird der in den verschiedensten Höhen gelegene Boden von einem Klima unterstützt, das alle möglichen Abwechslungen aufweist, von der nahezu

tropischen Hitze in der Colorado Wüste bis zum ewigen Schnee am Lassen's Peak und am Mount Shasta.

Immer mehr strebt eine erleuchtete Staatsgesetzgebung danach, nicht nur Verordnungen, die zur Förderung der Landwirthschaft in allen ihren Verzweigungen dienlich sind, zu erlassen, sondern auch, was meiner Ansicht nach nicht minder wichtig ist, alle Schranken zu beseitigen, die sich bis jetzt ihrer ungehinderten Entwickelung hemmend in den Weg gestellt haben. Immer mehr ist man bemüht, nicht eine für den Augenblick zwar blendende Resultate liefernde, für die Zukunft aber verderbliche, sondern eine auf wissenschaftlichen Grundsätzen beruhende Behandlungsweise zu befolgen. Immer mehr gewinnt die Ansicht die Oberhand, daß Californien, um seine weitstrebenden und kühnen, keineswegs aber unausführbaren landwirthschaftlichen Pläne möglichst bald zu erreichen, sich nicht auf die einzige Hülfe der weißen Race allein beschränken muß, sondern auch die der Mongolen, über die ich mich im zehnten Abschnitte dieses Buches eingehender verbreiten werde, zu seinem Vortheile benutzen kann.

Welch weites und lohnendes Feld Californien in landwirthschaftlicher Beziehung noch bietet, erhellt wohl am besten aus folgenden statistischen Angaben, die jedoch, was ich ausdrücklich hervorhebe, obschon sie amtlichen Berichten entnommen sind, auf ganz zutreffende Genauigkeit keinen Anspruch machen können; sie reichen eben nur aus, ein im Allgemeinen richtiges und anschauliches Bild der jetzigen landwirthschaftlichen Zustände Californien's zu geben.

Wie viel von den 120,947,840 Acres Landes, die Californien enthält, eigentlich zu landwirthschaftlichen Zwecken verwendbar seien, läßt sich zur Zeit mit Sicher-

heit nicht angeben; jedenfalls ist das hiefür geeignete Areal weit bedeutender, als man früher annahm, zu einer Zeit nämlich, in der man von der Ansicht ausging, daß die Bearbeitung einer mit dünner Ackerkrume bedeckten Fläche sich überhaupt nicht lohne. Allerdings entziehen sich manche Theile der von mir früher beschriebenen Colorado Wüste, wie nicht minder der Sierra Nevada gänzlich sowohl dem Ackerbau, als der Benutzung zu irgend einem landwirthschaftlichen Zwecke überhaupt, und Flächen, die einen größeren Umfang einnehmen, als man glauben könnte, sind durch die verschiedenen Methoden, das Gold zu gewinnen, die ich eingehend in dem achten Abschnitte dieses Buches beschreiben werde, wenn auch nicht für immer, so doch auf Jahrzehnte für Landwirthschaft unbrauchtbar gemacht worden.

Hingegen können ausgedehnte Theile des Tule-Landes, jener mit Binsen und Rohren bewachsenen sumpfigen Regionen, die in einer Ausdehnung von nahezu 840 englischen = 39.51 deutsche Quadratmeilen die Ufer der Seen Tulare und Kern und der Flüsse Sacramento und San Joaquin umgeben und je nach ihrer Lage theils Salz- theils Süßwassermarschen sind, durch zweckmäßige Vorkehrungen für den Ackerbau gewonnen werden. Auch große Strecken, die man bisher für durchaus unfruchtbar hielt, lassen sich durch Bewässerung der Landwirthschaft zuführen. Die in Californien bis jetzt verhältnißmäßig nur spärlich vorhandenen, immer mehr jedoch sich ausdehnenden Eisenbahnen (s. die gegenwärtig vollendeten S. 24—29) werden unausbleiblich den Anbau großer Flächen herbeiführen, die bisher, zu weit entfernt von lohnenden Märkten, um einen vortheilhaften Absatz der Früchte zu ermöglichen,

brach gelegen haben. Den wichtigen Einfluß, den die neu anzulegenden Eisenbahnen in Californien in dieser Hinsicht sowohl, als auch für Minen ausüben werden, beleuchtet eingehend J. Roß Browne in seiner Schrift „The Policy of extending local aid to railroads."

Nach dem neuesten gegen Ende des Jahres 1870 von dem Staatsvermesser (Surveyor General of California) veröffentlichten Berichte für 1869—70, der hauptsächlich nach den Angaben der Kreis- (County) Assessoren zusammengestellt ist, sind gegenwärtig in Californien 4,564,064 Acres Land eingehegt (inclosed) und 2,596,612 Acres cultivirt. Mag auch diese Zahl im Verhältniß zur Gesammtausdehnung Californien's als eine nur unbedeutende erscheinen, so läßt sich doch der riesige Aufschwung, den dort die Landwirthschaft ungeachtet mancher gewichtiger, noch zu beseitigender Uebelstände gewonnen hat, klar erkennen.

Unter diesen Uebelständen sind namentlich die Schwierigkeiten hervorzuheben, mit denen der neue Ankömmling, der als Farmer sich niederlassen will, zu kämpfen hat; für ihn steht die Frage, wo er wünschenswerthes Land erwerben kann, obenan. Die von mir wiederholt bereits erwähnte California Einwanderungsgesellschaft (s. S. 33) wird ihm zwar, wenn er sich an sie wendet, mit Rath und That zur Seite stehen und ihm, soweit dies in ihren Kräften steht, ausführliche Auskunft ertheilen. Aber nicht selten kömmt es vor, worauf John Hayes in einem vortrefflichen Aufsatze hinweist, den er in der Januarnummer (Jahrgang 1871) der zu San Francisco erscheinenden von John H. Carmany herausgegebenen Zeitschrift „Overland Monthly" veröffentlicht hat, daß die Landvermessungsmarken absichtlich von böswilligen Personen zerstört

werden, um dem Ansiedler das Suchen nach geeignetem Lande zu erschweren. Selbst unter den bereits ansässigen Personen finden sich manche, die keine richtige Auskunft über ein in ihrer Umgebung gelegenes Land geben, damit es entweder ihrem Vieh so lange wie möglich als billiger Weideplatz diene, oder damit sie es später von der Regierung für einen geringen Preis kaufen können. Ein Mann, der Land zu kaufen sucht, bereist zuweilen einen Distrikt nach dem anderen, und wenn er nicht eine zuverlässige Person findet, die ihm genau das Land bezeichnet, das bereits aufgenommen oder noch Regierungseigenthum ist, so mag er Wochen lang umherwandern und beständig auf wünschenswerthes Land stoßen, das ihm jedoch als Privateigenthum vorgestellt wird. Von unbesiedelten Regierungsländereien gibt es laut einem zu Anfang des Jahres 1871 veröffentlichten Verzeichnisse in Californien, Oregon und dem Washington Territorium noch 201 Millionen Acres, von denen, gering angeschlagen, ein Drittel wünschenswerthe Heimstätten bietet.

Wenn man bedenkt, daß nach John S. Hittell's Angaben auf S. 151 seiner „Resources of California" vor sechs oder acht Jahren kaum mehr als eine Million Acres in Californien bestellt waren, wenn man ferner die verhältnißmäßig noch immer spärliche Bevölkerung erwägt, von der sich bis jetzt ein großer Theil ausschließlich dem Handel oder dem Bergbau gewidmet hat, wenn man überdies die noch immer nicht völlig gehobene Unsicherheit vieler Besitztitel erwägt, so daß mancher nicht mit Unrecht davor zurückschreckt, Mühe und Arbeit an ein von ihm erkauftes Land zu wenden, aus dem er von irgend Jemand, der einen besseren Besitztitel zu haben vermeint, ohne Weiteres vertrieben werden kann:

so müssen die innerhalb der letzten Jahre auf dem Gebiete der Landwirthschaft in Californien gewonnenen Resultate unbestreitbar als sehr erfreuliche bezeichnet werden. Mit Recht sagt in dieser Hinsicht das New Yorker Belletristische Journal vom 10. Juni 1870: „Verfolgen wir die Berichte aus den ackerbautreibenden Theilen des Staates, so finden wir, daß mit jedem Monate größere Strecken Landes den Funktionen des Pfluges unterworfen werden, und ich glaube nicht zu viel zu behaupten, wenn ich annehme, daß die Zahl der unter Cultur stehenden Ländereien seit zwei Jahren um ein Drittel zugenommen hat. Dies bezieht sich auf Cerealien sowohl als auch auf Obst."

Folgende drei Thatsachen des Jahres 1870 bleiben nicht nur denkwürdig für Californien, sondern sie lassen auch erkennen, welche Zukunft diesem gesegneten Lande bevorstehen wird. In diesem Jahre wurde der erste Ballen daselbst gezogener Seide versandt, der erste Ballen Baumwolle gezogen — die erste Wagenladung ging am 17. Januar 1871 mit der Pacificbahn nach dem Osten — und der erste Runkelrübenzucker producirt.

* * *

Die Art des Landbaus in Californien ist in vieler Hinsicht von der in den östlichen Staaten Amerika's und in Deutschland üblichen verschieden.

Das **Pflügen**, häufig durch Geräthe mit mehreren Pflugkörpern (gang-ploughs) ausgeübt, beginnt erst nach dem Eintritte der Regenzeit (s. S. 76), da die trockenen warmen Sommer den Boden fast immer so fest machen, daß, bevor ihn der Regen erweicht hat, die Pflugschar nur schwer in ihn eindringen kann. Die Zeit der

Aussaat hängt also wesentlich von dem Eintreten des Regens ab, dessen Beginn in verschiedenen Jahren ungemein wechselt; dem Landmann ist es weit erwünschter, wenn die Regenzeit früh, als wenn sie spät eintritt. Als sehr werthvoll würde sich die allerdings kostspielige Anlage von Canälen behufs Bewässerung des Landes erweisen, das, wie ich schon bei Besprechung seines Klimas erwähnte (s. S. 77), hie und da nachtheiliger Dürre ausgesetzt ist.

Der Boden wird immer mehr auf rationelle Weise bearbeitet; man bepflanzt ihn nicht mehr wie früher immer nur mit derselben Frucht, sondern man fängt an, den bei uns schon längst üblichen Fruchtwechsel eintreten zu lassen.

Scheunen zum Aufbewahren des Getreides oder Heus, die in anderen Ländern unentbehrlich sind, hat man in Californien nicht; die Frucht wird auf offenem Felde durch die Dreschmaschine gedroschen und dann in die Waarenhäuser der größeren Städte gebracht. Die Garben, in großen Haufen zusammengestellt, bleiben oft Tage, häufig jedoch Wochen lang auf freiem Felde liegen, ohne bei der im Sommer herrschenden Trockenheit Schaden zu nehmen.

Wie überall in den Vereinigten Staaten, sind auch in Californien alle zum Ackerbau nöthigen Werkzeuge bis in die kleinsten Einzelheiten mit einer Vollendung ausgeführt, die man bis jetzt im Allgemeinen bei uns nur in den zahlreichen Musterwirthschaften, aber noch nicht in dem weiten Kreise der kleinen Ackerbauer findet. Ein großer Theil der Feldarbeiten wird durch Maschinen vollbracht, die häufig mehrere kleine Farmer in Gesellschaft benutzen.

Zu den Plagen, die den Landwirth heimsuchen,

gehören, abgesehen von Unkraut, dessen rechtzeitige Ausjätung große Aufmerksamkeit erfordert, insbesondere die im dritten Abschnitte (S. 77) bereits besprochenen Ueberschwemmungen und die ebendaselbst geschilderten hie und da eintretenden Dürren. Ueberhaupt ist die ganz allgemein im Sommer herrschende Trockenheit deßhalb oft so gefährlich, weil eine geringe Unvorsichtigkeit nur zu leicht Brände herbeiführt, die dann nicht nur Häuser, sondern auch die überall im Freien bleibende Frucht zerstören.

Unter den Thieren richten zuweilen Heuschrecken, die in einzelnen Gegenden in mächtigen Schwärmen auftreten, große Verheerungen an. Auch manche Vögel fressen häufig die Aussaat. Erdeichhörnchen, in Californien ground squirrels genannt (Spermophilus beecheyi), machen hie und da gar nicht unbedeutende Flächen durch eine Unmasse unterirdischer Canäle und weitverzweigter Höhlungen für einige Zeit zur Bebauung untauglich.

* * *

Betrachten wir jetzt die hauptsächlichsten der in Californien vorkommenden landwirthschaftlichen Erzeugnisse!

Unter den Cerealien nimmt der **Weizen** den ersten Rang ein, wie nachstehende Uebersicht ergibt.

Nach amtlichen Berichten waren im Jahre 1868—9 in Californien 1,118,891 Acres Land mit Weizen besäet, die einen Ertrag von 19,651,984 Bushel lieferten, im Durchschnitt also etwas weniger als 14 Bushel per Acre. Die Weizenernte des Jahres 1869—70 war nicht so ergiebig, wie die der früheren Jahre, in denen häufig ein Acre 20 Bushel lieferte; denn aus 1,390,406 Acres Land wurden nur 19,041,090 Bushel gezogen. Die be-

deutendsten Weizengegenden Californien's sind die Kreise Stanislaus, (3,060,000 Bushel), Santa Clara, San Joaquin, Solano, Sonoma, Yolo und Alameda.

Der mittlere Werth der Weizenernte kann zur Zeit zu zwanzig Millionen Dollars für das Jahr veranschlagt werden, beträgt demnach nicht viel weniger, als gegenwärtig der jährliche Ertrag der Goldfelder. Doch ist gerade die Weizenernte von den Witterungsverhältnissen ungemein abhängig, und durch keine, wenn auch noch so umsichtig getroffenen Vorkehrungen vor den Einflüssen derselben zu schützen. Eine der Hauptursachen der häufig vorkommenden Nachlässigkeit beim Anbau des Weizens liegt in der vom Californier gemachten Erfahrung, daß ohne sein Zuthun eine für die Ernte günstige Witterung gute, oft sogar sehr befriedigende Resultate liefert.

Es gibt wohl in der ganzen Welt keinen besseren und nahrhafteren Weizen als in Californien; in den vier bis jetzt von mir bereisten Welttheilen fand ich nirgends besseres Brod, als das aus californischem Weizen gebackene.

Zwischen dem in verschiedenen Theilen dieses Landes gebauten Weizen läßt sich eine große Verschiedenheit erkennen. Den schwersten Weizen trifft man im Santa Clara Kreise, dann im südlichen Theile der San Mateo und Alameda Kreise; nicht minder schwer ist die in den Umgebungen von Diablo, San Ramon, Amador und Suisun wachsende Frucht. Dann folgen in der Güte die Thäler von Santa Rosa, Pajaro, Salinas, Sonora und Petaluma; hierauf kommen die Sacramento-, San Joaquin- und Napa Thäler.

Californien erzeugt ungleich mehr Getreide als es verzehren kann; im Jahre 1870 ist aus diesem Lande

Weizen und Mehl im Werthe von mehr als neun Millionen Dollars ausgeführt worden. Der größte Theil des exportirten Weizens, zwischen 80 und 90 Procent der Gesammtquantität, geht nach England. Für Mehl, das im Jahre 1870 nach 17 verschiedenen Häfen verschifft wurde, war der beste Markt Asien; 138,000 Barrel gingen nach China und 19,400 Barrel nach Japan. Nach Centralamerika wurden 20,000, nach Australien 14,500, nach Honolulu 9900, nach Manilla 7800 Barrel Mehl gesandt. Die Hoffnung, daß der Weizen- und Mehlexport von 1871 die gleiche Höhe wie 1867 erreichen werde, wo bis jetzt in dieser Beziehung das größte Exportgeschäft gemacht wurde, wird sich jedoch nicht erfüllen. Da der californische Weizen ungemein trocken ist und nicht leicht heiß oder dumpfig wird, auch nicht gährt oder säuert, so erträgt er ohne alle Gefahr weite Seereisen; auch das heiße Klima der Tropen übt auf ihn keinen nachtheiligen Einfluß.

An Gerste ist ebenfalls Ueberfluß; sie wird wie der Weizen gebaut und trägt reichliche Ernten. Im Jahre 1869 waren 466,963 Acres mit dieser Frucht bestellt, die einen Ertrag von 9,045,225 Bushel, oder etwas weniger als 20 Bushel für den Acre lieferten.

Hafer gedeiht zwar gut, wird aber bis jetzt ebenso wie Roggen nicht viel gebaut; im Jahre 1869 belief sich die Ernte auf 1,458,602 Bushels der ersteren und auf 44,298 Bushel der letzteren Frucht, mit der 2340 Acres bestellt waren.

48,321 Acres lieferten 1,497,592 Bushel Mais, und 367 Acker 7041 Bushel Buchweizen.

Die Heuernte des Jahres 1869 belief sich auf 443,052 Tonnen, die von 346,363 Acres gewonnen wurden. Das meiste Heu (43,020 Tonnen auf 28,680

Acres) lieferte der Sonoma Kreis. Schlägt man die Tonne Heu im Durchschnitt zu 10 Dollars an, so beläuft sich der Erlös hieraus auf nahezu 4½ Millionen Dollars.

In Californien trocknet das gemähte Heu, ohne daß es, wie in den anderen amerikanischen Staaten und in Deutschland, öfter gewendet werden muß.

Da die Hausthiere fast niemals in Stallungen, sondern immer im Freien sich aufhalten, so wird das Stroh fast ganz allgemein (freilich eine große Verschwendung) verbrannt.

* * *

Eine ganz besondere Wichtigkeit gewinnt für Californien in neuerer Zeit der Weinbau, der höchst befriedigende Resultate liefert und immer mehr an Ausdehnung zunimmt. Vom südlichen Theile des Landes, von 32° 45′ nördlicher Breite bis hinauf zum 41. Breitengrade, auf eine Ausdehnung von nahezu 600 Meilen treffen wir Gegenden, die sich bei einer mittleren Breite von 100 Meilen vortrefflich zum Weinbau eignen. Darin stimmen alle, die von der Cultur dieses edlen Gewächses etwas verstehen, überein, daß sicher kein Theil des ausgedehnten Gebietes der Union zum erfolgreichen und nutzbringenden Anbau von Reben so geeignet ist, wie Californien, und daß dieses Land hierin Vorzüge besitzt, wie sie in gleicher Weise vereinigt kaum anderswo zu finden sein dürften. Der Ertrag ist in Californien wegen der in diesem Lande herrschenden klimatologischen Verhältnisse weit sicherer als in anderen Weinländern. Wenn auch die Ernte zuweilen durch Fröste beeinträchtigt wird, so weiß man doch bis jetzt von keiner Miß-

ernte zu berichten. Noch haben sich bis jetzt keine Krankheiten der Rebe gezeigt, die irgendwie Besorgnisse erregen könnten. Wie man Spanien als das „Land des Weins und der Gesänge" bezeichnet, wird man später von Californien, wenn dessen Goldreichthum erschöpft sein wird, als dem Lande „des Weizens und des Weins" sprechen.

„Die Geschichte des Weinbaus in Californien", sagt Karl Rühl S. 238 seines Buches »Californien«, „beginnt in dem südlichen Theile des Staates. Der Weinstock wurde in der Mitte des vorigen Jahrhunderts durch die katholischen Missionen eingeführt. Aus dem warmen Spanien hatten die frommen Mönche den in den Klöstern heimischen Durst mitgebracht, der auch in Californien nach Stillung verlangte. Sie ließen sich daher Anfangs eine große Anzahl spanischer und französischer Schnittlinge kommen, welche aber nach der Verpflanzung ihrem Zwecke nicht entsprachen. Sie wuchsen zwar, gaben aber nur selten und spärlich Trauben. Ein Schiff, welches den Mönchen ihre regelmäßigen Zufuhren brachte, hatte unter anderem auch frische Malaga-Rosinen an Bord. Einer der Missionäre pflanzte die Körner derselben und der Versuch gelang; die Stöcke geriethen über alle Erwartung und trugen vorzügliche Früchte. Die Missionäre machten dann in der Mission San Gabriel im Los Angeles Kreise mit Beihülfe der Indianer großartige Anpflanzungen."

Mit vollem Rechte fügt ferner Udo Brachvogel in seinem im New Yorker Belletristischen Journal vom 30. December 1870 veröffentlichten größeren Aufsatze »Bacchus am stillen Ocean« noch ergänzend hinzu: „Die spanischen Missionäre des vorigen Jahrhunderts hatten die Rebe mit sich geführt, und wie wenig Werth sonst

auch ihrer heiligen Gegenwart in dem schönen Lande beizumessen sein mag — das eine Verdienst, ihm den Weinstock gegeben zu haben, wird den frommen Vätern noch die fernste californische Nachwelt zu Dank verpflichten."

Die von den Missionären ursprünglich gepflanzte und Los Angeles genannte Traube war bis zum Jahre 1820 die einzige, die es in Californien gab. Damals aber führte man im Sonomathale eine neue Sorte ein, die, wie man glaubt, aus Madeira stammt. Diese neue Art und die alte der Missionäre von Los Angeles wird jetzt mit dem Namen Missions- oder californische Traube bezeichnet; sie bildet auch heute noch nahezu zwei Drittel aller californischen Weinstöcke. Doch wird die alte Rebe immer mehr und mehr durch eine Anzahl anderer Sorten verdrängt, die man theils aus Europa, theils aus den östlichen Staaten Amerika's einführt. Gegenwärtig baut man in Californien wohl gegen zweihundert Sorten Trauben, von denen bis jetzt keine irgendwo ausgeartet zu sein scheint. Am häufigsten treffen wir Riesling, Tokayer, Muscateller, Catawba und die Isabella Trauben, dann auch Concord, Ive's Seedling, Herbemont, Louisiana, Delaware, Diana, Salem und noch eine Menge anderer.

Erst in neuerer Zeit ist ein wirklich rationeller Weinbau, eine fachmännische und geschäftliche Ausbeute desselben in's Leben getreten. Noch fehlt übrigens die in anderen Weinländern im Laufe von Jahrhunderten gemachte Erfahrung, und man hat daher noch immer mit Schwierigkeiten von mancherlei Art zu kämpfen. So wurde ursprünglich die Traube in ebenen Thalsohlen angelegt oder gar in Ebenen, und man glaubte ganz irriger Weise, daß sie zu ihrem Fortkommen einer künst-

lichen Bewässerung bedürfe. Jetzt zeigt es sich, daß die an Abhängen von Hügeln gepflanzten Reben — also Weinberge, wie sie nahezu allgemein bei uns üblich sind, — besser gedeihen, als die in den Ebenen in der Form von Weingärten angelegten. In neuester Zeit fängt man an, auf Hügeln, die eine steile Abdachung haben, die Reben auf Terrassen zu bauen, die jedoch so breit gemacht werden müssen, daß sie ohne Schwierigkeit mit dem Pfluge bearbeitet werden können; denn bei den hohen Arbeitslöhnen würde es zu kostspielig sein, die Weinanpflanzungen aus freier Hand mit Spaten und Hacke zu bearbeiten. Der Hügelwein ist jedoch häufig schwerer, als der Thalwein; hierauf mag die Feuchtigkeit oder Trockenheit des Bodens wohl nicht ohne wesentlichen Einfluß sein.

Noch besitzt der jungfräuliche Boden eine Ueberfülle von Kraft, so daß er hierdurch der Traube einen Uebergehalt von Alkohol und Zuckerstoffen und außerdem gar häufig einen ranken Geschmack verleiht, der jedoch bei fortgesetzter Bearbeitung des Bodens und rationeller Behandlung des Weinstockes mehr und mehr verschwinden wird. Ob im Laufe der Zeit der californische Wein bis zu jener Vortrefflichkeit fortschreiten werde, die ihm schon jetzt sein begeisterter Sänger Dr. Leopold Jacoby nachrühmt, darüber versuche ich keine Prophezeiung; billig aber darf ich daran zweifeln, daß es irgend einem Weine gelingen werde, jemals die Weine unseres Rheingaues zu übertreffen. Doch glaube ich die Manen unseres Matthias Claudius nicht zu verletzen, wenn ich im nachfolgenden die schönen Verse des Herrn Jacoby mittheile, die ich Philo Jacoby's „Californischem Staatskalender von 1870“ entnehme.

Californischer Wein.

Ich trank schon manchen edeln Wein,
Den herben und den milden,
Von Spanien's ew'gem Sonnenschein,
Von Deutschland's vielbesung'nem Rhein,
Von fränkischen Gefilden:
Da kam mir neulich über's Meer
Ein Fäßchen Wein geschwommen her,
Das ward beim ersten Proben
Von mir ob seinem Werth allein
Wohl über jeden andern Wein
Für immerdar erhoben.

Es war etwas in diesem Trank,
Was tief in's Herze dringet
Und dort mit wunderbarem Klang
Anstimmet hellen Lobgesang
Und solch ein Liedlein singet,
Als wär' ein unschätzbares Gut
Verborgen in dem Traubenblut;
Ich hab' zu allen Stunden
Bisher bei jedem andern Wein,
Aus allen Fernen und vom Rhein,
Nichts Aehnliches gefunden.

Wo in Californien die folgende Methode sorgfältig und beharrlich durchgeführt ward, zeigte sie sich von günstigem Erfolge begleitet; sie besteht darin, daß man den beim Beschneiden vorkommenden Abfall der Reben in eine Menge von kleinen Stückchen zerschneidet und diese einpflügt, wodurch der Rebe das ihr nöthige Düngmaterial wieder zugeführt wird. Der Boden wird

dadurch leicht und porös erhalten, die Weinstöcke bekommen ein gesunderes Aussehen und der Ertrag an Trauben wird vermehrt.

Der größte in Californien befindliche Weinberg (richtiger Weingarten) ist jener der Buena Vista Company im Sonomathale, der 450 Acres mit 306,000 Weinstöcken umfaßt. In demselben schönen Thale liegt auch die von Herrn Jacob Gundlach in Gemeinschaft mit dem leider im Spätsommer 1869 gestorbenen Herrn Emil Dresel angelegte Rhinefarm, ein ausgedehnter, mit vortrefflichen Reben bewachsener Complex. General B. D. Wilson von San Gabriel hat auf 260 Acres 176,800 Rebstöcke gepflanzt. Erwähnenswerth ist noch Sainsevain's Cucumungo Weinberg im San Bernardino Kreise.

Auf einem Acre finden in Californien zwischen 800 und 900 Stöcke Platz. In Betreff der Ertragsfähigkeit sei erwähnt, daß Oberst Amos Travis in der Nähe von Los Angeles 32 Acres mit Reben bepflanzt hat, die im Jahre 1870 392,000 Pfund Trauben oder 12,250 Pfund durchschnittlich für den Acre lieferten. Uebrigens ist es in Californien durchaus nichts seltenes, 12,000 Pfund Trauben aus einem Acre zu erhalten; die Ertragsfähigkeit ist nahezu doppelt so groß wie in Frankreich.

Die Trauben selbst, namentlich die alte, unter dem Namen Los Angeles bekannte Sorte, erreichen in Californien zuweilen eine Größe, die an das Format jener in Canaan gefundenen, durch die biblische Tradition berühmt gewordenen Traube Josua's erinnert.

Eine nicht unbedeutende Einnahmequelle, die man jährlich auf 200,000 bis 250,000 Dollars anschlägt, erwächst den Winzern in der Nähe größerer Städte aus dem Verkaufe der Trauben zum Tafelconsum. San



Francisco wird besonders von der Umgebung von Vacaville im Solano Kreise mit frischen Trauben versorgt.

Im Ganzen waren in Californien zu Anfang des Jahres 1870 22,548,315 Weinstöcke gepflanzt. Die hauptsächlichsten Kreise, die sich mit dem Weinbau befassen, sind Los Angeles mit 4 Millionen Weinstöcken im Jahre 1870, Sonoma (3 1/4 Millionen), Sacramento (1,718,914), Amador (1,683,000), El Dorado (1,357,895), Solano (1,128,000) und Santa Clara (eine Million). Gewonnen wurden im Jahre 1869 2,676,558 Gallonen Wein und 161,015 Gallonen Brandy. In 1868 belief sich der Ertrag an Wein auf 2,587,864 Gallonen (700,000 Gallonen mehr als im Vorjahre), und aller Wahrscheinlichkeit nach wird er in 1871 sechs bis sieben Millionen Gallonen erreichen.

Man schätzt die Summen, die in Californien in Weinbergen angelegt sind, im Ganzen auf dreißig Millionen Dollars, was mir jedoch zu hoch gegriffen scheint.

Auf die einzelnen, vorzüglich mit dem Weinbau sich beschäftigenden Kreise Californien's vertheilt sich die Weinproduktion der Jahre 1868 und 1869 wie folgt:

Kreise.	Gallonen Wein. 1868.	1869.
Los Angeles	1,111,200	Unbekannt.
Sonoma	348,136	350,280
El Dorado	168,638	133,985
Amador	129,993	97,240
Napa	103,367	Unbekannt.
San Bernardino	74,500	Unbekannt.
Sacramento	Unbekannt.	87,536
Contra Costa	61,370	Unbekannt.
Calaveras	55,132	Unbekannt.
Placer	51,300	125,000

Kreise.	Gallonen Wein. 1868.	1869.
Tuolumne	50,397	Unbekannt.
Santa Clara	47,459	45,000
Butte	30,828	Unbekannt.
Solano	Unbekannt.	76,829.

Fünf von den in obenstehender Tabelle genannten vierzehn Kreisen liegen in der Sierra Nevada, und vor wenigen Jahren noch hat man sich dort, was gewiß bemerkenswerth ist, fast ausschließlich mit Minenarbeiten beschäftigt. Diese Berggegend besitzt bereits sechs Millionen Weinstöcke und dürfte sich überhaupt später sehr wichtig für den Weinbau erweisen.

Um den Weinbau im Los Angeles Kreise haben sich die Deutschen durch Gründung ihrer von ihnen Anaheim genannten Ansiedelung, die in jeder Hinsicht ein durchaus gelungenes Unternehmen ist und vorzügliche Weine liefert, große, allgemein anerkannte Verdienste erworben. Anaheim liegt etwa 25 englische = 5.42 deutsche Meilen südöstlich von Los Angeles. Die Gegend war, als sich die Deutschen in ihr niederließen, eine reine Wüste; sie haben sie durch Bewässerungen, welche sie von dem vier englische Meilen abliegenden Santa Ana Flusse herleiteten, wie durch Fleiß, Ausdauer und Beharrlichkeit in blühende Gefilde verwandelt.

Die Weinsorten, die in Californien wachsen, beziehungsweise fabricirt werden, sind:

1. Weißwein.	5. Madeira.
2. Portwein.	6. Sherry.
3. Angelica.	7. Muscateller.
4. Champagner.	8. Rothwein.

Nur die ersten vier Weinsorten werden in größeren Quantitäten erzeugt. Rühmend muß hervorgehoben

werden, daß bis jetzt wenigstens alle californischen Weine ganz rein sind; die sogenannte „Weinchemie" ist dort so gut wie unbekannt.

Der Weißwein, in Californien allgemein Hock genannt, ist von heller, strohgelber Farbe, zwar je nach der Lage an Bouquet, Güte und Feinheit verschieden, aber durchgängig weit stärker, feuriger und weit eher den nicht daran Gewohnten berauschend, als unsere Rheinweine. Unter allen californischen Weinen wird diese Sorte am meisten in den östlichen Staaten Amerika's verlangt, wo sie dann gar häufig, unter falscher Flagge segelnd, als Rheinwein verkauft wird.

Der Portwein, der hauptsächlich im Los Angeles Kreise gezogen wird, ist dunkelroth, kräftig, von feinem Bouquet, in vieler Hinsicht dem europäischen gleichen Namens ähnlich.

Angelica, ein süßer und ebendeßhalb bei Damen sehr beliebter Wein, wird auch vielfach Kranken verordnet. Ganz rein ist übrigens dieser Wein nicht, da ihm eine kleine Quantität von der gleichen Traube erzeugten Alkohols beigemischt wird. Angelica ist daher stärker, als manche, denen er so trefflich mundet, im Allgemeinen wissen.

Zur Fabrikation des Champagners eignen sich besonders die von Herrn Jacob Gundlach und der Buena Vista Company im Sonomathale gezogenen Weine. Die Brüder Sainsevain versuchten zuerst diese Fabrikation im Jahre 1857, aber nicht mit Erfolg. Sie und einige andere, die sich dem gleichen Industriezweige widmeten, verloren mindestens eine viertel Million Dollars bei ihren zahlreichen Experimenten, die jedoch zur Folge hatten, daß man endlich so weit kam, aus californischem Weine einen trefflichen Champagner herzu-

stellen. Seit 1863 versuchte sich darin mit Erfolg die Buena Vista Company, die wohl den heutigen californischen Champagnermarkt ziemlich beherrschen würde, hätte sie nicht seit 1867 in dem Hause Isidor Landsberger und Co. einen ebenbürtigen Rivalen gefunden. Ich habe die beiden Fabriken in Gemeinschaft mit einigen mir befreundeten Herren Anfangs Juli 1869 besucht und theile die folgenden, zur damaligen Zeit auch in der San Francisco Abendpost vom 7. Juli enthaltenen Angaben mit.

Die Buena Vista Company, deren Etablissement sich im Sonomathale, nicht weit von Herrn Jacob Gundlach's Rhinefarm befindet, beschäftigt viele Franzosen aus der Champagne; über die Zahl der Flaschen, die sie producirt, konnte ich keine bestimmte Auskunft erhalten.

Isidor Landsberger und Co. haben ihre zu San Francisco befindliche Fabrik Anfangs April 1871 bedeutend vergrößert, so daß sie jetzt im Stande sind, monatlich 1600 Körbe oder 1600 Dutzend Flaschen Champagners zu bereiten, von dem sie große Mengen nach dem Osten senden.

Der californische Champagner kann sich dreist an die Seite unseres schäumenden Rheinweins stellen; mir hat er vortrefflich gemundet. Daß aber dessenungeachtet noch immer eine beträchtliche Menge Champagners, nach Californien eingeführt wird, die sich nach zuverlässigen Angaben jährlich auf viele Tausende von Körben beläuft, ist meiner Ansicht nach recht beklagenswerth und liefert wieder einen neuen Beleg zu der Richtigkeit des Sprichworts: „Der Prophet gilt nichts im Vaterlande.“

Nach den Angaben, die der in San Francisco erscheinende California Democrat vom 5. März 1871 enthielt, belief sich der Werth der Weine, die im Jahre 1870 aus Californien exportirt wurden, auf 550,000 Dollars. Die fremden Märkte, welche von San Francisco direkte Zusendungen erhielten, waren Central Amerika, Mexico, Panama, Honolulu, China, Japan, russische Besitzungen, England, Peru und British Columbia. Wie die Wochenausgabe desselben Blattes (die California Staatszeitung vom 16. Februar 1871) meldet, hat jüngst das San Francisco Haus Mendel, Vincent und Co. eine Anzahl von Weinen nach London geschickt, wo sie ihrer Güte und ihres billigen Preises wegen Aufsehen erregten, so daß alsbald von dort eine neue Ordre im Betrage von tausend Dollars für Wein nach Californien abging.

Besonders das deutsche Haus in San Francisco, (626, Montgomery Straße) Kohler und Frohling, hat sich sowohl durch die Hebung des Weinbaus, als auch durch den lohnenden Markt, den sie dem Produkte eröffnete, große Verdienste erworben. Dieses Haus, das Agenten in verschiedenen Städten Nordamerika's besitzt, (Rennert, Prosch & Co. zu New York und Feldkamp, Knobloch & Co. zu Chicago) hat auch in anerkennenswerther Weise dafür Sorge getragen, daß sich eine Niederlage ihrer vorzüglichen californischen Weine in Deutschland befindet, nämlich bei Herrn Joh. Kollmorgen zu Grabow in Mecklenburg-Schwerin, von wo sie ganz rein und ächt bezogen werden können. Hoffentlich ist überhaupt die Zeit nicht mehr ferne, wo wir in Deutschland auf jeder feinen Tafel neben Rheinweinen und französischen auch californische finden.

Oestlich von den Felsengebirgen waren schon seit einer Reihe von Jahren, weit früher, ehe Californien

durch die Pacific Eisenbahn mit den östlichen Staaten in direkte Verbindung getreten war, in den Gasthöfen der größeren amerikanischen Städte alle californischen Weine in sehr preiswürdiger Qualität zu haben. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird der so ruhmvoll beendete deutsch-französische Krieg zur Folge haben, daß sich der californische Wein in Amerika immer mehr einbürgert. Während der eben erwähnten denkwürdigen Zeit war die Verbindung zwischen Deutschland, Frankreich und Amerika, wenn auch nicht gerade gänzlich unterbrochen, so doch vielfach verzögert und gestört; Wein, den die östlichen Staaten früher aus Europa bezogen hatten, ließen sie sich jetzt aus Californien kommen, und manche Flasche des Los Angeles- oder Sonoma Weißweins mag mit der Etiquette einer berühmten Rheinweinsorte versehen zu theuerem Preise verkauft worden sein; nicht minder wurde vielfach californischer Rothwein für Burgunder oder Bordeaux ausgegeben. Auch jetzt, wo der Kampf beendet ist, wird Frankreich, wenigstens für die nächste Zeit, nicht im Stande sein, die früheren Quantitäten Weins an die Vereinigten Staaten zu liefern, da seine Weinberge, wenn sie auch nicht verwüstet sind, doch unmöglich so sorgfältig bestellt sein können, wie dies früher, zur Zeit des tiefsten Friedens, der Fall war; den Mangel werden deutsche und californische Weine ersetzen.

Die Preise der californischen Weine sind, wie bei uns auch, in verschiedenen Jahren großen Schwankungen unterworfen. Aber wohl nur in Californien dürfte es vorkommen, daß zuweilen (allerdings ganz ausnahmsweise) der Wein da, wo er gezogen wird, billiger ist als die Milch. Im August 1869 zahlte man für die Gallone gewöhnlichen Weins in Anaheim und Los



Angeles 30 Cents, für die Gallone Milch aber 50 Cents. Zur selben Zeit bot ein erfahrener Winzer im Tuolumne Kreise 4500 Gallonen ausgezeichneten Weins zu 24 Cents per Gallone zum Verkaufe an; die Gallone Milch kostete damals im Kreise 40 Cents.

* * *

Knollen- und Wurzelgewächse, wie Kartoffeln, Rüben, Weißkohlköpfe gedeihen in seltener Güte und Ueppigkeit. Kartoffeln, sechs Zoll lang und drei Zoll im Durchmesser, aber dennoch mehlig und schmackhaft, gehören in Californien ebensowenig zu den Seltenheiten, wie zwanzig Pfund schwere Kohlköpfe. Noch ist bis jetzt nirgends im Lande die Kartoffelkrankheit ausgebrochen.

Die Kartoffelernte war im letzten Jahre (1869—70) eine sehr ergiebige; sie belief sich auf 3,161,356 Bushels. Die größte Menge lieferten die Kreise Humboldt (635,383), San Mateo (600,000), Mendocino (450,000) und Sonoma (260,000 Bushels). Da 30,407 Acres mit Kartoffeln bepflanzt waren, so lieferte ein Acre durchschnittlich nahezu 104 Bushels. Neue Kartoffeln kommen zuweilen schon im März auf den Markt, doch werden sie gewöhnlich erst im Mai geerntet.

Mit süßen Kartoffeln waren 1172 Acres bepflanzt, die einen Ertrag von 134,699 Bushels lieferten, und zwar Sacramento 74,082 Bushel auf 528, Yolo 13,860 Bushel auf 140, Los Angeles 9000 Bushel auf 120 Acres, und die Kreise Butte, Santa Cruz, Sutter und Tehama je 4000 Bushel.

An Küchengewächsen aller Art hat das Land eine Mannichfaltigkeit, wie schwerlich irgend ein anderer Staat Nordamerika's. Aber dessenungeachtet fehlen in

den Ackerbaudistrikten Gemüsegärten in größerem Maßstabe nahezu gänzlich. Mit Recht nennt der 1869 veröffentlichte Bericht des Staatsausschusses für Ackerbau diese Thatsache betrübend. Es wird darauf hingewiesen, daß in Californien Gartenarbeiten insofern ohne Vernachlässigung des Getreidebaus betrieben werden können, als sie im Winter oder im ersten Frühjahr, wo wenig Feldarbeiten zu verrichten sind, unternommen werden müssen. Ein halber Acre — heißt es wörtlich in dem Berichte — gut vorbereitet, würde dem Landmann mehr wirklichen Nutzen bringen, als eine fünf Mal größere mit Getreide bestellte Ackerfläche. Seine müßige Zeit würde ausgefüllt, er selbst zu nützlichen Versuchen angeregt und es würde ihm ein Mittel geboten, seine Knaben an Fleiß zu gewöhnen, während sein Tisch stets mit gesundheitsfördernden Artikeln versehen würde, denen er bei dem jetzigen System fremd bleibt. Wer einen Garten bebaut, wird unbewußt ein guter Ackerwirth, wie derjenige, der es ganz und gar nicht thut, eben so unbewußt ein nachlässiger und keine Erfolge erzielender werden wird.

Die Runkelrübe, die in Californien vortrefflich gedeiht, unglaublich groß wird und gar häufig ein Gewicht von fünfzig, ja ausnahmsweise selbst von hundert Pfund erreicht, hat in ihren kleineren Varietäten erst in ganz neuer Zeit in Folge der Anlegung von Rübenzuckerfabriken eine angemessene Verwerthung gefunden. Eine Fabrik dieser Art, die in Sacramento errichtet war, konnte Anfangs keine günstigen Erfolge erzielen; im Oktober 1870 boten die Aktionäre der Fabrik ihre Aktien mit 75 Procent Verlust feil. Zwei Deutschen, den Herren Otto und Kleinau, gebührt unstreitig das Verdienst, die Rübenzuckerfabrikation in

Californien zuerst mit praktischem Erfolge betrieben zu haben. Ihre in Alvarado (Alameda Kreis) angelegte Fabrik, deren Einrichtung mit einem Kostenaufwande von 125,000 Dollars von mehreren californischen Capitalisten bestritten wurde, lieferte am Donnerstag den 17. November 1870 die erste Tonne vollständig crystallisirten Rübenzuckers. Die Maschinerie arbeitete vortrefflich und die verschiedenen Processe ließen nichts zu wünschen übrig.

Dieses für Californien so wichtige Ereigniß wurde von allen größeren Zeitungen des Landes, die nach Kräften alle hierauf bezüglichen Bestrebungen unterstützten, in gebührender Weise gefeiert. Es ward hervorgehoben, daß Californien bis jetzt jährlich ungefähr dreißig Millionen Pfund Zucker und eine halbe Million Gallonen Syrup einführte, wofür es 4,750,000 Dollars zahlte. Diese Artikel kamen großentheils aus Manila und den Sandwichsinseln und waren hohem Zoll unterworfen, der für das Pfund Zucker durchschnittlich vier Cents, für die Gallone Syrup ungefähr fünf Cents betrug.

Schon denkt man daran, eine zweite Rübenzuckerfabrik in der Nähe von San José anzulegen, die sicher Erfolge haben wird, wenn ihre Leitung Personen übernehmen, denen gründliches Verständniß und mehrjährige Erfahrung in diesem Zweige der Industrie zur Seite steht. Doch läßt sich eine dauernde Fortsetzung der californischen Rübenzuckerfabrikation, die, wenn vervielfacht, in einigen Jahren nicht nur den für die Bewohner des Landes nöthigen Bedarf liefern, sondern auch einen Ueberschuß zur Ausfuhr ergeben wird, in ziemlich sichere Aussicht stellen.

Bereits hat man fünfhundert in der Umgegend von Alvarado gelegene Acres mit Runkelrüben bepflanzt,

denen wohl auch in anderen Theilen des Staates erhöhte Aufmerksamkeit geschenkt werden wird. Zwar sind bereits im Jahre 1869—70 besonders in den Kreisen San Francisco, San Mateo, Alameda, Contra Costa, Santa Clara, Sonoma und Butte Runkelrüben im Gewichte von 10,969 Tonnen gezogen worden. Ehe jedoch Garantie einer jährlich hinreichenden Ernte vorhanden ist, werden die Fabriken theilweise wenigstens zum Raffiniren von Rohrzucker verwandt werden müssen.

Weiße Rüben wurden nur 4643 Tonnen erzeugt, die Hälfte davon in San Francisco; die andere Hälfte vertheilt sich ziemlich gleichmäßig auf die übrigen 49 Kreise des Staates.

Die Ernte von Zwiebeln, die auf 3131 Acres gezogen wurden, belief sich auf 240,496 Bushel.

Die im Jahre 1870 in Californien mit der Anpflanzung von Baumwolle gemachten Versuche lieferten ein befriedigendes Ergebniß. Die Staude wurde im Merced Kreise aus Alabama Samen gezogen, und das gewonnene Produkt soll einen günstigen Vergleich mit brasilianischer und egyptischer Baumwolle ausgehalten und für Spinnzwecke besser als die besten Southern Uplands sich erwiesen haben. Doch darüber sowohl, als auch über die Frage, ob nicht etwa Bewässerung zum Gedeihen der Baumwolle nützlich sei, wird erst die Zukunft entscheiden. Günstig ist, daß die von Oberst Strong angestellten Versuche auf einem Acre Land im San Joaquin Thale einen Ballen von 500 Pfund nachweisen, während am Mississippi der Durchschnittsertrag für den Acre gar nicht unbedeutend geringer ist.

Zum Tabaksbau eignet sich Californien ganz vortrefflich. Doch hat dieser noch nicht den ihm erreichbaren Aufschwung genommen. Das Produkt ist im

Allgemeinen rauh und findet auf dem Markte keine rege Nachfrage. Im Jahre 1869 sind 94,230 Pfund Tabak auf 123 Acres gewonnen worden. Californien hatte damals 151 Cigarren- und 4 Tabaksfabriken, in denen viele Chinesen Beschäftigung fanden.

Der Hopfen, der in Californien gezogen wird, ist ungemein üppig und gedeiht in verschiedenen Theilen des Landes vorzüglich; der Ertrag belief sich im Jahre 1869 auf 672,329 Pfund. Bis jetzt hat sich jedoch der Hopfenbau keineswegs so einträglich für Californien, wie für andere Länder erwiesen. Der Grund liegt in der verhältnißmäßig geringen Bevölkerung und mehr noch darin, daß bis jetzt der Hopfen noch nicht in größeren Mengen ausgeführt wurde. Australien dürfte sich später vortrefflich zum Markte für californischen Hopfen eignen. Der Preis des Hopfens wechselt oft bedeutend, zwischen 35 bis 75 Cents das Pfund.

Von Flachs wurden im Jahre 1869 auf 1612 Acres 451,719 Pfund gewonnen. Der californische Flachs gedeiht am Besten auf schwerem, lehmigem Boden und ist in Folge des monatelang fehlenden Regens nicht, wie in anderen Ländern, so vielen Fährlichkeiten ausgesetzt. Dem Flachsbau hat man übrigens bis jetzt in Californien nur geringe Aufmerksamkeit geschenkt. Die besten Ernten scheinen bisher im San Mateo Kreise erzielt worden zu sein.

Das Zuckerrohr, für dessen Anpflanzung einzelne der südlichen Theile Californien's sich besonders empfehlen würden, hat noch keinen durchschlagenden Erfolg gehabt. Am besten scheint sich das chinesische Zuckerrohr zum Anbau zu eignen; doch ist bis jetzt die daraus gewonnene Ernte eine sehr verschiedene gewesen. Auch das Louisiana Zuckerrohr finden wir in Californien;

allein der Ertrag stand in keinem Verhältnisse zu der darauf verwendeten Arbeit.

Auf einigen an der Mündung des Sacramento Flusses gelegenen Inseln, die man künstlich trocken legte, sowie an einzelnen Strecken des von mir S. 104 beschriebenen Tulelandes hat man neuerlich mit günstigem Erfolge **Reis** gebaut. Die Herren Wm. Gwynn und Davis haben ferner auf Hugh Davis' Ranch im Distrikte 89 vom Anbau dieser werthvollen Pflanze Resultate erzielt, die sie ermuthigen, in größerem Maßstabe damit fortzufahren. Es muß auch der hierher einschlagenden günstigen Versuche des Herrn Heinrich Schnell Erwähnung gethan werden, dessen Bestrebungen und Versuche in Betreff der Landwirthschaft ich S. 137 eingehender schildere.

Bis jetzt ist übrigens der Reisbau in Californien noch in den ersten Anfängen begriffen. Der Bedarf an Reis ist wegen der zahlreichen in Californien wohnenden Chinesen ein sehr bedeutender; seither haben ihn diese stets aus ihrem Vaterlande eingeführt.

An **Obst** aller Art hat Californien eine Reichhaltigkeit und Mannichfaltigkeit, wie sie in ähnlicher Weise wohl in keinem anderen Staate der Union zu finden ist. Das Klima begünstigt außerordentlich das Gedeihen aller unserer europäischen Obstsorten. Die Obstbäume wachsen sehr schnell, tragen früh und regelmäßig und bringen reichliche und große Früchte, deren Geschmack jedoch häufig minder fein ist, als in anderen Ländern. Ganz allgemein werden die Stämme niedrig gehalten.

Der Reichthum Californien's an Obstsorten wird jedem recht deutlich in den Markthallen San Francisco's, einer Sehenswürdigkeit, an deren Anblicke sich nicht nur

der Fremde, sondern auch der Einheimische ergötzt, vor Augen geführt.

Die Unmöglichkeit, in dem begrenzten Raume, der mir zu Gebote steht, die californischen Obstbäume auch nur annähernd aufzuzählen, ergibt sich wohl deutlicher als aus allem anderen durch die Betrachtung des Umstandes, daß im Jahre 1867 die pomologische Gesellschaft nach den Angaben von Cronise (S. 362 seines Buches „The natural wealth of California") 1186 Obstsorten aufzählt, die in Californien bis dahin gezogen wurden; unter diesen sind 561 näherer Betrachtung und weiterer Berücksichtigung werth.

Von Obstsorten, die gut gedeihen, werden von dieser Gesellschaft aufgezählt:

Zahl der Sorten.	Zahl der Sorten.
178 Aepfel.	11 Aprikosen.
122 Birnen.	25 Erdbeeren.
55 Pfirsiche.	18 Johannisbeeren.
43 Kirschen.	13 Stachelbeeren.
33 Pflaumen.	12 Himbeeren.

Es gab nach dem amtlichen Berichte des Generalvermessers im Jahre 1870 in Californien 2,180,272 Aepfelbäume, nahezu 800,000 Pfirsich- und 334,680 Birnbäume.

Der Apfelbaum kommt in Californien bis 4000 Fuß Erhebung über dem Meere vor; er trägt, wenn kaum zwei oder drei Jahre alt, bereits Früchte. Die in den Thälern gezogenen Aepfel sind nicht so gut, wie die in den Vorbergen wachsenden, und verfaulen überdies leichter. Einheimische wilde Aepfel sind nicht bekannt.

Die Birne, der das californische Klima entschieden besser als dem Apfel zusagt, liefert sehr reichliche Früchte

(ein einzelner Baum zuweilen bis zu einer Tonne), die noch vorzüglicher sind, als die in anderen amerikanischen Staaten vorkommenden. Die größten und zugleich die besten Birnen, in der That wahre Prachtexemplare, liefert der Santa Clara Kreis.

Der Pfirsich, dessen Frucht je nach der Oertlichkeit, worin er wächst, sehr verschieden ist, zeigt sich sehr empfindlich in tieferen Lagen gegen Fröste, die ihm jedoch zwischen 500 bis 2000 Fuß über dem Meere weit geringeren Schaden zufügen.

Der Kirschbaum ist die lohnendste unter allen californischen Obstgattungen; denn aus einem mit solchen Bäumen bepflanzten Acre hat man wiederholt tausend Dollars Reingewinn erzielt. Kirschen sind auf dem Markte in San Francisco von Mitte Mai bis Ende Juli zu haben. Die größten Kirschen hat bis jetzt J. Lewelling und Sohn zu San Lorenzo im Alameda Kreise gezogen. Ende Juni 1870 schickte er nach San Francisco eine Anzahl von Royal Ann Kirschen, die so schwer waren, daß 36 ausgewählte ein Pfund wogen!

Erdbeeren, Himbeeren, Stachelbeeren und Johannisbeeren kommen in großen Mengen vor; aus den beiden letzteren wird vielfach Wein gemacht. Ist der Winter mild, so kann man das ganze Jahr hindurch reife Erdbeeren pflücken.

Das Klima Californien's erweist sich außerordentlich günstig zum Trocknen der Früchte. Dieser Industriezweig, der bis jetzt, mit einziger Ausnahme vielleicht des Hauses Briggs und Co. in Marysville, nur im Kleinen betrieben wird, dürfte sich später wohl ebenso lohnen, wie das Einmachen der Früchte.

Apfelsinen (Orangen) und Citronen, von denen man früher annahm, daß sie nördlich von Los

9*

Angeles nicht gedeihen könnten, kommen im Freien noch in Oroville bei 39½° nördlicher Breite vor. Wenn auch die Orange in diesem für sie hohen Breitengrade zuweilen gute Ernten liefert, so leidet sie doch gar häufig von Fröſten, die ihr aber südlich vom 35. Breitengrade nicht mehr schaden. Jedenfalls werden noch mehrere Jahre vergehen, ehe man großartigere Anpflanzungen solcher Fruchtbäume in den nördlicheren Theilen Californien's machen wird. Gegenwärtig kommen die Apfelsinen am zahlreichsten im Los Angeles Kreise vor. Gesunde Bäume liefern in der Saison gegen tausend Orangen; der Marktpreis für das hundert schwankt zwischen zwei bis fünf Dollars. Gefährliche Feinde des Orangenbaumes sind die feine Wurzeln fressenden Maulwürfe und ein der Aphis Gattung angehöriges Insekt; letzteres kommt jedoch in neuerer Zeit aus bisher unbekannten Gründen nicht mehr so häufig wie früher vor. Im Jahre 1870 hatte Californien 40,534 Orangenbäume.

In ihrer Verbreitung ist die Citrone, von der es im Jahre 1870 7851 Bäume gab, der Orange ziemlich gleich.

Oliven sind in Californien mit großem Erfolge gebaut worden. Das Klima ist dem Baume so zuträglich, daß er bis jetzt in jedem Jahre gerieth. Man hat ihm früher nicht dieselbe Aufmerksamkeit wie heutzutage geschenkt, da er vor zehn Jahren nicht trägt und ebendeßhalb erst nach längerer Zeit als lohnend sich erweist. Später werden die Produkte des Olivenbaumes, von dem sich 1870 in Californien 29,303 Exemplare befanden, für dieses Land von großer Wichtigkeit sein; es wird sich auch hier das in Italien gebräuchliche Sprichwort bewähren, daß, wenn ein Vater bei der

Geburt seines Sohnes eine Olive pflanzt, er für dessen Zukunft gesorgt hat.

Feigenbäume, deren Anzahl sich gegenwärtig auf 45,655 beläuft, gedeihen am besten in den Kreisen Solano, Yolo, Los Angeles, Sacramento, San Joaquin, Santa Barbara, Calaveras, Butte, Tuolumne und Yuba. An der südlichen Küste liefert der Baum jährlich zwei Ernten, nämlich im Juni und im August. Die getrocknete Frucht, von der das Pfund sechs bis acht Cents kostet, schmeckt gut, hat aber nicht das schöne Aussehen der importirten.

Mandelbäume zählt man in Californien gegenwärtig 41,815. Im Santa Barbara Kreise befindet sich auf einer einzigen Farm ein Garten mit fünftausend Stecklingen dieses Fruchtbaumes, die sich in der überraschendsten Weise entwickeln. In demselben Kreise erreicht ein dreizehnjähriger Baum eine Höhe von 25 Fuß; im Jahre 1870 trug er achtzig Pfund vorzüglicher Mandeln.

Manche halten die californische frische Mandel, die per Pfund mit fünfzig bis siebenzig Cents bezahlt wird, für besser als jede ausländische. Der Baum ist für Fröste empfindlich.

Die englische Wallnuß trägt reichliche Früchte, die man, wenn sie gereift auf den Boden gefallen sind, längere Zeit, ohne daß sie Schaden nehmen, liegen lassen kann. Von den 17,000 Bäumen befinden sich 3500 im Los Angeles, 3000 im Sonoma, 2400 im Santa Barbara, 1500 im Sacramento und 1300 im Solano Kreise.

Die Blumengärtnerei wird hauptsächlich in der Nähe der größeren Städte, namentlich in der Umgebung von San Francisco, und mit besonderer Vor-



liebe, aber auch mit vielem Geschmacke von den Franzosen betrieben. Der Absatz ist jedoch großen Zufälligkeiten unterworfen.

* * *

Californien's Klima, besonders das in den südlichen Theilen herrschende, eignet sich vorzüglich zur Seidenzucht. Die Seidenwürmer, für die in vielen europäischen Ländern sorgfältig hergerichtete Lokalitäten erforderlich sind, haben hier zu ihrem Fortkommen bei der trockenen und warmen Temperatur nur einen bedeckten Raum nöthig, zu dem man häufig eine Scheune oder gar einen Viehstall benutzt. Die Cocons erfreuen sich eines vortrefflichen Rufes, die Eier sind in Europa sehr gesucht, und die Würmer zeichnen sich durch besondere Stärke und Gesundheit aus. Auch die Maulbeerbäume, die ihnen das so nöthige Futter liefern, gedeihen in Californien vortrefflich und bringen bei zweimaliger Ernte viermal so viel Ertrag wie in Frankreich. Solcher Bäume hatte Californien im Jahre 1870 über 1½ Millionen, wovon in den Kreisen Yolo 650,000, Sacramento 375,000, Los Angeles 250,000 standen. Es wurden 1869—70 4035 Pfund Seidencocons gewonnen.

Nicht die klimatischen Verhältnisse, sondern die politischen Begebenheiten Europa's im Jahre 1870 wirkten auf die californischen Seidenzüchter, allerdings nur vorübergehend, sehr ungünstig ein. Der deutsch-französische Krieg verringerte die Nachfrage um ein Bedeutendes und drückte ebendeßhalb auch den Preis der Cocons ganz beträchtlich herab. Ueberdies erhielt im April 1871 Californien ganz unerwartet eine sehr erhebliche An-

zahl von Seidenraupeneiern, die ein großes französisches Haus in Japan bestellt hatte. Als jedoch in Folge des Krieges die Ordre zurückgenommen worden war, mietheten sich elf japanesische Kaufleute die Barke „Gaucho" und schifften ihren ganzen Vorrath für den californischen Markt ein, wo er in gutem Zustande ankam.

Bienen waren bis zum Jahre 1853 in Californien unbekannt. Die bis dahin gehegte Annahme, daß sie wegen der Trockenheit, der die Flora nahezu während eines halben Jahres ausgesetzt ist, nicht würden leben können, erwies sich jedoch als unrichtig. Die Bienenzucht ward bald so einträglich, daß eine große Anzahl von Leuten, die sich mit ihr ausschließlich befaßten, ohne viele Mühe vermögend wurden. Es gab eine Zeit, wo der Stock hundert Dollars kostete und für das Pfund Honig ein Dollar gezahlt wurde. Die Bienen vermehrten sich jedoch so rasch, daß man jetzt zuweilen einen Stock um zehn Dollars kaufen kann. Manche Bienen sind vollständig verwildert. Im Jahre 1869—70 wurden 602,654 Pfund Honig gewonnen; es gab damals im Lande 28,854 Bienenkörbe. Die in einigen Thälern der Schweiz schon längere Zeit herrschende zweckmäßige Methode der „wandernden Bienenzucht", die darin besteht, daß man die Körbe in verschiedene, für die Bienen je nach der Jahreszeit und der Flora geeignete Gegenden bringt, hat man auch in einzelnen Theilen Californien's mit Erfolg nachgeahmt.

Für Meiereien, deren Anlage und Bewirthschaftung allerdings ein nicht unbedeutendes Kapital beansprucht, bietet Californien vorzügliche Gelegenheit, nicht nur in seinen tieferen Theilen, sondern auch im Küstengebirge und in den verschiedenen Erhebungen der Sierra Nevada. Doch ist die Zahl solcher Anstalten,

die, wenn gut geführt, sehr einträglich sind, bis jetzt noch immer gering. Aber es ist Hoffnung zur Annahme vorhanden, daß der Meiereibetrieb im Wachsthum begriffen ist.

Im Jahre 1870 wurden in Californien 4,166,928 Pfund Butter und 4,537,202 Pfund Käse bereitet. Die Beschaffenheit dieser Artikel ist jedoch keine so vorzügliche, wie in den östlichen Staaten, aus denen alljährlich bedeutende Mengen eingeführt werden. Wie ein sehr eingehender, von großer Fachkenntniß zeugender, im October 1870 veröffentlichter Bericht der Herren Cohn, Martin & Co. (315—17 Claystraße, San Francisco) hervorhebt, liegt die Ursache dieses Zurückstehens genannter Produkte in der Gleichgültigkeit, womit bis jetzt die Gewinnung und Zubereitung derselben betrieben wurde. Die Zukunft wird hierin zweifelsohne bedeutende, für Californien vortheilhafte Aenderungen bringen.

Dem oben erwähnten Berichte entnehme ich noch Folgendes: „Die Hauptsache ist zunächst die Anschaffung einer edlen Sorte Kühe. Die untergeordnete Gattung mexikanischer Kühe kann unmöglich eine gute Qualität Butter und Käse liefern.

Dasselbe gilt von den hier vielfach gehaltenen amerikanischen Kühen, die kaum von den »wilden Triften«, welche der Häute wegen in Südamerika geschlachtet werden, zu unterscheiden sind. Um gute Butter und guten Käse bereiten zu können, bedarf es vor allen Dingen einer Veredlung der Kühe. Nicht nur der Besitzer von Meiereien, sondern jeder Farmer sollte sich die vortheilhafteste und beste Sorte Kühe anschaffen.

Außerdem übt die Fütterung oder Weide einen großen Einfluß auf die Qualität der genannten Erzeug-

nisse. Daß die Oregon-Butter einen bitteren und sogar harzigen Geschmack hat, läßt sich sehr leicht aus der dortigen Weide in den Fichtenwaldungen erklären.

Die Farmer im Willamette-Thale (Oregon) haben die allerbeste Gelegenheit, die Meierei im Großen zu betreiben, weil dieselben fast endlose Weiden besitzen, die zu jeder Jahreszeit mit frischem nahrhaftem Grase bedeckt sind. Sie brauchen sich am allerwenigsten um Stallfütterung zu kümmern und können demzufolge den größten Vortheil aus der Milch und Käsebereitung ziehen. Aber das freie Umherlaufen der Kühe in den Fichtenwaldungen und die sorglose Zubereitung der genannten Produkte läßt es nicht vermeiden, daß sämmtliche aus Oregon kommende Butter einen harzigen, bitteren Geschmack hat; und doch ließe sich mit so leichter Mühe dem Uebelstande abhelfen."

Die größte Milchwirthschaft des Staates, und vielleicht eine der größten in der Welt, haben die Brüder Shafter auf ihrem 75,000 Acres umfassenden im Marin Kreise gelegenen Landgute.

In den letzten Jahren hat sich Herr Heinrich Schnell, der im Sommer 1869 mit einer Anzahl Japanesen nach Californien einwanderte, gar manche Verdienste um die Hebung der dortigen Landwirthschaft erworben. Er hat im Eldorado Kreise mit Erfolg die Theestaude gepflanzt; in seinen Gärten befanden sich im März 1870 bereits 250,000 schöne Theepflanzen, und das Gelingen seines verdienstlichen Unternehmens ist wohl kaum mehr zu bezweifeln. Wie wichtig sich dasselbe für Californien erweisen wird, ergibt sich daraus, daß bis jetzt dieses Land den Asiaten jährlich zwei Millionen Dollars für Thee entrichtet.

Auf Herrn Schnell's Plantage sind auch noch 750 Wachsbäume, 75,000 Maulbeerbäumchen, 200 Kastanien, 150 Orangenbäume, 5 Acres mit Bergreis und 1 Acre mit Mohn angepflanzt. Wie seine mit dem Reis und Mohn angestellten Versuche ausfallen werden, kann erst die Zukunft lehren; er gedenkt auch eine Anzahl von anderen asiatischen Nutzpflanzen, wie den Varnishbaum, den Bambus, den verbesserten gepfropften Maulbeerbaum, die Oelpflanze Goma (sesamen orientale) in Californien einheimisch machen zu können.

Zum Schlusse will ich noch erwähnen, daß die Schafzucht und die mit ihr zusammenhängende Wollenschur mit jedem Jahre an Bedeutung für die californische Industrie zunimmt und eine immer größere Aufmerksamkeit der dortigen Landwirthe erregt. Mit einer nur geringen Kapitalanlage hat man bereits sehr befriedigende Resultate erzielt. Nicht mehr wie bisher braucht Californien seine Wollwaaren aus dem Osten zu beziehen; es kann Rohstoff selbst in Wollwebereien verarbeiten und mit seinen Erzeugnissen nicht blos seine eigenen Bewohner, sondern auch noch die der angrenzenden Staaten versehen.

Im Jahre 1870 gab es in Californien 2,973,753 Stück Schafe, und es wurden 23,557,861 Pfund ungewaschener Wolle gewonnen (mit etwa 75 Procent Abgang an Schmutz, Fett &c.), die einen Werth von 4,243,000 Dollars repräsentiren. 19,274,794 Pfund ungewaschener Wolle wurden nach dem Osten geschickt, um die dortigen Spinnereien zu versehen. Allem Anscheine nach wird das Jahr 1871 noch einen günstigeren Ertrag an Wolle als das vorige liefern.

Nächst Australien ist vielleicht Californien das zur Schafzucht geeignetste Land; die einzige Krankheit,

welche die Heerden befällt, ist die bis jetzt ungefährliche Räude.

An Hornvieh, das, wie ich schon bei Besprechung der Meiereien erwähnte, im Allgemeinen schlecht ist, wenig Milch gibt, und wenn gemästet, kein besonderes Fleisch liefert, hatte Californien zu Anfang des Jahres 1870 787,771 Stück, und an Pferden, von denen weitaus die meisten der mexikanischen Race angehören, etwa 161,000 Stück. Es gab damals ferner im Lande 26,284 Maulthiere, 1866 Esel, 13,589 Kaschmir- und Angora Ziegen, 400,830 Schweine, 34,000 Gänse, 54,254 Enten und 140,000 Truthühner.

* * *

Nach Allem, was ich über die landwirthschaftlichen Erzeugnisse Californien's gesagt habe, darf ich dem deutschen Landmanne, der einmal fest entschlossen ist, auszuwandern und sich in der neuen Welt eine neue Heimath zu gründen, mit Moritz Schöffler (dem gegenwärtigen Redakteur der zu Milwaukie in Wisconsin erscheinenden Zeitschrift „Banner und Volksfreund") zurufen:

Westwärts!

Nur nach Westen, westwärts immer
Ziehet, da ist Raum genug:
Wahrer Freiheit gold'ner Schimmer
Glänzt hier aus des Landmanns Pflug!
Baut euch eine eigne Hütte
Tief in Waldes Wüstenei:
Da nur, fern von eitler Sitte,
Lebt ihr glücklich, lebt ihr frei!

Greift zum Pfluge, greift zum Spaten,
Kräftig nehmt die Axt zur Hand!
Eures Fleißes Schweißes-Saaten
Lohnet tausendfach das Land.
Und das Wild in euern Wäldern,
Und die Fische in dem Teich,
Und die Ernte auf den Feldern,
Sie sind euer — ihr seid reich!

Thoren, die ihr fast verkümmert,
Fruchtlos kämpft mit dem Geschick,
Westwärts zieht: aus Wäldern schimmert
Eure Freiheit, euer Glück.
Auf! ermannt euch, baut die Erde,
Flieht der Städte Schein und Tand!
Auf! erringt euch eigne Herde,
Macht euch frei in freiem Land!

Nur nach Westen, westwärts immer
Ziehet, da ist Raum genug:
Wahrer Freiheit gold'ner Schimmer
Glänzt hier aus des Landmanns Pflug,
Und Fortunas' reiche Spenden
Fließen ihm hier wahr und rein,
Denn er kann mit eignen Händen
Seines Glückes Schöpfer sein!

V.

Der californische und der indische Wald.

Vergleichende Schilderung.

Unter den vielen Schönheiten Californien's nimmt der Wald, jener herrliche Schmuck der das Land durchziehenden mächtigen Sierra Nevada, eine der hervorragendsten Stellen ein. Bezaubert schon der flüchtige Anblick desselben den im raschen Fluge auf der Pacific-Eisenbahn Vorüberreisenden, so hat dieser doch kaum eine Ahnung und noch viel weniger eine richtige Vorstellung von den erhabenen und reizenden Naturwundern, die ihm in unerschöpflicher Fülle entgegenkommen, wenn er in den Sommermonaten an irgend einer in den höheren Theilen des Gebirges liegenden Station den Zug verläßt und eine der gar häufig sich bietenden Gelegenheiten benutzt, um das Innere des Landes näher kennen zu lernen.

Mehr als einmal wurde ich durch den Anblick der californischen Wälder an ähnliche Erscheinungen des höchsten von mir ebenfalls besuchten Gebirges unserer Erde, des Himalaya, erinnert und unwillkürlich zu den nachstehenden Vergleichungen angeregt.

Wir finden in der Sierra Nevada die Schönheit des Waldes durch einen ihn überwölbenden, im Sommer nie durch Wolken getrübten Himmel erhöht, der an Reinheit, Glanz und Pracht jenem der Tropen gleich-

kömmt, ohne uns jedoch durch die ihm dort entströmende Gluth zu versengen. Wie im Himalaya, ebenso wachsen auch in der Sierra Nevada die Bäume, gleichsam in richtiger Ahnung fürchtend, von des Menschen gewaltiger, ebenso viel zerstörender wie erschaffender Hand ebenfalls angegriffen zu werden und unter wuchtigen Axtschlägen ihr zartes Leben aushauchen zu müssen, häufig genug an Stellen, die so steil, so unzugänglich sind, daß des Menschen Fuß sie wohl niemals wird betreten können. Eine balsamische Luft, die wir mit unbeschreiblichem Wohlbehagen einathmen, durchsäuselt während des Tages in jeder Jahreszeit diese prachtvollen Wälder, durch die stets ein geheimnißvolles Flüstern und Rauschen geht. Vorzüglich im Sommer, der in Californien fast immer wolkenlose Tage in seinem Gefolge hat, sind die Abende selbst in Wäldern, die bis 6000 Fuß hinanreichen, unvergleichlich schön; denn sie hauchen dann in Gemeinschaft mit einer reichen und mannichfaltigen Vegetation würzige Düfte in Menge aus.

Die verschiedenen Arten von Nadelhölzern, die auf weite Strecken in prächtigen Wäldern der Sierra Nevada Kämme und Abhänge bedecken, bilden in Californien ebenso in ihrer Art einen Urwald, wie die dichtesten Dschangals und die ausgedehntesten Wälder Indien's oder des südlichen und tropischen Amerika's. Doch wie ungemein verschieden ist ein solcher Urwald in Californien von jedem tropischen! In der Waldregion Californien's da entfaltet sich jeder Baum zu seiner größten Vollkommenheit; denn da ist keine gewaltige Schlingpflanze, da ist kein starkes Farrenkraut, da ist kein lästiger Parasit, der ihn neidisch umgarnte, der ihn seiner besten Säfte beraubte, der ihm den zu seiner ganzen Entwickelung nöthigen Raum verkümmerte. In Californien's Wäldern

da lassen sich die Formen, da lassen sich die Gestalten der Bäume in ihrer ganzen Eigenart erkennen, da ruht unser Auge wohlgefällig auf dem dunkeln Grün, auf den harmonischen Farben der Bäume, auf dem blüthenreichen aus einer Unzahl der herrlichsten Blumen und der zartesten Gräser gewirkten Teppiche, der fast immer den Boden der Wälder bedeckt. Aber in einem tropischen Urwalde, da sucht stets eine Form die andere zu verdrängen und kein Baum kann zu seiner vollen Größe, zu seiner ganzen Entwickelung gelangen; denn zwischen den zahllosen Aesten und Zweigen der Bäume hindurch winden sich in den mannichfaltigsten Formen Schlingpflanzen und mannshohe Farrenkräuter, und eine Unmasse parasitischer Gewächse treten auf; Alles ist hier von dem ungemein üppigen Pflanzenwuchse überlagert.

Fruchtlos ist auch unser Bestreben, in einem tropischen Urwalde irgend eine Spur von Regelmäßigkeit zu entdecken; es herrscht dort im Gegentheile ein Chaos, ein Durcheinander, ein Gewirr von Bäumen, Sträuchern, Gramineen und Schlingpflanzen aller Art. Da wird unser Auge ermüdet durch die grellen schreienden Farben, wie nicht minder durch die Mannichfaltigkeit und Unregelmäßigkeit der Blattbildungen. Immer mehr drängt sich uns die wehmüthige Ueberzeugung auf, daß sich hier die Pflanzenwelt in einer Weise entfaltet, wodurch edle und vollendete Formen unterdrückt, hingegen gemeine und niedere, allen Gesetzen der Harmonie und der Schönheit widersprechende begünstigt werden.

Suchen wir in Californien in der Sommerszeit mit besonderer Vorliebe jene Stellen auf, in denen mächtige Bäume ihre luftigen Wipfel freudig emporheben, so meiden wir dagegen so viel wie möglich einen längeren Aufenthalt in tropischen Urwäldern, nicht etwa

aus naheliegender Besorgniß, wilden, reißenden Thieren zu begegnen, sondern aus natürlichem Widerwillen gegen die hier herrschenden, unserer Gesundheit in hohem Grade schädlichen Einflüsse, denen gegenüber wir uns auch mit allen Kenntnissen und allem Wissen nahezu macht- und wehrlos fühlen, während wir die Angriffe der Thiere fast immer erfolgreich zurückweisen können, obgleich uns nach dieser Seite die Beobachtung selbst der äußersten Vorsicht keineswegs stets hinreichende Sicherung bietet; denn oft ist es sogar dem geübtesten Auge unmöglich, den Aufenthalt der Thiere inmitten des mächtigen Laubes und dichten Buschwerkes sofort zu erkennen.

Die Luft des tropischen Urwaldes ist an sich schon dunstig, dumpf, drückend und schwül, und überdies durchpestet mit miasmatischen Ausdünstungen einer Unmasse von verwesten organischen Stoffen. Der Boden ist stets feucht, oft zollhoch bedeckt mit abgefallenen in Fäulniß begriffenen Pflanzen, Blättern, Rinden, Zweigen und entästeten Stämmen. Unter diesen Abfällen, zuweilen an der Oberfläche ganz von ihnen verhüllt und ebendeßhalb unserem Auge verborgen, schleichen träge, trübe und schlammig Bäche einher, die oft nur aus einzelnen, unter sich scheinbar in keinem Zusammenhange befindlichen Lachen bestehen; ihr Wasser sowohl, als auch jenes, das sich auf Niederungen und tiefer gelegenen Plätzen in Teichen oder richtiger gesagt in Pfützen sammelt, erquickt nicht; es ist warm; statt zu laben, vermehrt es den Durst; in großer Menge genossen erregt es Unbehagen, oft mehr als nur vorübergehendes, ja oft hitzige Fieber oder andere gefährliche Krankheiten. Ohne Nachtheil für die Gesundheit kann es nur dann genossen werden, wenn es gekocht und dem zeitraubenden

Processe des Filtrirens unterworfen wird. Eine dumpfe Schwermuth beschleicht uns bei der Durchwanderung dieser Dschangals, wenn wir sehen, daß es bis jetzt dem Menschen noch immer nicht gelungen ist, über diese ihm feindliche Welt die vollständige Herrschaft zu erringen.

Aber welch anderes Bild gewähren in jeder Hinsicht die Wälder Californien's! Welch auffallender, aber lieblicher Contrast! Da weht eine klare, reine, erfrischende, belebende und stärkende Luft, da sprudelt bald hier bald dort eine Quelle köstlichsten und crystallhellen Wassers, da ist bald hier bald dort ein rauschender Gießbach.

In der Sierra Nevada und mehr noch im Himalaya kömmt es sehr häufig vor, daß verschiedene Umstände, von denen ich hier nur einen beleuchten will, zusammentreffen, um die Schönheit des Waldes in noch höherem Glanze hervortreten zu lassen. Das Klima ist herrlich, kein Wölkchen bedeckt den tiefblauen Himmel, zwischen Bäumen, Blumen und dem üppigsten Grün schreiten wir in einem engen Thale einher; da mit einem Male, uns ganz unerwartet, macht dasselbe eine Krümmung, und vor uns steht, Tausende von Fußen mit dem glänzendsten, blendend weißen Schnee bedeckt, einen grellen Contrast zu dem uns von allen anderen Seiten umgebenden saftigen Grün bildend, einer jener erhabenen Gipfel, deren es im Himalaya so unzählig viele gibt. Unsere Begleiter, die Hindus, werfen sich zu Boden, und wir hören sie andachtsvoll halblaute Gebete zur Verehrung des Gipfels, der vermeintlichen Gottheit, murmeln. Wir selbst stehen wie gefesselt und bezaubert in sprachloser Verwunderung da; denn die Erscheinung ist so plötzlich, so unerwartet und gleichzeitig so imposant, daß sie in uns einen tiefen, überwältigenden und nach-

haltigen Eindruck hervorbringt. Noch heute erinnere ich mich lebhaft solcher unvergleichlich-schöner Bilder, wie ich deren vor Jahren so viele in dem ausgedehnten Quellengebiete des Ganges gesehen habe; sie sind es, die dasselbe zu einem der schönsten Theile des Himalaya machen, die der Landschaft einen nie geahnten Zauber verleihen, die uns reichlich für alle Mühen und Beschwerden entschädigen, denen wir uns zu unterziehen haben, ehe wir uns einen solchen Genuß verschaffen können.

Aber so verschwenderisch auch der Himalaya mit Schönheiten aller Art ausgestattet ist, so fehlt ihm doch eine der größten Zierden, die Californien's Wälder aufzuweisen haben. Ich meine nämlich die hie und da in der Sierra Nevada vorkommenden Riesenbäume, in Californien Big Trees, auch Mammuth Bäume genannt, die ehrwürdigen uralten Sequoias, früher auch häufig als Wellingtonia und Washingtonia bezeichnet. Da sie zur Zeit von jeder Eisenbahn weit abliegen, ist es nicht so leicht, sie zu sehen.

* * *

Als Californien von Mexico durch den am 2. Februar 1848 zu Guadelupe Hidalgo abgeschlossenen Friedensvertrag an die Vereinigten Staaten abgetreten wurde, war es noch so wenig gekannt, daß man nicht die geringste Ahnung von dem Vorhandensein dieser Bäume hatte, deren Entdeckung in der ganzen gebildeten Welt das ungeheuerste Aufsehen erregte. Doch verfloß noch eine geraume Zeit, ehe man mit Bestimmtheit Näheres über diese Naturwunder erfuhr.

Ganz zufällig nämlich wurden einige dieser Pflanzenkolosse im Calaveras Kreise gefunden, und zwar nach

Herrn J. M. Hutchings' Angaben, die allen Anspruch auf größtmögliche Genauigkeit haben, im Frühjahr 1852 von einem Jägersmann Namens A. T. Dowd. Aber die Erzählung, welche dieser Mann über seine Entdeckung vorbrachte, wurde von keiner Seite geglaubt, so daß er zu einer List seine Zuflucht nehmen mußte. Eines Nachmittags erschien er nämlich bei den Arbeitern, die seine bisherigen Mittheilungen über die Riesenbäume belächelt hatten, in sehr erregtem Zustande und bat einige derselben, ihm sofort zu folgen, um ihm beim Transporte eines ungeheueren Bären behülflich zu sein, den er nur wenige Meilen von hier im tiefsten Walde erlegt habe. Auf Pfaden, die nur ihm allein bekannt waren, führte er sie nun zu den Riesenbäumen und rief dort angelangt triumphirend aus: „Hier ist der Bär, den ich Euch zeigen wollte; seht nun selbst, daß ich die Wahrheit gesagt habe."

Bald brachte auch der Sonora Herald, ein in der Nähe erscheinendes Lokalblatt, eine kurze auf diese merkwürdige Entdeckung bezügliche Angabe. In Europa soll die erste Nachricht über die californischen Riesenbäume in der Londoner Zeitschrift „The Athenäum" vom 23. Juli 1853 gestanden haben; und sie verbreitete sich sehr rasch in alle öffentlichen Blätter.

Im Verlaufe der Zeit sind in Californien noch mehrere Stellen gefunden worden, in denen Riesenbäume wachsen (siehe S. 155), und es läßt sich außerdem mit gutem Grunde voraussetzen, daß in Californien sowohl, als auch in dem nördlich davon gelegenen Oregon, diesen noch keineswegs vollständig erforschten Ländern, sich auch noch anderweitige mit Riesenbäumen bedeckte Flächen vorfinden werden.

Die erste Notiz über die wissenschaftliche Bestimmung des Baumes gab der englische Botaniker Dr. Lindley im Gardener's Chronicle of London vom 24. December 1853, S. 819. Lindley hatte Samen, Zapfen, Nadeln und Holz des Baumes durch einen englischen Sammler Namens William Lobb, der sich damals in Californien befand, erhalten und betrachtete den Baum, obschon bereits im Jahre 1847 das ihm nahe verwandte californische Rothholz (Redwood) von Endlicher ausführlich unter dem Namen Sequoia beschrieben worden war, als ein neues Genus, das er Wellingtonia nannte und mit dem Speciesnamen gigantea belegte.

Gegen Lindley's botanische Namengebung erhoben sich sehr bald gewichtige Stimmen in Europa und Amerika, und es entstand über die wissenschaftliche Bezeichnung des Baumes ein selbst bis zum heutigen Tage noch nicht zu Ende geführter Streit, an dem sich Behr und Kellogg, Bloomer, Brewer, Decaisne, Hooker, Seemann und Torrey auf das Lebhafteste betheiligten. Die geschichtliche Darlegung dieser unerquicklichen Fehde, die sogar in das politische Gebiet hinüberspielte, kann nicht für das allgemeine Publikum, sondern nur für einen Botaniker von Fach Interesse haben; wer sich hierüber zu unterrichten wünscht, sei zunächst auf H. G. Bloomer's „On the scientific name of the Big Trees" in den „Proceedings of the California Academy of Natural Sciences", Vol. III., p. 399 und ff. und auf J. D. Whitney's „Yosemite Guide Book" S. 140 verwiesen.

Der dem Riesenbaume heute fast von allen Botanikern gegebene Name ist Sequoia gigantea; nur darüber ist man noch nicht einig, ob als Bestimmer Behr und Kellogg zu San Francisco, der Franzose

Decaisne, oder **Torrey** zu **New York** zu **betrachten** seien. Sequoia selbst ist der Name eines nicht ganz vollblütigen Cherokee-Indianers (auch unter der englischen Bezeichnung George Guess bekannt), der etwa vor hundert Jahren geboren ward und im nordöstlichen Theile Alabama's lebte.

Den Cedern am nächsten stehend und mit dem Rothholz sehr nahe verwandt, haben die Sequoias ungemein kleine Zapfen, die eher rund als länglich und kaum so groß wie ein Apfel mittlerer Größe sind. Des Vergleiches halber sei erwähnt, daß einzelne californische Coniferen, insbesondere die Zuckerfichte (Pinus Lambertiana *Dougl.*) mit Zapfen beladen sind, die in der Regel eine Länge von einem Fuß, nicht selten aber eine noch bedeutendere erreichen. Dagegen ist die Rinde der Sequoia weitaus stärker als die aller anderen Bäume, da sie häufig bis zu einer Dicke von $1\frac{1}{2}$, zuweilen selbst von 2 Fuß anwächst.

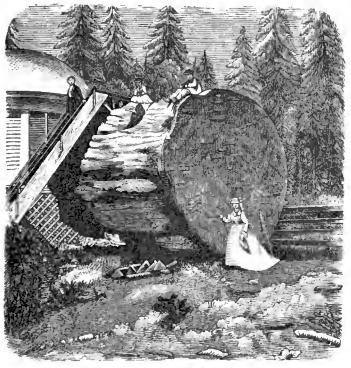
Mit dem Anpflanzen der Sequoia sind nicht nur in Amerika, sondern auch in Europa mancherlei Versuche gemacht worden, die bis jetzt durchgehends ein sehr befriedigendes Ergebniß geliefert haben; es ist kaum zu hoch gegriffen, wenn man die Zahl der in Europa aus Samen gezogenen Sequoias auf viele Tausende anschlägt; besonders in England findet man deren gar viele. Bereits im Alter von vier bis fünf Jahren hatten sie Zapfen und wiederholt wuchsen sie in einem Jahre bis zu zwei Fuß Höhe. Doch wird selbstverständlich erst die Zeit lehren, ob diese Bäume, wenn in andere Klimate und Verhältnisse verpflanzt, dieselbe Größe und Vollendung zu erreichen im Stande sein werden, zu der sie es in Californien im Laufe von Jahrtausenden gebracht haben.

Ueberhaupt ist man in mehrfacher Beziehung über die Sequoias noch im Unklaren; besonders sind auch über die gewiß interessante Frage die Ansichten sehr getheilt, ob nicht die Riesenbäume als im Aussterben befindlich begriffen seien. Manche nehmen die unverminderte Fortdauer ihrer bisherigen Lebensfähigkeit an, andere hingegen, denen auch ich mich beigeselle, bestreiten dies aus dem Grunde, weil wir gegenwärtig nur noch entweder entwurzelte oder völlig ausgewachsene Bäume dieser Art oder einen Nachwuchs finden, der im Alter von den übrigen so gänzlich verschieden ist, daß die einen richtigen Uebergang vermittelnden Zwischenglieder gänzlich fehlen. Auch entbehrt der Riesenbaum eines zur ungefährdeten Sicherheit seines Lebens äußerst wichtigen Elementes, da er keine im Verhältniß zu seiner kolossalen Höhe stehende Tiefe und Ausbreitung der Wurzeln hat.

Professor J. D. Whitney hatte Gelegenheit, an einem im Calaveras Haine umgehauenen Riesenbaume durch Zählung seiner Jahresringe das Alter zu erkennen, das sich auf etwa 1300 Jahre belief. Wenn auch manche der Riesenbäume zur Zeit kaum viel älter sein dürften, so scheint es doch außer allem Zweifel, daß einzelne ein Alter von über 2000 Jahren haben, und daher zur Zeit, als Christus auf Erden wandelte, schon ganz stattliche Bäume waren. Die Annahme, daß einzelne dieser Kolosse 3000 Jahre alt seien, ist eine Hypothese, die sich nicht leicht beweisen läßt; sicher ist nur, daß wir in verschiedenen Theilen der Welt Bäume antreffen, die entschieden ebenso alt wie die californischen Riesenbäume sind. So gibt es in England (wie auf dem Kirchhofe zu Braburn in Kent und zu Fothingerall

in Schottland) Eiben, die aller Wahrscheinlichkeit nach das ehrwürdige Alter von 2500 bis 3000 Jahren haben.

In ihrer Verbreitung sind die Riesenbäume sowohl in horizontaler als in vertikaler Hinsicht sehr beschränkt, mehr noch als das ihnen am nächsten stehende Rothholz (Redwood; Sequoia sempervirens *Endl.*), das sich der



Durchschnitt eines gefällten Riesenbaumes.

Küste des stillen Meeres entlang mit wenigen Unterbrechungen zwischen 36° und 42° nördlicher Breite in meistentheils ausgedehnten Wäldern erstreckt und am besten auf metamorphischem Sandstein und in Gegenden gedeiht, die wegen der benachbarten See mehr oder minder mit starken Nebeln bedeckt werden.

So weit man bis jetzt Californien kennt, treten die Riesenbäume nur zwischen 36° und 38° 15′ nördlicher Breite auf, nämlich zwischen dem Südarme des Tuleflusses im Tulare Kreise und dem Nordarme des Stanislausflusses im Calaveras Kreise; wir finden sie nur zwischen 4500 bis 8000 Fuß über der Meeresfläche und je nördlicher ihre Lage ist, in desto bedeutenderen Höhen. Man trifft sie nie als abgegrenzte, selbstständige Gruppen an, sondern zwischen anderen Nadelhölzern jeglichen Alters zerstreut, Haine bildend (Groves, wie man in Californien sagt), die gewöhnlich auf einen kleinen Umkreis beschränkt sind; eine Ausnahme bilden nur die in großer Anzahl auftretenden eine Fläche von mehreren englischen Meilen einnehmenden Riesenbäume auf den Abhängen des Bergrückens, der sich zwischen den King's und Kaweah Flüssen hinzieht. Als bemerkenswerth ist hervorzuheben, daß bis jetzt nur ein einziger alleinstehender, von Seinesgleichen auf weite Entfernungen getrennter Riesenbaum, der zwischen dem Crane Flat Grove und dem Merced Flusse wächst, in Californien gefunden worden ist. Die Nadelhölzer, zwischen denen die Riesenbäume vorkommen, sind hauptsächlich die Pech- oder Harztanne (Pinus ponderosa *Dougl.*), die Zuckerfichte (Pinus Lambertiana *Dougl.*), Picea grandis *Dougl.*, Abies Douglasii, *Lindl.*, Libocedrus decurrens *Torr.* und einige wenige andere.

Nach einer Aufzählung, die Professor J. D. Whitney S. 145 seines Yosemite Guide Book gegeben hat, sind gegenwärtig acht verschiedene Haine von Riesenbäumen bekannt, die, von Norden nach Süden gelegen, folgende Namen führen.

Name des Hains.	Kreis.	Zahl der Bäume.	Höhe über dem Meere.
Calaveras oder Murphy's	Calaveras . . .	90 bis 100	4759′
Stanislaus	Tuolumne . . .	600 bis 800	4800′—5000′
Crane Flat oder Tuolumne	Tuolumne . . .	20 bis 30	5000′
Mariposa	Mariposa . . .	500 bis 600	5400′—5600′
Fresno	Fresno	500 bis 600	5700′—5900′
King's und Kaweah Fluß	Fresno u. Tulare	über 1000	4500′—7000′
Nordarm des Tule Flusses	Tulare	mehrere 100	etwa 8000′
Südarm des Tule Flusses	Tulare		

Wie aus dieser Liste hervorgeht, beläuft sich die bereits bis jetzt bekannte Zahl der Riesenbäume, die aller Wahrscheinlichkeit nach später, wenn Californien mehr in seinen Einzelheiten erforscht ist, noch zunehmen wird (siehe S. 149), auf mehrere Tausende, und die Sequoia gigantea ist daher keineswegs, wie man bei der ersten Entdeckung derselben annahm, eine gleichsam als vereinzeltes Naturwunder vorkommende Erscheinung.

* * *

Unter den in obiger Tabelle angeführten Hainen, die von den Riesenbäumen gebildet werden, sind es besonders die beiden unter den Namen Calaveras und Mariposa bekannten, die am besten in allen Einzelheiten erforscht sind und am meisten besucht werden.

Der Calaveras Hain liegt von beiden der Stadt San Francisco am nächsten und bietet überdies noch den Vortheil, daß er zu Wagen auf einer meistentheils recht guten Straße erreicht werden kann; unser Weg führt uns über Stockton, Farmington, Copperopolis (40 englische = 8.68 deutsche Meilen von Stockton), Angel's Camp und Vallecito nach Murphy's (61 engl. = 13.23 deutsche Meilen von Stockton), und von da noch 11 englische = 2.39 deutsche Meilen weiter zu dem

Haine selbst, der auf diesem Wege 72 englische = $15_{.62}$ deutsche Meilen von Stockton und 162 englische = $35_{.13}$ deutsche Meilen von San Francisco entfernt liegt.*)

Das Fahrgeld für die Eisenbahn und Postkutsche (Stage) beträgt von San Francisco bis zu den Calaveras Riesenbäumen zwölf Dollars, und ein einzelner Reisender kann seine Gesammtauslagen (Hin- und Herreise zur Besichtigung dieses Naturwunders) ganz gut mit vierzig Dollars bestreiten. Von großer Annehmlichkeit ist der Umstand, daß sich mitten unter den Calaveras Waldriesen ein recht gut eingerichteter, wenn auch einfach erbauter, aber nur während der Sommermonate eröffneter Gasthof, das Mammoth Tree Hotel, befindet. Die Zahl der Besucher des Haines kann man jährlich auf 2500 bis 3000 Personen anschlagen.

Der Calaveras Hain liegt nahe bei dem rechten Ufer des Nordarms (North fork) des Stanislaus Flusses in einer Höhe von 4759 Fuß über dem Meere; er enthält 90 bis 100 Bäume, deren Höhe zwischen 150 bis 325 Fuß beträgt, und die sich auf einer 3200 Fuß langen und 700 Fuß breiten Fläche zerstreut vorfinden. Viele der Waldriesen haben Namen, die allgemein bekannt und im Gebrauche sind. Die folgende Tabelle gibt Höhe und Umfang der hauptsächlichsten Riesenbäume im Calaveras Hain.

*) Eine in neuester Zeit vielfach eingeschlagene, nahezu gleich weite Route führt von Milton, einer Station der Stockton und Copperopolis Eisenbahn (siehe S. 28) über Nassau Valley nach Murphy's. Auch ist durch die von Wm. Hamilton getroffenen Einrichtungen die Möglichkeit gegeben, von Galt, einer Station der Western Division der Central Pacificbahn (siehe S. 25), auf einer 71 englischen = $15_{.40}$ deutschen Meilen langen Wagenfahrt über Jone City, Jackson und Mokelumne Hill zu den Calaveras Riesenbäumen zu gelangen, die auf diesem Wege 183 englische = $39_{.69}$ deutsche Meilen von San Francisco entfernt sind.

Name.	Nach Messungen von Dr. O. T. Charles Jackson und Joseph B. Meader. Proc. Cal. Ac. of Nat. Sciences, Vol. III. p. 204. Höhe.	Umfang.	Nach Messungen v. Prof. J. D. Whitney. Yosemite Guide Book S. 146. Höhe.	Umfang.
Keystone State	—	—	325	45
General Jackson	320	42	319	40
General Scott	327 (?)	45	258	43
Mother of the Forest	305	63	315	61
Daniel Webster	270	49	307	47
T. Starr King	366*)	50	283	52
Pride of the Forest	260	50	282	48
Henry Clay	241	44	280	47
Bay State	280	48	275	46
Arbor Vitä Queen	258	31	269	30
Abraham Lincoln	281	44	268	44
Old Vermont	259	44	265	40
George Washington	284	52	256	51
Henry Ward Beecher	291	45	252	34
Beauty of the Forest	258	—	249	39
J. B. M'Pherson	—	—	246	31
Florence Nightingale	—	—	246	37
James Wadsworth	—	—	239	27
Elihu Burritt	—	—	231	31

Der Keystone State ragt also, wie wir aus obiger Tabelle ersehen, 325 Fuß hoch empor; er ist der höchste, bis jetzt bekannte lebende Baum nicht nur Californien's, sondern überhaupt der Vereinigten Staaten. Allerdings lassen manche der umgefallenen Riesenbäume nicht mit Unrecht voraussetzen, daß früher Californien einzelne solcher Pflanzengiganten besaß, die eine Höhe von 400 Fuß und wohl noch darüber erreicht haben mögen. Aber wenn selbst diese Annahme gegründet ist, so hat doch Californien immer noch nicht die höchsten Bäume der Welt. Diese befinden sich in Australien, wo einzelne

*) Augenscheinlich ein Druckfehler; soll 266 oder 306 heißen.

Exemplare von Eucalyptus amygdalina bis zu einer Höhe von mehr als 400 Fuß gelangen. Nach den Messungen des Herrn Dr. Ferdinand Müller, des zu Melbourne lebenden Gouvernementsbotanikers, ragt in Australien (am Black Spear) ein Eucalyptusbaum 480 Fuß hoch empor und übertrifft daher den Keystone State, den höchsten bis jetzt bekannten Baum der Vereinigten Staaten, noch um 155 Fuß. Man vermuthet überdies, daß einzelne Exemplare von Eucalyptus amygdalina in der Nähe der Quellen des Yarra- und Latroba-Flusses einer Höhe von 500 Fuß erreichen. Etwas minder hoch als diese Species ist der Karri-Eucalyptus (Eucalyptus globulus, jetzt colossea genannt), von dem in Westaustralien einige Exemplare gefunden worden, die sich nahezu 400 Fuß erheben.

So hoch auch der Riesenbaum in Californien emporragt, so kommen ihm doch in diesem Lande einzelne Exemplare des ihm nahe verwandten Rothholzes fast gleich; bei Santa Cruz wächst nach Professor Whitney's Angaben ein solcher Baum, der 275 Fuß hoch ist; und bis zu einer Höhe von 200 bis 250 Fuß bringen gar manche vor. Die Annahme, daß der Riesenbaum wesentlich höher sei, als irgend ein anderer amerikanischer Baum, ist daher durchschnittlich nicht richtig.

Der Calaveras Grove weist verschiedene Eigenthümlichkeiten auf, die wir in anderen von den Riesenbäumen gebildeten Hainen nicht finden. In der Absicht, Geld zu verdienen, hat im Jahre 1854 ein unternehmender Yankee einen Baum von seinem Boden bis zu einer Höhe von 116 Fuß seiner Rinde beraubt, sie gegen Eintritt in verschiedenen Städten Amerika's zur Schau ausgestellt und schließlich dem Crystal Palace zu Sydenham bei London verkauft, wo sie während einer Feuersbrunst

ihren Untergang fand. Der Baum bewährte jedoch eine so große Lebenskraft, daß er ungeachtet der ihm beigebrachten, scheinbar tödtlichen Verwundung bis heute noch nicht abgestorben ist.

Nahezu in derselben Zeit, wo diese Verstümmelung verübt wurde, fällte man einen anderen Riesenbaum, der einen Durchmesser von 24 Fuß hatte, im Calaveras Hain; fünf Leute waren 22 Tage lang mit dieser Arbeit beschäftigt, die, wenn man den täglichen Lohn für den Mann zu nur drei Dollars ansetzt — den gewöhnlichen Preis für einen Arbeiter in Californien — 330 Dollars = über 400 Thaler Preuß. Courant kostete. Nicht durch Sägen kam der Baum zu Falle, sondern dadurch, daß man in ihm eine Unmasse Löcher mittelst großer Bohrer anbrachte. Auf seinem Stumpfe, den man glättete, wurde ein Tanzpavillon errichtet, der sich regen Zuspruches erfreute; auch Theatervorstellungen fanden auf ihm statt und eine zeitlang wurde sogar auf ihm ein Comptoir errichtet, aus welchem das politische Blatt „Big Tree Bulletin" hervorging. Den riesigen Durchschnitt des nicht weit davon liegenden Baumes ersteigt man mittelst einer Treppe (s. Abbildung S. 153.)

Eine recht klare Anschauung von dem Stumpfe, dem Durchschnitte und den Riesenbäumen überhaupt gewähren eine Anzahl vorzüglicher Lithographien, die Herr Edward Vischer zu San Francisco unter dem Titel „The Mammoth Tree Grove in Calaveras County, California", veröffentlicht hat, wie nicht minder eine Reihe großer, äußerst gelungener Photographien und stereoskopischer Ansichten, die von C. E. Watkins (425 Montgomery Straße) und Thomas Houseworth & Co. (317 und 319 Montgomery Straße) zu San Francisco gemacht worden sind.

* * *

Großartiger noch als der Calaveras Hain, aber seiner bis jetzt etwas schwer zugänglichen Lage wegen nicht so häufig besucht, ist der unter dem Namen Mariposa bekannte Hain; sollte Herrn Galen Clark die Ausführung des seit längerer Zeit gehegten Planes, zu diesem Haine einen Fahrweg anzulegen, gelingen, dann wird sich dieser eines großen Zuspruches zu erfreuen haben. Den Weg, den wir von San Francisco zu den Mariposa Riesenbäumen einschlagen müssen, wird von mir ausführlich bei der Schilderung des Yosemitethales im nächsten Abschnitte beschrieben werden; hier erwähne ich nur noch, daß ein Besuch dieser Bäume von einem einzelnen Reisenden mit nicht weniger als 75 bis 80 Dollars für die Hin- und Herreise bestritten werden kann, daß sich aber die Kosten für den Theilnehmer einer größeren Gesellschaft beträchtlich verringern. Achtzig Dollars ist, was ich des Vergleiches halber beifüge, der Preis, den man in der zweiten Cajüte eines deutschen Dampfers für die Reise von New York nach Bremen oder Hamburg zu entrichten hat. Von San Francisco nach den Mariposabäumen und zurück beträgt die Entfernung über Modesto, Hornitos, White & Hatch's und Clark's 400 englische = 86.75 deutsche Meilen, von New York nach Bremen achtmal mehr.

Die Entdeckung der unter dem Namen Mariposa Grove bekannten Riesenbäume, die ich am Sonntag den 13. Juni 1869 besuchte, geschah im Jahre 1855 durch Herrn L. A. Holmes, den Herausgeber der Mariposa Gazette. Auf einem Raum von zwei englischen Quadratmeilen befinden sich 500 bis 600 Sequoia gigantea.

Bis jetzt ist der Mariposa Grove der einzige unter allen in Californien zur Zeit bekannte, der, ähnlich wie das Yosemitethal, vor Beschädigung und Verheerung

durch Menschenhand geschützt ist, da ihn ein Staatsgesetz für einen der allgemeinen Benützung und Erholung (for public use and recreation) gewidmeten Park erklärt hat. Wie amtliche an verschiedenen Stellen des Haines und seiner Umgebung befindliche Kundmachungen zeigen, wird laut Chap. DXXXVI, Sec. 6



Riesenbaum von 32 Fuß Durchmesser.

of the Statutes of California passed at the 6th Session of the legislature, derjenige mit einer Geldstrafe bis zu fünfhundert Dollars oder mit Gefängniß bis zu sechs Monaten oder mit Einsperrung und Geldstrafe belegt, der diese Bäume in irgend einer Weise beschädigt. Ein amtlich bestellter Wächter „Guardian", der an anderer Stelle (bei der Beschreibung des Yosemitethales im nächsten

Abschnitte) von mir genannte Herr Galen Clark sorgt für die strenge Aufrechthaltung dieses Gesetzes.

Aehnlich wie im Calaveras Hain tragen auch hier die hervorragendsten Bäume Namen, die aber keineswegs bis jetzt allgemeine Geltung erlangt haben; zuweilen sind sogar für einen und denselben Baum mehrere nebeneinander laufende Bezeichnungen im Gebrauch. Hat man auch von dem Mariposa Grove einen ausführlichen, eigens für die amtlichen Commissäre und den Guardian gemachten Plan entworfen, auf dem die genaue Lage jedes einzelnen Baumes angegeben und jeder mit einer Nummer versehen ist, so wäre es doch für die zahlreichen Reisenden in hohem Grade wünschenswerth, daß zur Vermeidung der heillosen Verwirrung, die bis jetzt in der Benennung der Mariposa Bäume herrscht, an den wichtigsten der Waldriesen Täfelchen angebracht würden, auf denen sowohl die Namen als auch die betreffende Höhe und der Umfang bezeichnet wären.

Keiner der im Mariposa Grove befindlichen Bäume ragt so hoch empor, wie der Keystone State in Calaveras; der höchste Mariposa Baum (mit No 15 bezeichnet) wird nicht höher als 272 Fuß, ist also 53 Fuß niedriger als der Keystone State. An Umfang aber übertreffen die Mariposa Bäume nahezu alle übrigen bis jetzt in Californien oder anderswo bekannten. Denn Bäume von 20 bis 27 Fuß Durchmesser kommen hier häufig vor; der „Green Mountain Boy" hat einen Durchmesser von etwas über 30, der Grizzly Giant, auch Grizzly Bear genannt, gar einen solchen von 33 Fuß; dieser, leider sehr ausgebrannt, wird nur noch von einem im King's und Kaweah Grove nahe bei Thomas' Mill emporragenden Riesen übertroffen, der nach Professor Whitney's Mittheilungen (im Yosemite

Guide Book S. 153) an seinen unteren Theilen etwas beschädigt ist, aber zur Zeit, als er noch unversehrt war, bei einer Höhe von 276 Fuß im Umfange 118 bis 120 Fuß maß!

Nicht ferne vom „Grizzly Giant" ist das „Faithful Couple", aus zwei prachtvollen Bäumen bestehend, die sich neben einander, jeder mit einem Umfange von 90 Fuß erheben.

Der ehemals größte Baum ist nur noch in Ueberresten vorhanden, aus denen man schließt, daß er eine Höhe von weit über 300 Fuß erreichte. Dieser „Hercules der Wälder" soll, als die Mariposa Gruppe entdeckt wurde, entwurzelt zu Boden gelegen und in Flammen gestanden haben, die ununterbrochen vier Monate lang bis zum Eintritte der Regenzeit an ihm Nahrung fanden, ohne ihn selbst während dieses langen Zeitraumes vollständig verzehren zu können.

Daß ein großer, im Jahre 1866 umgestürzter Baum, dessen Durchmesser ursprünglich mindestens 30 Fuß betrug, „der gefallene Monarch" genannt wird, ist bei den republikanischen Gesinnungen der Bewohner Californien's nicht zu verwundern. Die ungeheueren Dimensionen, die ein Riesenbaum einnimmt, werden uns überhaupt erst recht klar durch einen umgefallenen zum Bewußtsein gebracht; denn von unten können wir nicht — um nur eines zu erwähnen — die Dicke der erst hoch oben beginnenden Aeste richtig schätzen, von denen gar manche so mächtig sind, wie unsere stärksten Bäume.

Bei einer Anzahl von Waldriesen sind leider die Kronen durch heftige, im Winter hier oben zuweilen hausende Stürme geknickt, und zwar bei einzelnen vielleicht schon seit Jahrhunderten. Nicht nur hierdurch wird die Schönheit der im Mariposa Haine befindlichen

zahlreichen Riesenbäume wesentlich beeinträchtigt, sondern auch insbesondere durch den Umstand, daß sie fast alle mehr oder minder in ihren unteren Theilen durch Feuer gelitten haben. Dieses gewaltige Element, das zu wiederholten Malen so große Verheerungen unter den Bäumen im Mariposa Haine anrichtete, wurde meistens durch Waldbrände entfesselt, die entweder der einschlagende Blitz herbeiführte, oder die öfter noch die ihre Mahlzeiten kochenden Digger-Indianer in unvorsichtiger Weise verschuldeten. Unwillkürlich flößen uns die tiefen, schwarzen Höhlungen der ausgebrannten Bäume den Verdacht ein, daß sie absichtlich von den Urbewohnern seit undenklichen Zeiten angelegt seien, um ihnen eine ebenso natürliche wie sichere Wohnstätte zu gewähren. Wer jedoch die Indianer etwas näher kennt, überzeugt sich sehr bald, daß sie auch jetzt nicht von diesen scheinbar so naturgemäßen und zur Benützung einladenden Lagerstätten Gebrauch machen.

In den Himalaya-Wäldern wird uns der durch eine solche Verwüstung hervorgerufene schmerzliche Anblick, den die Mariposa Riesenbäume, wie auch gar nicht selten die in anderen Theilen Californien's befindlichen bieten, erspart. Nicht nur sind manche bis zu einer Höhe von zehn und selbst von fünfzehn Fuß angebrannt, sondern bei einigen hat das Feuer wahre Gemächer ausgehöhlt, so daß der Baum nur noch auf mächtigen, an seiner Außenseite und in seinem Inneren stehengebliebenen Säulen ruht. Es läßt sich mit aller Bequemlichkeit hindurchreiten und es kann in ihm eine aus zehn bis zwölf Personen bestehende Gesellschaft ein gemächliches Unterkommen finden.

Unter den Merkwürdigkeiten, die an einzelnen im Mariposa Haine befindlichen Bäumen in die Augen fallen,

verdient besonders eine kühle, köstliches Wasser spendende Quelle erwähnt zu werden, die in ziemlicher Stärke gerade am Fuße des „Andy Johnson" entspringt.

Am Boden ist der ganze Mariposa Hain mit abgefallenen Aesten, Zweigen und Ueberresten ehemaliger mächtiger Bäume geradezu übersäet und zeigt zugleich eine überraschende Fülle der herrlichsten Pflanzen. An einzelnen freien Stellen treffen wir auch Wiesen mit dichten und duftigen Gräsern an.

Während in den rauhen Wintermonaten furchtbare Orkane und Stürme diese Haine durchbrausen, während der zündende Blitz sie zu verheeren droht, finden wir über sie in der Sommerzeit fast immer eine wunderbare Ruhe und Stille ausgegossen; sie wurde während meines Besuches im Juni 1869 nicht einmal durch vereinzelte Singvögel unterbrochen, die ihre melodischen Stimmen in der Umgebung der 1500 Fuß tiefer gelegenen Clark's Ranch fröhlich und laut erschallen lassen.

Wer vermöchte überhaupt den Eindruck dieser Riesenbäume auf das menschliche Gemüth zu schildern! Er überwältigt Jeden und übertrifft auch die kühnsten Vorstellungen, die eines Menschen Phantasie von diesen Pflanzenkolossen mitbringt. Auch findet jeder des Sinnes für Naturschönheit nicht völlig Beraubte einen unbeschreiblichen Genuß in der entzückend schönen abendlichen Stimmung, die während der Sommermonate in Californien's Waldungen herrscht. Selten nur bewegt sich dann ein Lüftchen; mehr wie anderswo wird dort die anmuthige Vorstellung in uns erweckt, als ob die Natur, hierin mit dem Menschen vergleichbar, allabendlich sich zur Ruhe begäbe, aus der sie am nächsten Morgen neugekräftigt und in frischestem Glanze erwacht. Viele californische Landschaften versetzen uns unwillkürlich in

eine gehobene, theilweise sogar poetische Stimmung; eine solche bemächtigt sich selbst jener, die zu romantischen Schwärmereien ganz und gar nicht geneigt sind; auch ihnen kostet es oft Ueberwindung, bei sinkender Nacht von dem sie umstrickenden Zauber der Abendlandschaft sich loszureißen, deren Reize wesentlich durch das herrliche Klima und die prächtige Vegetation bedingt sind; denn selten nur treffen wir in Californien die warmen Tinten und die oft magische Beleuchtung, mit der in manchen Theilen der alten Welt ein Sonnenuntergang die Landschaft vergoldet. Bei Tage allerdings ist die tiefe Bläue des Himmels, durch die ebenso verschiedenartig gefärbten wie mannichfaltig gestalteten Aeste und Blätter hindurchschimmernd, von überaus malerischem Effekte.

In den californischen Wäldern erfährt wiederholt Jeder an sich selbst die Wahrheit der Worte des Dichters Heinrich Zeise zu Altona, der sagt:

„Die Ruhe, die das All umschlungen,
Zieht auch in deine Seele ein;
Der inn're Zwiespalt ist verklungen,
Du hast den Frieden dir errungen,
Des Herzens Seiten tönen rein."

Wie Manchem mögen nicht auch, während er im Mariposa Haine weilt, Göthe's zwar wehmüthige, aber doch so friedliche Worte in der Seele nachtönen:

„Ueber allen Gipfeln
Ist Ruh,
In allen Wipfeln
Spürest du
Kaum einen Hauch;
Die Vögelein schweigen im Walde.
Warte nur, balde
Ruhest du auch."

* * *

Betrachten wir nun in großen allgemeinen Umrissen das in dem Walde herrschende Thierleben! Dasselbe ist in der Sierra Nevada vielfach wesentlich anders als im Himalaya; denn die zahlreichen Affen, die sich im Himalaya zwischen mächtigen Zweigen großer Bäume und zwischen ihren grünen breiten Blättern und dunkeln spitzen Nadeln heiter und munter nicht nur im warmen Sommer, sondern auch im kalten Winter schaukeln, in welchem die Landschaft ringsum mit Schnee, wenn auch nicht tiefem, bedeckt ist, fehlen in der Sierra Nevada gänzlich; aber in den beiden Gebirgen dienen dichte Waldungen, Felsenspalten, Schluchten uud Höhlen nicht nur Füchsen, sondern auch Leoparden, Panthern und Bären zum Aufenthalte. Der Tiger jedoch, der im Himalaya bis zur erstaunlichen Höhe von 11,000 Fuß hinansteigt und in den dortigen kühlen Regionen sich ebenso raubgierig zeigt, wie in den heißen Ebenen Indien's, fehlt in der Sierra Nevada gänzlich; die beiden Arten von Bären, die Californien hat, der graue und der schwarze (grizzly und black), Ursus horribibilis und Ursus americanus, waren früher weit zahlreicher vorhanden als jetzt, und sind dem Menschen, sofern er sie nicht angreift, nicht gefährlich. Eine Unmasse Erzählungen von den schrecklichsten Abenteuern, die Miner oder Reisende mit den Bären zu bestehen hatten, sind reine Jagdgeschichten. Der Panther (Felis concolor), ganz mit Unrecht zuweilen der californische Löwe genannt, flüchtet scheu vor dem Menschen.

In dem asiatischen, wie in dem californischen Gebirge sonnen sich, namentlich während der warmen Sommermonate, an kahlen Felsen Schlangen, darunter mehrere giftige, wie hauptsächlich in der Sierra Nevada die Klapperschlange; der begraste, mehr oder minder feuchte

Boden ist von regem, mannichfachem Thierleben erfüllt. An der unteren Grenze des Waldes insbesondere durchflattern an den klaren Frühlingstagen Tausende von bunten Schmetterlingen und summenden Insekten die reiche Blumenvegetation.

Geier, Adler und Falken finden, von großen Höhen auf tiefer gelegene Gegenden mit scharfen Auge herabblickend, reichlich und ohne besondere Schwierigkeit ihr Futter. So groß auch die Mannichfaltigkeit der Vögel in der Sierra Nevada ist, so fehlen ihr doch die Fasanen, die, ebenso ausgezeichnet durch ihr herrliches, selbst in den Tropen nicht zu findendes Gefieder, wie durch ihr köstliches Fleisch, des Himalaya Wälder nach allen Richtungen durchziehen; wir suchen vergebens in den californischen Waldungen die kleinen, meistentheils gelben, geschwätzigen Papageien, die sich den Fasanen häufiger, als wir glauben sollten, im Himalaya beigesellen; auch hören wir nicht in der Sierra Nevada, oft mitten im dichten Walde, weit entfernt von der Nähe aller menschlichen Wohnungen, zu unserer Ueberraschung das Krähen eines Hahnes oder das Gackern einer Henne, die sich noch jetzt im Himalaya, ihrer ursprünglichen Heimathsstätte, in großer Anzahl in wildem Zustande vorfinden.

* * *

Der Mensch nun, welchen Nutzen zieht dieser aus den Wäldern des Himalaya und der Sierra Nevada? Gegenwärtig verderben im Himalaya jährlich ungezählte Tausende der werthvollsten schönsten Stämme, selbst solche, die auf leicht zugänglichen Stellen wachsen, da die Mittel, sie fortzuschaffen, fehlen. Nirgends hat man Vorrichtungen getroffen, um die Bäume, wenn sie gefällt

sind, aus den höheren Theilen in die niederen zu bringen. An Bau- und Nutzholz hat dieses mächtige Gebirge unermeßliche, zur Zeit fast gar nicht ausgebeutete Schätze. Welche vortheilhafte Aenderungen würde hier der unternehmende, energische, vor keiner Anstrengung zurückbebende Geist des Amerikaners herbeiführen können!

Die Wälder der Sierra Nevada haben Californien's Bewohner schon seit längerer Zeit mit großem Erfolge theilweise wenigstens zu verwerthen angefangen. Doch wird auch hier die hohe Bedeutung des Waldes für den Haushalt der Natur ebenso außer Acht gelassen, wie in den östlichen Staaten. Denn leider kennt man bis jetzt nirgendswo in Amerika eine wissenschaftliche oder praktisch-rationelle Benützung des Forstes. Ohne die geringste Rücksichtsnahme auf die Zukunft wird er verwüstet und ausgerottet; besonders die ersten californischen Goldgräber haben darin in fürchterlicher, wahrhaft vandalischer Weise gehaust.

Ich widerstehe der an mich sich herandrängenden Versuchung, näher auf die Wirkung einzugehen, die überall die Ausrottung der Wälder hervorgebracht und die sich, aller entgegengesetzten Behauptungen ungeachtet, stets als eine nachtheilige und schädliche erwiesen hat. Jedem leuchtet es aber sofort ein, daß gerade in einem Lande wie Californien, in welchem der Regen nicht wie bei uns ziemlich gleichmäßig über das ganze Jahr vertheilt, sondern ähnlich wie in den Tropen, nur auf wenige Monate beschränkt ist, eine maßlose Abnutzung besonders gefahrbringend sein muß. Denn ist ein Hügel- oder Bergabhang seiner Sträucher oder Bäume beraubt, deren abfallende Blätter und abgestorbene, den Boden bedeckende Theile zur furchtbaren Humusbildung beitragen und deren Wurzeln die den Boden erreichende

Feuchtigkeit gierig aufsaugen und überdies der Erde Zusammenhalt und Festigkeit gewähren, dann findet der herabströmende Regen keinen Widerstand; er läuft ohne einzudringen rasch ab, reißt die Erdschichte im Laufe der Zeit hinweg und führt sie Flüssen zu und zwar nicht selten in solchen Massen, daß durch einen verhältnißmäßig geringen Regen ein starkes Anschwellen der Bäche verursacht wird, die dann häufig ihre Ufer übertreten, so daß angrenzendes Land zeitweise versumpft. Ebenso versiegen in Folge des Ausrottens der Wälder nur zu häufig manche Quellen, die durch das mit Hülfe der Bäume eingedrungene Wasser dauernd bisher gespeist und unterhalten worden waren. Auch werden sich hierdurch die klimatologischen und meteorologischen Verhältnisse ändern, aber sicher nicht zum Vortheil, am allerwenigsten für Californien. Vollständig theile ich in dieser Beziehung Herrn Professor Heinrich N. Bolander's, des gelehrten Botanikers Ansicht, die er im 3. Bande der Proceedings of the California Academy of Natural Sciences p. 232 in folgenden Worten ausgesprochen hat: „Es ist meine feste Ueberzeugung, daß wenn die Redwoods (Sequoia sempervirens *Endl.*) zerstört werden — und sie werden es sicher, falls nicht ein weiser Akt der Regierung sie im Schutz nimmt — Californien sich im wahren Sinne des Wortes in eine Wüste verwandelt. Das künftige Wohl beruht in ihrem heilem Zustande; sie sind dieses Landes Schutz."

Denn die Verödung der eigentlichen Wälder ist nicht auf gleiche Stufe mit dem Ausrotten jener eigenthümlichen Art von Niederwald zu stellen, der in manchen tropischen Gegenden zu seltener Vollkommenheit gedeihend und weite Strecken überwuchernd, in Indien mit dem

Namen Dschangal — im Englischen Jungle — bezeichnet wird.

Ein indischer Dschangal ist von dem californischen Walde wesentlich darin verschieden, daß in ihm große, stämmige Bäume verhältnißmäßig selten vorkommen, wogegen dichtes Gestrüpp, verschiedenartiges Gebüsch und Unterholz, rohrartige Gramineen und große Bambus in einer Weise vorwalten, daß kaum irgend eine Stelle von Vegetation sich entblößt zeigt.

In Californien wird die Ausrottung der Wälder, wenn sie in der bisherigen Weise weiter geführt werden sollte, Folgen nach sich ziehen, die vielleicht nie wieder gut zu machen sind. Möchten endlich die Warnungsstimmen Beherzigung finden, die sich wiederholt um Schutz für den Wald erhoben haben!

Vielfach gewahrt man in der Nähe von Minen die abgestutzten Stämme einst gigantischer Fichten, die früher einen, jetzt nahezu gänzlich kahlen Hügelabhang schmückten. Längst haben Regengüsse die fruchtbare Humusschicht, die auf ihm lagerte, so lange er Wälder enthielt, entführt und den nackten Felsen als ein trauriges Zeichen menschlicher Kurzsichtigkeit und Thorheit zurückgelassen.

An einigen anderen günstiger gelegenen Stellen sind ausgedehnte einst mit majestätischen Waldbäumen gezierte Strecken nunmehr mit verkrüppeltem Gestrüppe überlagert. Gar nicht selten sehen wir ferner während der heißen trockenen Sommermonate große Flächen mit Pflanzen bedeckt, die augenscheinlich nach Wasser lechzen, da sie der großen, durch Beseitigung der Wälder wesentlich herbeigeführten Dürre halber vielfach welk, theilweise sogar verdorrt sind.

Die Entfernung der Dschangals in Indien wird aber dort ganz beträchtliche Flächen in blühende Ge-

filde verwandeln, geeignet zur Niederlassung und Ernährung von Millionen Menschen; sie wird daher volkreiche Städte und große Dörfer in bis jetzt unbewohnten und gegenwärtig ihrer Ungesundheit halber nahezu unbewohnbaren Gegenden entstehen lassen; sie wird mehr als Alles andere dazu beitragen, die reißenden Thiere nicht nur an Zahl zu vermindern, sondern sie bald gänzlich zu vertilgen; ja sie wird manche für den Menschen höchst wichtige mineralische und metallische Produkte an das Tageslicht fördern, die bis jetzt, vergrabenen Schätzen ähnlich, in Folge der Alles bedeckenden, Alles überwuchernden, oft wirklich undurchdringlichen Vegetation den Menschen verborgen geblieben sind. Die Entfernung der Dschangals wird auch ganz entschieden die zur Zeit bestehenden meteorologischen Verhältnisse wesentlich ändern; sie wird das Klima, wenn auch heißer und trockener, so doch gesunder machen; sie wird in kaum glaublicher Weise zur Wohlfahrt des Landes beitragen und die Lage seiner Bewohner wesentlich verbessern.

Wer wagt es, aus einer Entwaldung dieselben Vortheile für Californien abzuleiten? Es ist jedoch außer allem Zweifel, daß durch eine wohl in Aussicht stehende Anpflanzung von Bäumen oder Saaten in den bis jetzt baumlosen breiten Thalsohlen, wie wir deren noch gar manche finden, sowohl die Regenmenge zunehmen, als auch die Jahreszeiten gleichmäßiger als jetzt sein werden. Selbstverständlich eignet sich hierzu nicht jede Species von Bäumen und Feldfrüchten, und ehe man die für den betreffenden Boden zusagende findet, dürften vielfache Versuche anzustellen sein, für die Professor Bolander im 3. Bande der Proceedings of the California Academy of Sciences S. 225—33 manche schätzbare und beachtenswerthe Winke ertheilt.

Allgemein begegnet man der Ansicht, daß man mehrere hundert Acres jetzt öden Landes, die sich zwischen San Francisco und dem Gestade des stillen Meeres in einer Länge von sechs Meilen ausdehnen, ohne besondere Schwierigkeit in parkähnliche Anlagen würde verwandeln können. Die gegenwärtig kahlen Sandhügel und Dünen, die nur hie und da mit Lupinen bewachsen sind, dürften nach Bolander's Ansicht erfolgreich mit Cupressus macrocarpa *Hartw.* zu bepflanzen sein.

Mit Freuden nur kann man die vom Agrikulturdepartment gefaßte Idee begrüßen, den gelehrten Herrn Bolander zu beauftragen, eine Beschreibung, Zusammenstellung und Zeichnung der Waldbäume an der Pacificküste zu liefern und ein mit Illustrationen versehenes Waldbuch anzulegen. Wichtig schiene mir auch, daß irgendwo in Californien ein botanischer Garten errichtet würde.

Wenn auch Californien's Wälder keineswegs den Reichthum an verschiedenartigen und werthvollen Nutzhölzern aufzuweisen haben, dessen sich die östlichen Staaten Amerika's erfreuen, wenn auch zur Zeit der Umsatz im Holzhandel kein besonders erheblicher ist, wenn auch bis jetzt erst Anfänge, die sich allerdings in der Zukunft von Wichtigkeit gestalten werden, in der Verfertigung von Waaren gemacht sind, die (wie Billards, Pianos, Eisenbahnwagen und feine Tische und Kästchen) aus californischen Holzarten zusammengesetzt sind, so lassen sich doch die waldigen Regionen dieses Landes nicht blos in technischer, sondern auch in folgender Weise verwerthen und ausbeuten.

Noch sind die höher gelegenen, reichbewaldeten Gebirgsgegenden der Sierra Nevada nur spärlich bewaldet, noch sind sie eine nahezu unumschränkte Do-

mäne des Digger-Indianers. Tausende könnten für sich, ihre Mitmenschen und ihre Nachkommen durch Ansiedelung nnd Bebauung im Gebirge Californien's ein dauerndes Glück begründen, statt ein vorübergehendes im lotteriehaften Suchen nach Gold zu erhaschen. Hierdurch wäre überdies die Möglichkeit geboten, sowohl zum Besten der leidenden Menschheit, als auch im financiellen Interesse Californien's erfolgreich zur Errichtung von Gesundheitsstationen (von Sanitarien, wie die Engländer in Indien ganz treffend sagen) in einem Gebirgslande zu schreiten, das sich hierzu vortrefflich eignet. Reiche Kapitalisten, an denen glücklicherweise in Californien kein Mangel ist, sollten es sich zur lohnenden Aufgabe machen, in dem hier angedeuteten Sinne Californien's Hülfsquellen zu vermehren, zumal, da dieses Landes Zukunft sicher nicht in der mehr oder minder lotteriehaften Ausbeutung seines Goldes, sondern vielmehr in der nachhaltigen Bebauung seines für die Hervorbringung jedes pflanzlichen Produktes geeigneten Bodens besteht.

Aber die Errichtung von Sanitarien wird in Californien erst dann möglich sein, sie wird sich erst dann fruchtbringend und wohlthätig erweisen, wenn einmal die herrlichen Gebirgsgegenden der Sierra Nevada eine zahlreichere Bevölkerung in sich schließen werden, als dies gegenwärtig der Fall ist.

VI.

Das Yosemite-Thal.

Unter den zahlreichen Thälern der durch Californien sich hinziehenden herrlichen Sierra Nevada, eines Gebirges, das den Alpen Europa's an Großartigkeit nahezu gleichkömmt, sie jedoch an prachtvollen Waldungen, an romantischen Landschaftsbildern und an Lieblichkeit und Beständigkeit seines Klimas übertrifft, gebührt unstreitig die Krone jenem, das unter dem Namen Yosemite (sprich Yosémiti mit dem Accente auf der Silbe se) bekannt ist. Denn Jeden, der nur den geringsten Sinn für Naturschönheit hat, fesselt und bezaubert dieses in seiner Art einzig dastehende Thal sowohl durch die Erhabenheit und Eigenthümlichkeit seiner Scenerie, als auch durch die vielfachen Reize, die es bietet und die hier auf einem kleinen nur wenige Meilen umfassenden Raume in einer Weise zusammengedrängt sind, wie sie bis jetzt nirgendwo anders in allen uns bekannten Gebirgsgegenden der Erde angetroffen wird. Haben doch selbst die nüchternen Amerikaner, von denen man, da ihr Sinn vorwiegend auf das Praktische und Reelle gerichtet ist, gewiß nicht behaupten kann, daß sie sich in überschwänglicher Weise an dem Genusse von Naturschönheiten laben, durch ein Staats-Gesetz, dem der Präsident der Vereinigten Staaten

am 30. Juni 1864 seine Genehmigung ertheilte, das Yosemitethal und die in seiner Nähe befindlichen Riesenbäume als öffentliche Vergnügungsplätze der Bewohner der Vereinigten Staaten und der dieselben besuchenden Fremden erklärt! Mit anerkennenswerther Sorgfalt wird von einer aus wissenschaftlichen Männern bestehenden Commission, an deren Spitze der jeweilige Gouverneur von Californien steht, sowohl darauf geachtet, daß die Naturwunder des Yosemitethales in ihrer Ursprünglichkeit erhalten bleiben, als auch, daß sie Jedermann, ohne von spekulativer Ausbeutung zu leiden, wie sie namentlich an den Niagarafällen in einer oft störenden Weise sich breit macht, vollständig und unbelästigt genießen kann.

Ich selbst habe mehrere Tage in dem Yosemitethale verweilt und bin der unvergeßlichsten Eindrücke voll aus ihm geschieden; möge es mir gelingen, in großen allgemeinen Umrissen eine wenigstens annähernd klare Schilderung dieses so vielseitig bereits besprochenen Thales zu entwerfen, eines der vielen Naturwunder, die das so reichlich gesegnete Californien aufzuweisen hat. Wer sich eingehender mit dem hier behandelten Gegenstande befassen will, sei auf das gediegene mit vielen Illustrationen und zwei werthvollen Karten geschmückte „Yosemite Guide Book" verwiesen, (in New-York durch B. Westermann & Co., 471 Broadway zu beziehen), das Professor J. D. Whitney unter Zugrundelegung sowohl seiner eigenen sorgfältigen Beobachtungen und Forschungen als auch jener veröffentlicht hat, welche die von ihm geleitete Gesellschaft für die geologische Vermessung (Geological Survey) des Staates Californien gemacht hat. Diesem Werke habe ich auch alle in der nachstehenden Schilderung vorkommenden Höhen-

angaben und die indianischen Benennungen entlehnt. Nicht minder mache ich auf John S. Hittell's „Yosemite, its wonders and its beauties" aufmerksam.

* * *

Das ziemlich genau von Osten nach Westen streichende Yosemitethal liegt im Mariposa Kreise und befindet sich am Westabhange der einen Theil der Andes oder Cordilleren bildenden Sierra Nevada, dicht an ihrem Hauptkamme in einer Höhe von etwas über 4000 Fuß über dem Meere. Es hat nach Professor Whitney's Angaben eine Länge von etwa 6 englischen = 1.30 deutschen Meilen und eine Breite von einer halben bis zu einer englichen Meile und bildet einen von senkrechten riesigen Felswänden ringsumschlossenen mächtigen Schlund oder Abgrund, dessen Boden beinahe eine Meile tiefer liegt, als die in der Umgebung befindliche Gegend. Das Thal ist nahezu genau östlich (mit einer unbedeutenden Biegung nach Süden) von San Francisco gelegen und von dieser Stadt auf dem nächsten Wege, den wir einschlagen können und der uns über Stockton, Chinese Camp und Big Oak Flat führt, 197 englische = 42.73 deutsche Meilen entfernt. Doch nur wenige Reisende wählen diese kürzeste Route, da zwei andere, wenn auch längere und beschwerlichere Wege, ungleich reicher an interessanten Naturobjekten sind. So kommen wir, wenn wir von San Francisco, statt den oben erwähnten nächsten Weg zu nehmen, über Coulterville gehen, — die Entfernung nach dem Yosemitethale beträgt längs dieser Route 210 englische = 45.54 deutsche Meilen — an Bower Cave, einer der größten Höhlen, die Californien aufzuweisen hat, vorüber; der 239 englische = 51.83 deutsche Meilen lange Weg

von San Francisco über Stockton, Hornitos und Mariposa, den weitaus die Mehrzahl der Reisenden nach dem Yosemitethale wählen, um von ihm über Coulterville nach Stockton zurückzukehren, ist besonders wegen der in seiner Nähe befindlichen Riesenbäume und wegen der einzig-schönen Aussicht lohnend, die wir, auf einem riesigen Felsvorsprung, Inspiration Point genannt, stehend, in das tief zu unseren Füssen liegende Yosemitethal haben. Auch wir wollen uns auf diesem Wege nach dem Thale begeben.*)

Von San Francisco nach dem Yosemitethale und zurück braucht man, mit dem im Thale selbst nöthigen Aufenthalte, mindestens acht bis neun Tage, da man nur die Strecke bis Stockton, die auf der Eisenbahn 90 englische = 19.52 deutsche und auf der Wasserstraße etwa 120 englische = 26.03 deutsche Meilen lang ist, mit Dampf befahren kann; der andere Theil des Weges muß entweder im Wagen oder zu Pferde auf schmalen, eine Höhe von über 7000 Fuß erreichenden Gebirgspfaden zurückgelegt werden, längs denen wir nur langsam vorwärts kommen können.

Die zum Besuche für das Thal geeignetste Zeit ist der Sommer, namentlich der Monat Juni, da sich dann die dort zahlreich vorhandenen Wasserfälle in ihrem

*) Seit Eröffnung der Visalia Division der Central Pacific Eisenbahn (siehe S. 26) sind Vorkehrungen getroffen, daß von Modesto (101 englische Meilen von San Francisco) ebenfalls eine Postkutsche nach Mariposa fährt, die ihren Weg über Hopeton Snelling (39 englische = 8.46 deutsche Meilen) und Hornitos (45 englische = 9.76 deutsche Meilen) nach dem 69 englische = 14.96 deutsche Meilen von Modesto abliegenden Mariposa einschlägt. Von San Francisco nach dem Yosemitethale beträgt die Entfernung auf diesem Wege 219 englische = 47.50 deutsche Meilen.

größten Glanze zeigen. Wer tiefen Schnee nicht fürchtet, kann das Thal, allerdings nur mit Ueberwindung mancher nicht unbedeutenden Schwierigkeiten, auch im Winter erreichen, der jedoch durch mächtige, auf den Bergen lagernde Schneemassen manche der zur warmen Jahreszeit vorhandenen Schönheiten verbirgt, andere hingegen um so großartiger hervortreten läßt.

Einen Einzelnen kostet die Reise von San Francisco nach dem Yosemitethale und zurück — im Ganzen je nach dem einzuschlagenden Wege 430 bis 450 englische = 93.26 bis 97.59 deutsche Meilen — mindestens ebensoviel, wie die mehr als siebenmal längere Strecke von New York im oberen Salon eines Dampfers und in der sich anschließenden Eisenbahn von Bremen oder Hamburg nach Berlin; machen mehrere Personen die Reise nach dem Thale in Gemeinschaft, so verringern sich die auf jeden entfallenden Kosten deßhalb gar nicht unbeträchtlich, weil sie zusammen nur einen Führer nöthig haben und überdies Vorkehrungen treffen können, die ich S. 208—9 schildere, um die sehr bedeutenden Auslagen in Gasthöfen wesentlich zu verringern.

Wie bereits kurz angedeutet, gibt es zwei Wege, die wir von San Francisco nach Stockton einschlagen können; der kürzere ist, wenn wir die 90 englische = 19.52 deutsche Meilen lange Eisenbahn benutzen, die uns über San Leandro und durch den im Küstengebirge gelegenen Livermore Paß führt; der längere, wenn wir auf einem der prachtvoll eingerichteten Dampfschiffe der California Steam Navigation Company fahren; wir berühren auf der Wasserstraße, deren Länge zwischen 110 und 120 englische = 23.86 bis 26.03 deutsche Meilen beträgt, Benicia, New York Landing und Antioch.

Von Stockton, einer 3 englische = 0.65 deutsche Meilen östlich vom San Joaquin Flusse an einer schiffbaren Verzweigung desselben gelegenen Stadt, die 10,033 Einwohner zählt, in Folge ihres blühenden Getreide- und Transithandels der wichtigste Platz des San Joaquin Thales ist und wegen der zahlreichen, in ihrer Umgebung vorhandenen Windmühlen häufig die „City of Windmills" genannt wird, haben wir unsere Reise nach dem Yosemitethale zunächst während 90 englischen = 19.52 deutschen Meilen bis Mariposa zu Wagen fortzusetzen. Besonders einer größeren Zahl von Personen, die gemeinsam das Thal zu besuchen beabsichtigen, ist es dringend zu rathen, sich wegen der zu treffenden Anordnungen, von denen so wesentlich der Genuß einer Reise abhängt, vorher an die Herren T. B. Bruce (im Bulletin Publication Office) oder Ed. Harrison (214 Montgomery Straße) in San Francisco zu wenden, und mit ihnen, den unterrichteten Agenten für die Reise nach dem Yosemitethale, Rücksprache zu nehmen. Zu ihrem eigensten Vortheile werden sie dieser Männer Rathschläge befolgen, die sich auf jahrelange Erfahrung stützen. Aber man hüte sich vor scheinbar äußerst verlockenden Anpreisungen, die zuweilen, besonders zum Beginne der Reisesaison, in San Francisco-Zeitungen stehen und die Reisenden auf neuen günstig gelegenen Routen zu auffallend billigen Preisen in das Thal zu bringen versprechen. Ein solches von der Yosemite Turnpike Company ausgehendes Inserat stand Mitte Mai 1869 in einer großen Anzahl californischer Zeitungen; die Arrangements längs dem neuen Wege, den sie empfahl, sollten mit dem 26. Mai beginnen. Es war in der That, wovon ich mich einige Wochen später selbst zu überzeugen Gelegenheit hatte, vollkommen richtig, daß man zu einem staunenswerth

billigen Preise längs der neuen Route in das Thal gelange; man hat jedoch wohlweislich dafür Sorge zu tragen gewußt, daß man dort eingetroffen nur mit der größten Schwierigkeit Pferde erhalten und überhaupt aus dem Thale erst dann kommen konnte, nachdem man während des Aufenthaltes daselbst, gleichsam in der Form von Loskauf, ein schweres Geld verzehrt hatte.

Eine größere Zahl von Reisenden wird gut thuen, für ihren ausschließlichen Gebrauch einen eigenen Wagen in Stockton bei M. Magner, El Dorado Stables, zu miethen oder sich nach Stockton ein Gefährt von Washburn & McCready, den Besitzern der Yosemite Mammoth Tree Livery Stables zu Mariposa, kommen zu lassen.

Ein einzelner Reisender hat bei seiner Ankunft in Stockton einen Platz in einer Postkutsche, „der Stage," wie sie in Californien genannt wird, zu belegen. Diese Reisegelegenheit ist den Meisten, die aus den östlichen Staaten kommen, etwas Neues und Ungewöhntes, da dort Eisenbahnen das Land nach den verschiedensten Richtungen durchziehen, und hierdurch die für Californien so bezeichnende Stage, die außer manchen Unannehmlichkeiten auch wieder viele Reize bietet, seit Längerem bereits nahezu vollständig verschwunden ist. Ihre Bauart ist je nach der Beschaffenheit der Gegenden, durch die sie fährt, eine verschiedene. Ist das Terrain nicht zu hügelig und überdies von einer breiten Straße durchzogen, dann treffen wir große, schwere Wagen, die in ihrem Inneren Platz für neun Personen haben, während auf ihrer Außenseite eine vorher gar nicht zu berechnende Anzahl von Menschen dadurch Unterkunft findet, daß sie sich, obschon sie befürchten müssen, herabgeschleudert zu werden, mit seltener Geschicklichkeit oft die sonder-

barsten Lagen aussuchen und sie zu behaupten verstehen. Mehr als einmal kam es mir vor, daß ich, im Inneren einer Stage einen Eckplatz einnehmend, wiederholt in unangenehme Berührung mit den langen Beinen eines Yankee gerieth, da dieser, auf der Kante des Daches sitzend, für dieselben einen zur Sicherung seiner immerhin unbequemen Lage passenden Stützpunkt suchte, den er gewöhnlich in dem unteren Theile des herabgelassenen Wagenfesters fand, häufig aber, wenn auch ganz unabsichtlich, auf meinen Kopf verlegte.

Uebrigens reist es sich in einer nicht gar zu überfüllten Stage weit angenehmer, als in einer solchen, worin sich nur wenige Personen befinden, da sie in letzterem Falle fürchterlich stößt und gleich einem von den Wellen hin- und hergeschleuderten Schiffe schwankt. Meistentheils sind dem Wagen vier, häufig sogar sechs Pferde vorgespannt; es sind kräftige, prachtvoll aufgeschirrte Thiere, die von einem einzigen auf dem Kutschenbocke sitzenden Manne mit staunenswerther Geschicklichkeit und mit einer Sicherheit gelenkt werden, die sehr bald das uns Anfangs beschleichende Gefühl einer durch das Umwerfen entstehenden Gefahr verscheucht. Der Kutscher ist meistens eine Persönlichkeit, die manchen Reisenden bekannt und bei ihnen sehr beliebt ist; er wird allgemein als Gentleman behandelt und fühlt augenscheinlich die Wichtigkeit des ihm anvertrauten Postens.

In den höheren Theilen des Gebirges tritt an die Stelle der schweren Stage eine leichte, nur mit dünnem Leder oder starker Leinwand gedeckte, von zwei, höchstens drei Pferden gezogene Bergchaise, die der Kutscher mit großer Kühnheit starkgeneigte, zugleich schmale und vielfach gewundene Wege entlang führt. Die geringen

Ansprüche, die ein ächter Californier an den Zustand und die Beschaffenheit einer Straße stellt, sind für den Fremden sehr auffallend; was wir in Deutschland einen elenden Vicinalweg nennen, ist in seinen Augen eine sehr gute Straße — „a beautiful road.“

Mit wenigen Ausnahmen habe ich von all den Fahrten, die ich in der Stage gemacht, nur angenehme Erinnerungen; nahezu jeder Zeit fand ich eine, wenn auch aus den verschiedensten Elementen bestehende, doch sehr freundliche, gesprächige Reisegesellschaft, die sich auf's Beste vertrug, sowie es ihr nur einmal gelungen war, ihre Plätze einzunehmen. Denn dies zu bewerkstelligen, wird mit Ausnahme der Damen, denen der Amerikaner in Allem die größte Rücksicht erzeigt, jedem selbst überlassen; mag er auch als der erste seinen Platz belegt haben, so kann er doch, wenn er sich nicht geschickt und ruhig benimmt, den schlechtesten bekommen. Sowie nämlich die Stage vorgefahren ist, beginnt ein allgemeiner Sturm der Reisenden, „a rush,“ wie man in Californien sagt, nach den Plätzen, von denen jeder in unglaublich kurzer Zeit besetzt ist. Nicht minder schnell geschieht von Seiten der hierzu beauftragten Leute das Verpacken des gewöhnlich nur aus kleinen Handkoffern bestehenden Gepäckes der Reisenden, sowie der Frachtstücke und des oft zu einem hohen Betrage sich belaufenden Edelmetalles, das der Stage anvertraut wird.

* * *

Sowie durch Namensaufruf der Reisenden ihre Anwesenheit und das Fehlen „blinder Passagiere“ festgestellt ist, geht es nun von Stockton vorwärts in scharfem Trabe, zunächst längs eines Weges, der mehrere Meilen weit

durch immergrüne Auen und lachende Gefilde und durch vortreffliches, fast allgemein gut angebautes Ackerland führt, auf welchem sich prachtvolle Weizen- oder Gerstenfelder ausbreiten; hie und da kommen wir auch an ausgedehnten Farmen (Ranchos) vorüber, deren Umgebungen durch Heerden von Rindern, Pferden und Schafen belebt sind. Aber nur zu bald gelangen wir zu öden weithin sich ausdehnenden, sandigen Gegenden, die zur Sommerzeit mit verdorrten Pflanzen bedeckt sind und nur spärliche verkrüppelte Eichen aufweisen. Die im Sommer fast niemals durch Wolken getrübte Sonne versendet während der Tageszeit glühende Strahlen; dem trockenen Boden entlocken die Pferde mächtige Staubwolken, die nicht nur unsere Wagen umhüllen, sondern ihre Spuren auch in seinem Inneren zurücklassen und uns allmählich mit einer dicken Staubkruste bedecken.

Vorüber an French Camp und an Jones' gelangen wir an den Stanislaus Fluß, den wir auf Leech und Cottle's Ferry (30 englische = 6.51 deutsche Meilen östlich von Stockton) überschreiten. Sowohl diese Fähre, als auch die beim Tuolumne Flusse gelegene Sallas Ferry (45 englische = 9.76 deutsche Meilen östlich von Stockton), zeichnet sich zwar durch überraschend leichte Construktion aus, entspricht aber vollkommen ihrem Zwecke.

Alle 10 oder 12 englische = 2.17 oder 2.60 deutsche Meilen werden die Pferde gewechselt; doch wird auch dazwischen mindestens einmal angehalten, um die Thiere zu tränken. Diesen Umstand benützen auch die Reisenden zur Löschung ihres Durstes mit Wasser, das aber nicht in Gläsern, sondern in einem großen Blechgefäße herumgereicht wird, aus dem jeder der Reihe nach trinkt. Gegen ein Uhr oder zwei Uhr Nachmittags wird ein

halbstündiger Aufenthalt gemacht, um den Reisenden die Möglichkeit zu gewähren, in Gesellschaft mit dem Gentlemen-Kutscher eine einfache Mahlzeit zu sich zu nehmen.

Allmählich gewinnt die Landschaft wieder einen anderen Charakter; denn wir nähern uns jetzt den oft weit vorgeschobenen Vorbergen der Sierra Nevada. Die bisher breite Straße wird enger und ist oft vielfach mit tiefen Ausspurungen versehen. Gar nicht selten begegnen uns schwerbeladene, von sechs, ja selbst von zehn und zwölf Pferden und Maulthieren gezogene Gepäckwagen, die, gleichwie unsere schwere Stage, zuweilen nur langsam in dem hügeligen Terrain fortkommen, das immer gebirgiger, aber auch immer bewaldeter wird. Nachdem wir 5 englische = 1.08 deutsche Meilen östlich von Merced Falls (diese Wasserfälle liegen 57 englische = 12.36 deutsche Meilen östlich von Stockton) den Merced Fluß überschritten haben, erreichen wir spät Abends nach 14 bis 16stündiger Fahrt das 76 Meilen von Stockton entfernte Städtchen Hornitos, wo wir ein ganz zufriedenstellendes Unterkommen für die Nacht finden.

Gegen fünf Uhr des nächsten Morgens führt uns ein leichter luftiger, von der von uns bisher benützten schwerfälligen Stage wesentlich verschiedener Wagen, der nur mit hellgrauem Zeuge überdeckt ist, über Bear Valley nach Mariposa. Wir kommen mitten durch den Mariposa Goldminendistrikt hindurch, der einst wegen der großen Ergiebigkeit und des Reichthums seiner Goldquarze berühmt war, gegenwärtig aber viel von seinem früheren Glanze eingebüßt hat. Hier ist Jedem, der sich hiefür interessirt, Gelegenheit geboten, die verschiedenen Arten der Goldgewinnung (mit Ausnahme des hydraulischen Processes), die ich im achten Abschnitte schildern werde, eingehender kennen zu lernen.

Während der Fahrt von Bear Valley nach Mariposa erhalten wir auch ein belehrendes und anschauliches Bild der für die Vorberge der Sierra Nevada charakteristischen Scenerie, von der Professor Whitney im Yosemite Guide Book S. 54 eine so treffliche Schilderung entwirft, daß ich sie hier großentheils nach seinen eigenen Worten wieder vorführe.

Wie überall in den Ausläufern der Sierra Nevada, deren Höhe über dem Meere zwischen 3000 und 4000 Fuß beträgt, ebenso treffen wir auch hier ein ziemlich breites, parkähnliches Thal; es weist zahlreiche zwischen Eichen und Fichten zerstreute Gebüsche auf, ist von sanft geneigten, dunkeln, bewaldeten Bergabhängen begrenzt und hat eine Thalsohle, die im Frühling mit einem aus den prachtvollsten und mannichfaltigsten Blumen bestehenden Teppiche geschmückt ist, während sie sich im Sommer dürr und staubig zeigt, aber dessenungeachtet in Folge des durchaus klaren und wolkenlosen Himmels einen eigenthümlichen Zauber bewahrt; bei Tage ist es warm, oft sogar heiß in der Sonne, aber angenehm kühl im Schatten, die Nächte sind ohne Thau und ohne die geringste Spur von Feuchtigkeit, und die Tage ohne irgend ein Wölkchen. — So weit Whitney.

Gar nicht selten werden während der Sommermonate manche der niedlichen Gebüsche von Kolibris umflattert. Unvergeßlich wird Jedem der einzige Anblick bleiben, den an einem wolkenlosen Sommertage ein von Kolibris umschwärmter Strauch gewährt. Die summenden nach allen Richtungen schwirrenden winzigen Vögel, die wohl gar mancher Anfangs für große Schmetterlinge hält, flattern rastlos, scheinbar niemals zur Ruhe gelangend, einige Fuß über der Erde umher; in allen Farben schillert weithin ihr prachtvolles Gefieder; man

kann sich stundenlang an diesem wundervollen Naturschauspiele ergötzen, dessen große Mannichfaltigkeit und seltene Schönheit mir bis dahin unbekannt war. Aber gleichzeitig mit den Kolibris treten auch, mit besonderer Vorliebe in der Nähe der Flüsse, in nicht geringer Zahl eine Art Mosquito's auf, die sich im Sommer oft äußerst unangenehm bezeigen; man hat sich vor ihnen besonders während der Nachtzeit durch feine Gazevorhänge, in Californien Mosquito-bars genannt, zu schützen.

* * *

Von Mariposa erstreckt sich allerdings noch weitere 12 englische = 2.60 deutsche Meilen ein für die leichtesten Gebirgskutschen fahrbarer Weg über Mormon Bar bis zur Sägemühle von White und Hatch; wenn er auch häufig eben sich hinzieht, so führt er doch langsam längs zahlreicher Ausläufer der Chowchilla Kette bergan und ist im Allgemeinen von einer Beschaffenheit, daß es gerathener scheint, ihn zu Pferde zurückzulegen. Wie schon erwähnt, erhalten wir in Washburn's und Mc Cready's großen Stallungen zu Mariposa gut zugerittene Pferde. Es sind meistens kleine Thiere von mexikanischer Race, mit runden, feisten Formen, die ebenso sehr an das Weiden im Freien wie an die Stallfütterung gewöhnt sind. Sie gehen vortrefflich im Gebirge, wenn sie auch ferne davon sind, so sicher beim Erklettern steiler Höhen zu sein, wie die tibetanischen und turkistanischen Pferde, mit denen ich in Asien wiederholt bis 18,600 Fuß und einmal sogar bis über 19,000 Fuß hinangeritten bin. Dies ist allerdings meines Wissens die größte Höhe, zu der bis jetzt ein gezähmtes Pferd gebracht wurde.

Diese mexikanischen Pferde sind sehr einfach, nur mit einer Trense, aufgezäunt; die Sättel, die man ihnen auflegt, haben ein ungewöhnliches Gewicht, sind vorne mit einem mächtigen Knopfe versehen, aber für Reiter und Roß ganz bequem eingerichtet. Es empfiehlt sich sehr, die auf das bescheidenste Maß beschränkten Reiseutensilien, unter denen ein Staubrock ebenso wenig fehlen soll, wie ein Vorrath von Rauchtabak und Cigarren und eine Flasche Cognac, bereits vor der Abreise aus San Francisco in Satteltaschen oder in einem ganz leichten Handkoffer (besser Nachtsack) zu verpacken, um sie ohne Schwierigkeit hinter dem Sattel befestigen zu können.

Man zahlt für die Miethe des Pferdes, das man unterwegs selbstverständlich zu füttern hat, was aber bei der Vorliebe der Thiere, sich im Freien selbst ihre Nahrung zu suchen, sehr wenig kostet, 2½ bis 3 Dollars für den Tag und hat denselben Preis für das von dem Führer benöthigte Pferd zu entrichten.

Einen Führer zu nehmen, der neben völlig freier Station (mit Ausschluß jedes spirituösen Getränkes) für den Tag drei Dollars erhält, ist aus mehr als aus einem Grunde dringend zu rathen. Der Führer zeigt nicht nur den Weg, der häufig nur aus einer hie und da sogar durch Blumen und Pflanzen wieder auf weite Strecken bedeckten Fährte besteht, er ist nicht nur mit der Topographie und der Nomenclatur der ganzen Gegend innig vertraut, sondern er übernimmt auch die Pflege der Pferde und damit die volle Verantwortlichkeit für sie. Der Reisende hat für ein Pferd, das unterwegs lahm geworden, nichts zu entrichten, sofern er einen Führer bei sich hat, und wenn sich das Thier Nachts vom Weideplatze entfernt und, wie mir dies selbst begegnete, verlaufen haben sollte, kann er sicher sein, durch

jenen ein anderes zu erhalten. Es gibt in Mariposa mehrere ganz zuverlässige Führer; meiner, mit dem ich in jeder Hinsicht auf's Höchste zufrieden war und den ich auf's Beste empfehlen kann, hieß Peter Gorden.

Nur wenig des Interessanten bietet der in einer Länge von 12 englischen = 2.60 deutschen Meilen von Mariposa nach White und Hatch sich hinziehende Weg; doch fallen uns die großen Schafheerden auf, die hier in den Sommermonaten weiden.

White und Hatch haben in ihrer gerade an der unteren Grenze der Waldregion befindlichen, etwas mehr als 3000 Fuß über dem Meere gelegenen Sägemühle vortreffliche Vorkehrungen zur Unterkunft der Reisenden getroffen. Die mit guten Betten versehenen Zimmer sind zwar einfach und nur durch dünne Bretterwände von einander geschieden; die Küche läßt jedoch an Auswahl und Güte der Speisen nichts zu wünschen übrig. Sogar ein Badehaus ist hier zu finden, das uns die willkommene Gelegenheit bietet, uns von dem lästigen Staube zu reinigen, der im Sommer stets auf der Straße von Mariposa bis hieher in überreichlicher Menge vorhanden ist.

Von White und Hatch's Sägemühle durchziehen wir bis zu der 12 englische = 2.60 deutsche Meilen entfernten Clark's Ranch auf einem erst jüngst vollendeten Fahrwege, den es Mancher für gerathener hält, im Sattel zurückzulegen, eine an Schönheiten aller Art reiche Gegend. Bis jetzt ist sie von Weißen so gut wie unbewohnt; nur hie und da gewahren wir zwischen den Bäumen hindurch den Rauch eines Feuers, um das sich eine kleine Anzahl friedlicher Indianer gelagert hat. Gerade die Abwesenheit des Menschen und seiner Thätigkeit ist es jedoch, die

uns recht deutlich den Charakter der höheren Theile der Sierra Nevada und den Zauber erkennen läßt, den über sie der prachtvolle, ihre Abhänge überall bedeckende, aus den herrlichsten Fichten aller Art bestehende Urwald ausgießt.

Bald gelangen wir zum Chowchilla Creek, längs dem wir eine Strecke von mehreren Meilen hinangehen, um sodann einen 2800 Fuß über White und Hatch's Sägemühle und etwa 5900 Fuß über der Meeresfläche gelegenen Gebirgskamm zu überschreiten, der die Wasserscheide zwischen dem soeben genannten Creek und dem Merced nebst seinen Zuflüssen bildet. Nicht nur hier in dieser Höhe, wiederholt macht sich auch auf unserem Wege an anderen Stellen die Nähe des Hochgebirges bemerkbar, theils durch kühle Lüftchen, die es herabsendet, theils durch den uns hie und da sich bietenden Anblick mehr oder minder ausgedehnter Schneeflächen, theils durch die Menge rauschender Alpenbäche, die tiefe, selbst während des Tages dunkelbeschattete Gebirgsschluchten schäumend und tosend durchziehen.

Von der oben erwähnten Wasserscheide haben wir 1700 Fuß zu Clark's Ranch längs eines häufig steilen Weges herabzusteigen, der uns nicht selten mitten durch riesige Granittrümmer oder durch umgestürzte Baumstämme hindurchführt.

Der Besitzer der dicht in der Nähe des linken Ufers des Südarms (South Fork) des Mercedflusses gelegenen Ranch, Herr Galen Clark, zur Zeit der Guardian des Yosemitethales und der Riesenbäume, ein wissenschaftlich gebildeter Mann, dem gar Manches auf die Erforschung des Thales und seiner Umgebung Bezügliche zu verdanken ist, hat ebenfalls sehr zufriedenstellende Vorkehrungen zur Unterkunft der auf der Durch-

reise hier weilenden Reisenden und zu ihrer Annehmlichkeit getroffen. Um für seine Gäste gutes Wasser zu schaffen, hat er die Kosten einer Wasserleitung nach einer in den höheren Theilen des Gebirges gelegenen, mehrere englische Meilen entfernten Quelle nicht gescheut. Sein Hotel heißt Clark & Moore's; es sind hier stets Führer und gut zugerittene Pferde zu finden.

Wohl Niemand wird von Clark's Ranch den nur 6 englische = 1.30 deutsche Meilen entfernten Riesenbäumen, den Big Trees, wie sie in Californien genannt werden, den uralten ehrwürdigen Sequoias, die ich S. 160—6 eingehender geschildert habe, einen Besuch abzustatten versäumen.

Unsere Reise von Clark's Ranch, wo gegenwärtig der äußerst einfache Fahrweg endet, nach dem Yosemitethale zu Pferde fortsetzend, haben wir zunächst den Südarm des Mercedflusses auf einer äußerst einfachen Brücke zu überschreiten, wofür wir den beträchtlichen Zoll von einem Dollar für jedes Pferd zu entrichten haben. Hierauf geht es sofort steil bergan; denn liegt auch die Ranch nahezu so hoch wie das Yosemitethal, nämlich gegen 4000 Fuß, so haben wir doch, ehe wir zu dem noch 18 englische = 3.90 deutsche Meilen in fast genau nördlicher Richtung von hier entfernten Thalrande gelangen, allmählich bis zu einer Höhe von 7100 Fuß hinanzusteigen, und zwar theils längs steilen Abhängen, theils längs einem stellenweise mit einer sumpfigen Wiese, die den Namen Westfall's führt, bedeckten Plateau, in welchem der Alder Creek, dessen Laufe wir bis zu seiner Quelle folgen, entspringt. Hier treffen wir auch zwei kleine, zuweilen während der Sommermonate von Hirten bewohnte Holzhütten, Westfall's und Ostrander's genannt. In der Nähe gelangen

wir zu Punkten, die uns eine prachtvolle Aussicht auf manche Schneeberge der Sierra Nevada, namentlich auf die der Merced Gruppe angehörenden gewähren.

Endlich, nach einem weiteren ermüdenden Ritte von 5 englischen Meilen sind wir an dem Rande der das Yosemitethal auf seiner südlichen (linken) Seite begrenzenden Abhänge angekommen. Hier gewährt ein riesiger vorspringender Fels, Inspiration Point genannt, der nahezu vertikal zur Thalsohle abfällt, einen einzig schönen Einblick, jenem etwa vergleichbar, den wir, in einem Luftballon befindlich, über eine unter uns liegende Alpenlandschaft haben würden, in das zu unseren Füßen sich ausbreitende Yosemitethal. Da schlängelt sich, theils zwischen grünen Wiesen und saftigen Matten, theils zwischen dunkeln Tannenbäumen, theils zwischen mächtigen Granitfelsblöcken der das Thal durchziehende Merced Fluß hindurch; über ihm starren uns allenthalben mächtige, geradezu vertikale Felswände aus hellem Granit von mehreren tausend Fuß Höhe entgegen; wir erblicken bei der Reinheit und Klarheit der Luft und der damit zusammenhängenden unglaublich großen Durchsichtigkeit, die in dem während der Sommermonate immer von einem wolkenlosen tiefblauen Himmel überwölbten Thale herrscht, bis in die kleinsten Einzelheiten Formen von unbeschreiblicher Mannichfaltigkeit und Verschiedenheit, und zwar bald riesige, domartige Kuppeln, bald hohe, thurmähnliche Gipfel, bald schlanke Obelisken, bald ausgedehnte Klippen, bald mächtige Felswände, längs denen eine ganze Reihe von Wasserfällen, theils nur aus scheinbar dünnen und schmalen Silberfäden, theils aus breiten, schäumenden Massen bestehend, in das Thal hinabstürzen. Bis hinauf an die hohe Stelle, wo wir uns befinden, bis zu dem nahezu 7000 Fuß über der

Meeresfläche und 2973 Fuß über der Thalsohle gelegenen Inspiration Point dringt das von den zahlreichen Wasserfällen hervorgebrachte, an Stärke äußerst wechselnde Geräusch, bald leise bald laut empor. Da wir bisher nirgendwo anders eine solche Anhäufung von steilen Felsklippen und Formen aller Art auf einem verhältnißmäßig engen Raume gewahrten, so wähnen wir fast bei dem einzig-schönen Anblicke, das Werk eines phantasiereichen romantischen Künstlers vor uns zu haben.

* * *

Ehe wir in das Thal selbst hinabsteigen, wollen wir uns, da wir in demselben angelangt vollständig von den zahlreichen Schönheiten, die es bietet, erfüllt werden, vorher mit einigen allgemeinen auf seine Geschichte und Entdeckung bezüglichen Daten bekannt machen.

„Yosemite", wörtlich übersetzt „Großer grauer Bär", ist ein indianischer Name und war aller Wahrscheinlichkeit nach die Bezeichnung eines Indianerhäuptlings, aber nicht des Thales, das seine ursprünglichen, dem Stamme der Monos angehörigen Bewohner Yo-Hamite, d. i. „Großer Wasserfall" genannt haben sollen. Doch wird die Richtigkeit dieser Annahme von Professor J. D. Whitney, wohl der größten jetzt lebenden Autorität in Sachen des Yosemitethales, bestritten, der behauptet, daß der ursprüngliche Name Ahwahnee oder Auwoni sei, und es für unmöglich erklärt, festzustellen, wie es sich eigentlich verhält, daß der Name Yosemite allgemein für das Thal in Gebrauch gekommen ist. Whitney's Ansicht wird zwar Jeden, der mit der raschen Aenderung amerikanischer Verhältnisse und dem vielfach wechselnden Wohn-

orte vieler seiner Bewohner nicht vertraut ist, um so mehr überraschen, als kaum zwei Jahrzehnte verflossen sind, seit das Yosemitethal in folgender Weise entdeckt worden ist.

Während des Sommers 1850 hatten die längs den Ufern der Flüsse San Joaquin, Merced und Fresno angesiedelten Weißen viel von den Angriffen der Indianer zu leiden, die ihnen Vieh raubten und mit demselben in eine Gegend des Gebirges flüchteten, wohin man ihnen zunächst, da man mit derselben bis dahin ganz unbekannt war, nicht folgen konnte; es war augenscheinlich, daß die Indianer in den höheren Theilen des Gebirges Schlupfwinkel haben mußten, in denen sie sich, ihrer abgelegenen und schwer zugänglichen Lage wegen, vor Entdeckung gesichert hielten. Man war natürlich sehr darauf bedacht, dieses Versteck, das, wie sich später herausstellte, nichts anderes als das Yosemitethal war, aufzusuchen und aus ihm die Indianer zu vertreiben. Im März 1851 bildete sich zu dem Zwecke, das Innere des bis dahin sehr wenig gekannten Gebirges zu erforschen und ebendadurch mit den Wohnstätten der Indianer vertraut zu werden, unter Leitung des amerikanischen Capitäns Boling eine bewaffnete Expedition. Sie wußte sich glücklicherweise der Dienste eines alten Indianerhäuptlings Namens Tenaya zu versichern, unter dessen Leitung sie in das bisher von keinem Weißen betretene Yosemitethal eindrang — zum nicht geringen Schrecken und zur äußersten Bestürzung der dort hausenden Indianer, die bis dahin geglaubt hatten, in diesem Thale eine uneinnehmbare Stätte zu besitzen.

Hiermit war nun zwar das langgesuchte Räthsel gelöst und der Weg zu dem Thale gefunden; doch bedurfte es noch einer zweiten, im Jahre 1852 von be-

waffneten Männern aus Mariposa unternommenen Expedition, um die Indianer vollständig aus dem Thale zu vertreiben und dasselbe der ungehinderten Begehung zu erschließen.

Aber keineswegs wandte sich, wie man erwarten sollte, die öffentliche Aufmerksamkeit sogleich diesem reizenden Thale zu. Zwar fanden durch californische Zeitungen manche allgemeine Angaben und Mittheilungen, die über dasselbe einige Mitglieder der beiden Expeditionen machten, größere Verbreitung, aber keinen Glauben, da man sie theils für schrecklich übertrieben, theils sogar für reine Erfindungen oder Mährchen von Reisenden hielt. Erst im Herbste des Jahres 1855, als J. M. Hutchings, der Herausgeber einer damals zu San Francisco erscheinenden Zeitung, in Begleitung einiger anderer Herren das Thal besuchte und es nach seiner Rückkehr näher beschrieb, fing man an, von dem Thale und den in ihm vorhandenen zahlreichen Schönheiten zu reden. Hutchings hat in seinem zu San Francisco 1862 erschienenen Buche „Scenes of Wonder and Curiosity in California“ eine interessante eingehende Schilderung des Thales, der Riesenbäume und anderer in Californien vorkommenden Naturwunder geliefert.

Seit dem Jahre 1856 wird das Yosemitethal regelmäßig von Reisenden besucht; jetzt nimmt von Jahr zu Jahr die Zahl der Touristen zu, die es aufsuchen; besonders seit zwei Jahren, seit Eröffnung der einen Triumph menschlichen Genies und menschlicher Thatkraft bildenden Pacificbahn, die jeden Sommer Tausende nach den sonnigen Gestaden des interessanten Californien's führt, hat die Reise nach dem Yosemitethal nie geahnte Dimensionen angenommen. Selbst Damen beben vor

den Beschwerlichkeiten, mit denen bis jetzt noch immer streckenweise die Reise nach dem Thale verbunden ist, nicht zurück und benehmen sich in einer unsere aufrichtige Bewunderung erregenden Weise. Nach den Angaben, die J. Roß Browne S. 21 seiner „Resources" gemacht hat, wurde die Zahl der Besucher des Yosemitethales 1864 auf 240, 1865 auf 360 und 1866 auf 620 Personen geschätzt. Gegenwärtig nimmt man an, daß jährlich 2500 bis 3000 Reisende in das Thal sich begeben.

* * *

Es ist nun Zeit für uns, vom Inspiration Point hinabzusteigen und uns in die unmittelbare Nähe der gigantischen Felsgebilde und der sie belebenden Wasserfälle zu begeben. Aber mühelos gelingt uns dies nicht. Denn der Pfad, der sich vom Inspiration Point in einer Länge von 3 englischen = 0.65 deutschen Meilen hinabzieht, ist so steil und eng und windet sich so vielfach durch loses Geröll oder durch scharfkantiges Gestein hindurch, daß seine Begehung große Vorsicht erheischt; auch hemmen wiederholt mächtige Tannen ein rasches Vorwärtskommen.

Eine Reihe der prachtvollsten Bilder ziehen an uns während unseres Hinabsteigens vorüber; halbwegs gewahren wir dicht am Wege eine große Zuckerfichte (Pinus Lambertiana *Endl.*), deren Inneres, vor Zeiten durch einen Blitzstrahl oder durch einen Waldbrand ausgehöhlt, jahrelang einem die menschliche Gesellschaft fliehenden weißen Einsiedler zum Aufenthalte diente; er hat vor dem Eingange verandaartig ein schiefgeneigtes Dach vorgebaut, an ihm eine Thüre angelehnt und mehrere Jahre in seiner eigenthümlichen, selbstgewählten

Klause, die den Namen Hermitage führt, zugebracht. Doch hat er nicht in ihr sein Leben beschlossen, sondern es anderswo durch Selbstmord beendigt.

Nach einstündigem ermüdendem Hinabsteigen, während dessen nicht nur unsere physische, sondern auch unsere geistige Kraft durch die von allen Seiten uns umringenden reizenden Bilder in hohem Grade angestrengt wird, sind wir in der Sohle des äußerst sanft geneigten, wie bereits erwähnt, etwas mehr als 4000 Fuß über der Meeresfläche gelegenen Thales angelangt und befinden uns nun an seinem Eingange. Dieser ist von Allem ähnlicher Art, was wir bisher anderswo in Gebirgen gesehen haben, gänzlich verschieden und nimmt meiner Ansicht nach eine der hervorragendsten Stellen unter den vielen Schönheiten ein, mit denen das Yosemitethal geschmückt ist. Meine Anschauung theilt auch der berühmte Landschaftsmaler Albert Bierstadt, der in vollendeter Weise den Eingang zum Yosemitethale in einem einzig-schönen großen Gemälde dargestellt hat; jeder Kunstkenner wird es als eine der herrlichsten Schöpfungen dieses genialen Künstlers erklären.

Der Eingang zum Yosemitethale, der etwas weniger als eine halbe englische Meile beträgt, wird nicht nur rechts und links von zwei Bergriesen gehütet, wie sie anderswo nirgends mehr vorkommen, sondern er ist überdies gleichsam geheimnißvoll durch einen aus den prachtvollsten Fichten, Nadelbäumen aller Art und Eichen bestehenden Wald geschlossen, an dessen Saume sich kolossale Steintrümmer, die Ueberbleibsel einer einst mächtigen geologischen Thätigkeit befinden; zwischen ihnen, unserem Auge fast verborgen, gleitet geräuschlos der Merced Fluß hindurch. Ueberdies wird der Eingang noch durch einen Wasserfall von 630 Fuß Höhe ver-

schönert, den man, da er sich nach unten zu beträchtlich ausdehnt, recht bezeichnend Bridal Veil, d. i. „Brautschleier" genannt hat; den Indianern ist er unter dem Namen Pohono „Windstoß" bekannt.

Der eine der beiden Bergriesen, jener der sich an der rechten (nördlichen) Seite des Eingangs zum Thale befindet, führt den Namen El Capitan (indianisch Totokonula); er besteht aus einer ungeheueren Granitmasse, die nicht nur in einer einzigen ununterbrochenen vertikalen Felswand 3300 Fuß hoch emporragt, sondern auch an ihrer dem Thale zugewandten Seite eine äußerst scharfe, nahezu vertikale Kante hat. Die übrige Masse ist glatt und der ganze Bergriese durchaus ohne alle Vegetation.

Auf der anderen, nämlich der linken Thalseite, erhebt sich der Cathedral Rock, die Cathedrale (indianisch Posinaschucka), 2660 Fuß über die Thalsohle emporragend, zwar weniger steil als El Capitan, aber durch tiefe in ihm vorhandene Risse und Klüfte und einige in seiner Nähe befindliche, auf ihm aufgesetzte Felsspitzen, die Spires, d. i. Kirchthürme genannt, nicht minder imposant und unsere Aufmerksamkeit in hohem Grade fesselnd.

Jetzt, wo wir im Begriffe stehen, dicht an einem der beiden soeben geschilderten Bergriesen vorüber in das Yosemitethal selbst einzutreten, ergreifen uns unwillkürlich bange Zweifel darüber, ob dasselbe, das wir nun Gelegenheit haben, in unmittelbarster Nähe zu betrachten, sowohl unsere durch die Aussicht vom Inspiration Point aufs Höchste gesteigerten Erwartungen, als auch jene zu erfüllen im Stande sein dürfte, die in uns durch die Schilderungen früherer Reisender erregt wurden. Aber die reizenden landschaftlichen Bilder, die sich nun vor uns aufrollen und die kaum die kühnste

Phantasie sich vorzustellen vermöchte, stimmen nicht nur zu den von uns mitgebrachten Vorstellungen, sondern gehen weit darüber hinaus. Jeder Schritt enthüllt uns Unerwartetes, nicht Geahntes; jeder bringt uns eine neue Ueberraschung. Kaum haben wir die scharfkantige vertikale Felswand des El Capitan hinter uns, als uns schon der Virgin's Tears, d. i. Jungfrauthränen-Wasserfall (indianisch Lungyotuckoya) begrüßt, der eine tiefe, im zurücktretenden Theil des El Capitan befindliche Schlucht gegen 1000 Fuß hinabstürzt.

Plötzlich treten uns, auf der rechten Seite des Thales gelegen, die Drei Brüder (indianisch Wawhawke „die fallenden Felsen", oder nach anderen Angaben Pompompasus) entgegen, eine der eigenthümlichsten Berggruppen, die man sich nur denken kann. Aus einem mächtigen, theilweise gut bewaldeten Kamme ragen nämlich drei Gipfel empor, die jedoch in einer Weise gegen das Thal stark geneigt sind, daß man glauben könnte, sie wären jeden Augenblick bereit, sich in dasselbe hinabzustürzen.

Während wir noch, das Thal hinangehend, die verschiedenen Gestaltungen bewundern, welche die Drei Brüder, je nachdem wir uns von ihnen entfernen, zeigen, drängt sich unseren Blicken bereits der an der anderen (der linken) Thalseite befindliche Sentinel Peak auf, „die Schildwache" (indianisch Loya), ein obeliskartiger Gipfel mit furchtbar steilen Seiten, in dessen Nähe sich eine Reihe anderer, etwas minder hoher befinden; die Schildwache steigt 3043 Fuß über dem Thalspiegel empor, der gerade hier mit einer Anzahl prachtvoller 150 bis 210 Fuß hoher Fichtenbäume von vollendeter Schönheit geschmückt ist.

Dem Sentinel Peak gerade gegenüber befindet sich der allgemein als die Perle des ganzen Thales geltende Wasserfall, der, weil er der höchste ist, κατ' ἐξοχήν Yosemitewasserfall genannt wird. Ist er auch ferne davon, die Wassermenge des von mir gleichfalls gesehenen Niagarafalls zu haben — denn er ist, wenn am wasserreichsten nur etwa 60 Fuß breit und 6 Fuß tief, — kündet er auch nicht, wie dieser, sein Vorhandensein durch ein donnerartiges, weithin vernehmbares Getöse an, so übertrifft er doch weitaus alle bis jetzt bekannten Wasserfälle der Erde durch seine riesige Höhe, die etwas über 2500 Fuß beträgt. Allerdings stürzt das Wasser nicht auf einmal, nicht in einem ununterbrochenen Strome diese ungeheuere Höhe herunter, sondern es legt sie in drei Abtheilungen zurück, von denen die oberste einen zusammenhängenden Fall von 1500 Fuß bildet, der sodann in seinem weiteren (den mittleren) Laufe über starkgeneigte, allerdings nicht vertikale Felsen in schäumenden Cascaden hinwegdonnert, um zuletzt wiederum in einer 1400 Fuß hohen Wassersäule als einzig schöner Wasserfall in die Sohle des Thales selbst zu stürzen.

Zu welcher Zeit wir auch den mächtigen Yosemitewasserfall betrachten mögen: immer bietet er ein anderes Bild, immer mehr entdecken wir an ihm neue, bisher unbekannte Schönheiten. Jetzt, am Tage, bezaubert uns der Glanz der in ihm sich brechenden, die schönsten Regenbogenfarben zeigenden Strahlen der Sonne; einige Stunden später verleiht in mancher schönen Nacht des Mondes mildes Licht der schimmernden, von ihm beschienenen Wasserfläche einen magischen Reiz. Auch macht sich uns eine Seltsamkeit bemerkbar, die wir zwar auch sonst an Wasserfällen, aber nicht in dem gleichen Maße beobachten. Mit Ueberraschung nämlich

werden wir die unglaublich große Verschiedenartigkeit des Geräusches gewahr, das der Wasserfall zu verschiedenen Zeiten verursacht; zuweilen, aber allerdings nur auf Momente, verliert es sich in ein leises Murmeln, aus dem es dann plötzlich in ein donnerartiges Getöse ausartet, hervorgebracht durch mehr oder minder wuchtige Felsmassen, Gesteine in allen Größen oder mächtige Baumstämme, die das Wasser theils aus weiter Ferne mitbringt, theils in seinem Laufe ablöst und donnernd in die Tiefe hinabführt. Erhebt sich ein Wind, dann lenkt er die zahlreichen, in seinen Schaum verwandelten Wassertropfen zuweilen weit von ihrer ursprünglichen Bahn ab, die sie erst später, nachdem sie in großen, prachtvollen Bogen weite, glänzende, unvollkommene Kreise beschrieben haben, wieder zu erreichen vermögen.

Doch nur während der beiden Sommermonate Mai und Juni zeigen sich diese, wie überhaupt alle im Thale vorkommenden Wasserfälle in ihrem höchsten Glanze, in ihrer größten Schönheit, da sie dann, durch das während dieser Zeit in den höheren Theilen des Gebirges stattfindende Schmelzen des Schnees ihre bedeutendste Wasserfülle erreichen, die in den späteren, fast regenlosen und nur zuweilen von Gewittern heimgesuchten Monaten eine ungleich geringere ist, bis sie im September und Oktober nahezu verschwindend klein wird; die Wasserfälle haben daher je nach der Jahreszeit ein äußerst verschiedenes Aussehen.

Aber um so weniger dürfen wir gegenwärtig länger bei dem herrlichen Yosemitefall verweilen, als wir noch gar manches andere Bemerkenswerthe im Thale in Augenschein zu nehmen haben und uns auch bei unserer weiteren Wanderung durch dasselbe von verschiedenen Punkten noch Gelegenheit geboten ist, ihn zu bewundern.

Kaum eine Stunde (2 englische Meilen) später, nachdem wir den Fall verlassen haben, gelangen wir bereits an seinen oberen eigentlichen Anfang; seine weitere Fortsetzung bilden drei enge Schluchten, von denen jede einzelne wieder eine Fülle von Reizen aufweist. Vor Allem ist es die Umgebung des Punktes, wo die drei Schluchten sich vereinigen, die durch prachtvolle Gruppirung von riesigen Felsen unsere Aufmerksamkeit erregt. Gerade vor uns erhebt sich 4737 Fuß über der Thalsohle der Halbdom (Half Dom), indianisch Tesaiyak, ein Gipfel, der seinen Namen von einer riesigen Kuppel erhielt. Aber von ihr ist nur die eine Hälfte vorhanden, während die andere vollständig fehlt, gerade als wenn sie durch eine plötzliche Erschütterung abgetrennt worden wäre; an der Stelle, wo sie sein sollte, starren uns überall steile Felswände entgegen.

Auf unserer rechten Seite gewahren wir hohe, mit dem Namen Washington Säulen (Columns) bezeichnete Felsspitzen; dicht dabei liegen die eine große Aushöhlung bildenden Königlichen Joche (Royal Arches; indianisch Schokoni); sie sowohl, als die Washington Säulen werden im Hindergrunde von dem Norddom Gipfel (North Dome; indianisch Tokoya) überragt, der 3568 Fuß über das Thal emporsteigt. Seine nicht sehr steilen Abhänge sind im Gegensatze zu den vielen übrigen, die ihrer starken Neigung halber fast immer kahle Flächen zeigen, mit einer bedeutenden Anzahl von stämmigen Nadelhölzern geschmückt, bilden aber in ihren höheren Theilen eine ganz aus Granit bestehende Kuppel von solcher Größe, wie sie in ähnlicher Weise weder in der Sierra Nevada selbst, noch in irgend einem anderen Gebirge angetroffen wird.

* * *

Viel zu weit würde es mich führen, wollte ich im Einzelnen jede der drei die obere Fortsetzung des Yosemitethales bildenden Gebirgsschluchten schildern. Die mittlere enthält zwei prachtvolle Wasserfälle, in ihren unteren Theilen den Vernal (indianisch Peiwayak) und in ihren oberen den Nevada (indianisch Scholuck). Aber nicht ohne Schwierigkeiten gelangen wir zu ihnen, da sie sich in einer unbeschreiblich wilden, an allen Seiten von hohen Bergen eingeengten und an ihrem Boden mit riesigen Granitblöcken übersäeten Schlucht befinden, in der sich jedoch überall mächtige Nadelhölzer in aller Schönheit entfaltet haben. Schon an und für sich ist die grausige Schlucht der Gegenstand unseres Erstaunens, auch ohne die beiden in ihr gelegenen Fälle, von denen der Vernal 400 und der Nevada 600 Fuß hoch herabstürzt. Würde man doch überall anderswo die prachtvollen, Hunderte von Fußen entlang sich hinziehenden und nur zuweilen durch kolossale Stromschnellen unterbrochenen Cascaden, die der die Schlucht durchziehende Fluß, der Merced bildet, als seltene Naturschönheiten betrachten.

Der großartige Eindruck, den die beiden Wasserfälle machen, wird nicht wenig durch die sie umgebende, unbeschreiblich wilde Gebirgslandschaft erhöht. „Aber vergebens", sagt Ludwig Degener in seiner Schilderung des Yosemitethales, „sucht das Auge unter den wilden gigantischen Formen, die ihm ringsum entgegen starren, eine der saftigen, grünen Matten der Schweizer Alpen mit ihren Heerden munterer oder grasender Kühe; vergebens die scharfen, schön geformten, mit ewigen Schnee bedeckten Gebirgszüge und Hochgipfel, welche den Alpenlandschaften einen so eigenthümlichen Reiz geben: eine italienische Sonne schmilzt selbst noch in den bedeuten-

den Höhen von mehr als 9500 Fuß in den Sommermonaten an den freien Stellen den Schnee hinweg und läßt nur meilenlange abgerundete nackte Gebirgskämme sehen, über welche sich vereinzelte gewölbte Granitkuppen in unbedeutender Höhe erheben."

In der weiter nördlich gelegenen Schlucht ist es besonders der Spiegelsee (Mirror Lake, indianisch Waiya), der vielfach aufgesucht wird, da sich in seinem dunkelgrünen, während der Morgenstunden fast immer bewegungslosen Wasser nicht nur die ihn umringenden felsigen Gipfel und zackigen Kämme, sondern auch die ihn beschattenden Bäume und der ihn umwölbende Himmel in nie geahnter, ganz wunderbarer Klarheit und Schärfe abspiegeln.

Wiederholt überraschen uns die Effekte der Beleuchtung, die während des Tages die das Thal umfluthenden Sonnenstrahlen auf vielen der kahlen und hellen Felswände hervorbringen; es wird die Täuschung erzeugt, als ob sie mit glänzendem Schnee bedeckt wären.

Einen grellen Abstand von den mit wenigen Ausnahmen ganz kahlen Felswänden gewährt die ungemein üppige Flora, welche die Thalsohle schmückt und dem Laien ein ebenso anziehendes Bild gewährt, als sie für den Botaniker von Fach interessant ist. Ueberdies beleben, besonders im Juni, zahlreiche Singvögel durch ihre melodischen Stimmen das Thal.

* * *

Eigenthümlicher Art sind die Bevölkerungsverhältnisse des Thales. Nur noch in vereinzelten Schaaren halten sich gegenwärtig die Indianer, früher die unbestrittenen Herren und Gebieter, hier auf. Es sind

harmlose, friedfertige Menschen, deren Hauptbeschäftigung darin besteht, mit zwar äußerst einfachen Geräthen, aber mit großer Geschicklichkeit die Forellen zu fangen, die reichlich in dem ungemein klaren, grüngefärbten Wasser des im Thale dahingleitenden Mercedflusses vorhanden sind. Für ihre Ausbeute finden sie lohnenden Absatz sowohl bei den wenigen das Thal bewohnenden Weißen, als auch bei den zahlreichen im Sommer hier weilenden Touristen.

Bereits im Jahre 1856 wurde auf der rechten Thalseite, dem Yosemitewasserfall gerade gegenüber, dicht am Fuße des Sentinel Peak, das erste Haus erbaut, aber gleichwie auch jenes, das ein Jahr später errichtet ward und sich auf derselben Thalseite, nur etwas über eine halbe Meile höher gelegen befand, nicht das ganze Jahr hindurch, sondern nur während einiger Monate bewohnt. Ueberdies hatten sich manche Leute wiederholt im Sommer im Thale aufgehalten, ohne sich jedoch feste Wohnhäuser zu gründen.

Dauernd siedelte sich als der erste Weiße James C. Lamon im Jahre 1860 im Thale an; an den südlichen Abhängen, in der Nähe des rechten Mercedufers, in den oberen Theilen des Thales erbaute er ein kleines Haus und pflanzte Erdbeeren, Himbeeren und Kartoffeln; die Früchte gediehen vortrefflich, und im Laufe der Zeit hat er durch Fleiß und Sorgfalt einen sehr schönen Obstgarten geschaffen, der gegenwärtig außer den obenerwähnten Fruchtarten noch gar manche andere aufweist.

Seit dem Frühjahre 1866 gehört das erste im Thale erbaute Haus einem vollständig amerikanisirten Württemberger Namens Fred. Leidig, der dasselbe wesentlich erweitert und zu einem recht comfortablen Gasthofe, dem „Sentinel Hotel“, umgestaltet hat. Leidig, der mit seiner

Familie das Thal immer bewohnt, zieht im Winter auf die Südseite desselben. Allerdings ist er dann mehrere Monate lang von der übrigen Welt so gut wie abgesperrt und steht mit ihr nur durch vereinzelte Besucher oder durch Indianer in oberflächlicher Verbindung. Im tiefen Winter wird das enge, ringsum von hohen, steilen Wänden eingeschlossene Thal erst gegen Mittag von der Sonne beschienen, die bald nach drei Uhr Nachmittags sich wieder entfernt.

Das an der Stelle des ursprünglich zweiten Hauses befindliche, zwischen 1. Mai und 1. November geöffnete Yosemite House, ist seit 1864 ein dem bereits früher erwähnten Herrn J. M. Hutchings gehöriges Hotel, das größere Räumlichkeiten aufweist, als das Sentinel Hotel; die Lage des letzteren gefällt mir jedoch persönlich besser, da es, den Yosemitewasserfällen gerade gegenüberliegend, einen niemals ermüdenden, weil immer Neues bietenden Anblick auf die herrlichen Fälle gewährt.

Im Sommer 1870 ist im Yosemitethale ein neuer Gasthof (der dritte also) von Herrn A. G. Black eröffnet worden, das „New Sentinel Hotel," dessen genaue Lage mir jedoch unbekannt ist.

Dicht bei Hutchings war im Jahre 1869 die einzige im Thale vorhandene Brücke über den Merced, den man tiefer unten ebenfalls mit einer Fähre überschreiten konnte; es wäre sehr zu wünschen, daß die Möglichkeiten von einem Ufer an das andere gelangen zu können, vermehrt würden, da der Merced häufig ein solche Wassermasse hat, daß er dann keine Furth bietet. Der Umstand, daß dieser Fluß häufig auf weite Strecken seine Ufer überschreitet, macht einen größeren Spaziergang im Thale, das man nur zu Pferde nach allen Richtungen durchwandern kann, vielfach unmöglich.

Eine gar nicht unbeträchtliche Anzahl von Reisenden,

die jährlich das Thal besuchen, richten sich so ein, daß sie, ohne im Geringsten von Gasthöfen abzuhängen, ihre Lebensmittel, Kochgeräthe und warme Decken auf Packpferden mitführen und Nachts im Freien campiren. Neben manchen kleinen Unannehmlichkeiten hat eine solche Art des Reisens, zu deren erfolgreicher Ausführung stets eine größere Anzahl Personen nöthig ist, sehr viele Reize, da man sein Lager beliebig an jeder Stelle aufschlagen kann, wo sich Holz und Wasser befindet, was überall im Yosemitethale und überhaupt in der Sierra Nevada im Ueberflusse zu haben ist.

Die von mir Eingangs dieses Aufsatzes (S. 177) erwähnte Congreßakte vom Jahre 1864, laut welcher das Yosemitethal als öffentlicher Vergnügungsplatz erklärt wird, war natürlich von großer Bedeutung für die bisherigen Ansiedler, die sich seither in der allerdings jedes gesetzlichen Hintergrundes entbehrenden Hoffnung gewiegt hatten, daß sie sich ohne besondere Schwierigkeiten manche der von ihnen beanspruchten Theile des Thales zur beliebigen Verwendung und Benutzung als Eigenthum erwerben könnten. Sie wandten sich mit ihren Ansprüchen an die Behörden, die dieselben allerdings billiger Berücksichtigung werth erklärten, sie aber anders befriedigen wollten, als die Bittsteller es wünschten. Die einzelnen Stadien dieser unerquicklichen Angelegenheit, in der das letzte entscheidende Wort noch nicht gesprochen ist, hier darzulegen, kann nicht meine Aufgabe sein. Meine Ueberzeugung aber ist es, daß, wenn auch nur einzelne Strecken des Thales als Privateigenthum überlassen werden sollten, dies zu einer Quelle von endlosen Zwistigkeiten und Streitigkeiten zwischen den Besitzern und den Reisenden werden und den durch die Congreßakte klar ausgesprochenen Hauptzweck, Jedermann den Zu-

gang zu diesen Naturschönheiten zu erleichtern, vereiteln würde.

* * *

Auf welche Weise mag wohl dieses so merkwürdige, so einzig in seiner Art dastehende Thal entstanden sein? So mächtig auch die Wirkungen sind, welche die Erosion hervorzubringen im Stande ist, nämlich die dem Wasser innewohnende Kraft, sich immer tiefer zu graben und so von der allgemeinen Erdoberfläche, wenn auch langsam, doch stetig hinabzurücken, so viele unumstößliche Beweise wir auch für die Thätigkeit und Aeußerung dieser Kraft vielfach in Gebirgen antreffen, namentlich im Himalaya, in den Felsengebirgen und in einzelnen Theilen der Sierra Nevada: an der Entstehung des Yosemitethales hat sie doch sicher nicht den geringsten Antheil gehabt. Dort habe ich emsig, aber vergebens nach irgend einem der vielen Zeichen geforscht, die anderswo die Thätigkeit des Wassers und der von ihm hervorgebrachten Erosion deutlich erkennen lassen. Wo immer sonst das Wasser thätig gewirkt hat, da finden wir löffelförmig gerundete Auswaschungen an den Thalwänden, ferner Geschiebe, theils verschieden, theils identisch mit den jetzt im Flusse vorhandenen — sie sind oft in ebenen Flächen (in Terrassen) abgelagert — und zusammenhängende Linien von Sandconglomeraten und Süßwassermuscheln längs der steilen Thalwände.

Nicht nur fehlen im Yosemitethale alle diese Anzeichen, sondern auch jene, die uns zu der Annahme berechtigen würden, daß etwa vor Urzeiten das Thal durch Riesengletscher ausgehöhlt worden sei.

Aller Wahrscheinlichkeit nach ist das Yosemitethal in der Weise entstanden, daß zur Zeit der Emporhebung

der Sierra Nevada oder kurz darauf an der heute vom Thale eingenommenen Stelle eine Senkung längs mächtiger Spalten stattfand, die sich in verschiedenen Richtungen, aber meistentheils rechtwinkelig kreuzten, oder mit anderen Worten, die den geologischen Vorgang vielleicht deutlicher erklären: die früher das jetzige Thal ausfüllenden Felsmassen stürzten in den tiefen Abgrund herunter, der sich durch die Senkung gebildet hatte und füllten ihn aus. An seiner Oberfläche war er höchst wahrscheinlich dann mit Wasser bedeckt, das wohl einen der prachvollsten Alpenseen gebildet haben mag. Nachdem die Tiefe des Sees allmählich durch die an seinem Boden sich absetzenden Sedimente verringert, nachdem ferner der ganze See durch die vielen Anschwemmungen, wie nicht minder durch Gesteine, die von den ihn umschließenden steilen Felsmassen in ihn hinabfielen, vollständig erfüllt war, wurde er, wie auch manche andere ungleich größere Seen ebenfalls, trocken gelegt; sein früheres Becken bildet nun die heutige Sohle des Thales. So wie sie jetzt vorhanden ist, scheint sie nicht von sehr hohem Alter zu sein, da der sie durchziehende Merced Fluß kaum noch Zeit gefunden hat, sich in ihr ein richtiges Bett zu graben. Von Uferbänken, die er geschaffen hätte, ist nichts zu entdecken; im Gegentheile, er tritt, wie schon früher angedeutet, in den Sommermonaten, wo das Schmelzen des Schnees in den höheren Theilen des Gebirges stattfindet, über seine flachen Ufer hinaus und richtet auf weite Strecken Ueberschwemmungen an, so daß man dann nur zu Pferd das Thal nach allen Richtungen durchziehen kann.

Einige wenige Worte dürften hinreichen, um zum Schlusse klar darzulegen, was Manche überraschen wird zu hören, daß das Yosemitethal im Laufe der Zeit vieles

von seinen bisherigen zahlreichen Schönheiten einbüßen wird. Zwei Faktoren sind es, nämlich die Verwitterung und die Erosion, die eine solche Veränderung zweifelsohne herbeiführen werden. Aber bei der riesigen Größe der im Yosemitethale vorhandenen Felsmassen, bei der Härte der Stoffe, aus denen sie zusammengesetzt sind, werden sie Jahrtausende brauchen, ehe es ihnen gelingt, die Steilheit der jetzt häufig Hunderte von Fuß hohen, senkrechten Wände wesentlich zu verringern und des Thales mächtige Wasserfälle in einfache Cataracten und Stromschnellen zu verwandeln.

Dies in großen allgemeinen Umrissen ein Bild des jeder Beschreibung spottenden Yosemitethales in der californischen Sierra Nevada. Eine werthvolle Erinnerung für Alle, die das Yosemitethal besucht haben, bilden die ebenso vortrefflich ausgeführten wie künstlerisch vollendeten photographischen Ansichten, die C. E. Watkins, (425 Montgomery Straße), Thomas Houseworth & Co. (317 und 319 Montgomery Straße) und Andere zu San Francisco in den verschiedensten Größen über die wichtigsten Punkte dieses Naturwunders veröffentlicht haben.

VII.

Die Entdeckung des Goldes.

Nach Golde drängt,
Am Golde hängt
Doch alles!

Das Vorhandensein von Gold in Californien war dort, wie J. Roß Browne S. 7 seiner „Resources of the Pacific Slope“ sagt, lange vor der Erwerbung dieses Landes durch die Vereinigten Staaten von Amerika bekannt. „In kleinem Maßstabe“, berichtet Browne an der eben angeführten Stelle, „hatten Indianer Gold gewaschen; aber die Priester, welche die Missionsanstalten errichtet hatten, wohl wissend, daß eine Weiterverbreitung dieser Entdeckung ihre auf die Bekehrung der Ureinwohner gerichteten Pläne vernichten würde, thaten Alles, was in ihrer Macht stand, um von der Fortführung dieser Beschäftigung abzuhalten, die sie zuweilen sogar mit Gewalt unterdrückten. Doch machte bereits im December 1843 ein mexikanischer Officier Namens Manuel Castanares eifrige Anstrengungen, um die Aufmerksamkeit der mexikanischen Regierung auf die hohe Wichtigkeit des Vorhandenseins von Gold zu lenken.“

Der Vollständigkeit wegen habe ich noch zu erwähnen, daß ein Deutscher Namens Peter Weimer (von Anderen auch Wemer, selbst Wimmer geschrieben) den Anspruch erhebt, den man jedoch nicht gelten läßt, die ersten Goldkörner in Californien entdeckt zu haben.

Unbestreitbar gebührt James W. Marshall (geboren im Jahre 1812 zu Hope Township im Hunterdon Kreise des Staates New Jersey), der im Juni 1845 nach Californien gekommen war und seit Juli desselben Jahres im Dienste des damaligen Kapitäns und jetzigen Generals John A. Sutter stand, das Verdienst, im Januar 1848 das Vorhandensein von Gold in Californien zuerst allgemein bekannt gemacht zu haben. Die Ausbeutung dieses Fundes nimmt, wie allgemein zugestanden werden wird, eine der hervorragendsten Stellen unter den mannichfachen und verschiedenartigen Ursachen ein, die sich in ebenso eigenthümlicher, wie selten vortheilhafter Weise vereinten, um dieses Land so rasch zu hoher Entwickelung und zu großer Blüthe zu bringen.

Am 19. Januar 1848 fand Marshall unweit der Stelle, wo sich das heutige Coloma befindet, das früher auch Culloma genannt ward und am linken Ufer des Südarms (South Fork) des American Rivers im El Dorado Kreise liegt, bei dem Bau einer von Sutter auf seinem Grund und Boden neu angelegten Sägemühle das erste Gold, und zwar in einem künstlich gegrabenen Kanale, der durch Hineinströmen einer starken Wassermasse erweitert war.

Die näheren Umstände dieser für die Zukunft Californien's so äußerst wichtigen Entdeckung sind theils in dem kürzlich veröffentlichten Buche „The life and adventures of James W. Marshall, by George Frederick Parsons. Sacramento, E. G. Jefferis" niedergelegt, das ich mir leider bis jetzt nicht verschaffen konnte, sondern nur durch Auszüge kenne, theils in einem Briefe enthalten, den ein Augenzeuge Namens Henry W. Bigler aus Farmington im Davis Kreise des Territoriums Utah am 28. December 1870 an die

zu San Francisco erscheinende Zeitung „The Bulletin" schickte. Auch Sutter hat unter dem Titel ‚The discovery of Gold in California' in dem zu San Francisco damals herauskommenden „Hutchings' California Magazine" S. 193—197 eine klare und eingehende Schilderung dieses merkwürdigen Ereignisses gegeben, das ich hier in der Kürze erzählen will.





Marshall entdeckte eine Anzahl glänzender, gelber Körper mitten im Schlamme; er wusch denselben in einem Teller, so gut es gehen wollte, aus. Dann begab er sich beim Eintritte der Feierstunde zu einigen seiner Arbeiter und stellte vor ihnen seinen alten weißen Filzhut hin, auf dessen eingebogenem Deckel Goldkörner von etwa einer Unze Gewicht lagen. Einer der Anwesenden mit Namen Azariah Smith zog zur Vergleichung der

vorliegenden Körner ein Fünfdollar Goldstück hervor, das allerdings in mancher Beziehung anders aussah, was man jedoch der Legirung zuschrieb, so daß Jeder davon überzeugt war, Goldstaub vor sich zu haben, obschon er solchen früher niemals in seinem Leben gesehen hatte.

Sutter, der Besitzer des Grund und Bodens, war damals nicht anwesend; er befand sich in dem von ihm gegründeten in der Nähe des heutigen Sacramento gelegenen Sutter Fort. Dahin begab sich am nächsten Tage Marshall in großer Aufregung; und eine Untersuchung, die Sutter in allerdings etwas unvollkommener Weise an dem ihm überreichten Stoffe anstellte, ließ keinen Zweifel darüber, daß man reines Gold vor sich habe.

Sutter wünschte die Entdeckung des Goldes doch wenigstens sechs Wochen lang geheim zu halten, um in dieser Zeit, was er seinen ihm bisher so treu ergebenen Leuten ausführlich darlegte, seine große Getreidemühle in Brighton, für die er bereits 24,000 bis 25,000 Dollars verausgabt hatte, vollenden zu können, — aber die Verschwiegenheit gehört nicht zu den häufigen Tugenden der Menschen.

Sutter's Leben und Schicksale sind so eigenthümlich, so gänzlich von jenen verschieden, denen Millionen anderer Menschen ausgesetzt sind, daß ein kurzer Umriß derselben von hohem Interesse sein dürfte, um so mehr, als ich mich durch die zuvorkommende Güte des mit Sutter genauer bekannten zu Liestal in der Schweiz wohnenden Herrn Ständeraths Martin Birmann-Socin in der angenehmen Lage befinde, sie hier aus den zuverlässigsten Quellen geschöpft niederlegen zu können. Ich verdanke diesem Herrn seine eigenen Aufzeichnungen,

einen größeren Originalartikel „Joh. Aug. Suter“ im Feuilleton der zu Liestal im Verlage von Lüdin und Walser erscheinenden »Basellandschaftlichen Zeitung« vom 13. bis 27. August 1868 (Nr. 97 bis 103) und ein Pamphlet „Oration and Poem before the Society of California Pioneers, at their celebration of the anniversary of the admission of the State of California into the Union“, by E. J. C. Kewen and Hon. Frank Soule. Außerdem benutzte ich eine Anzahl californischer Zeitungsausschnitte und eine Reihe von Mittheilungen, die ich selbst während meines Aufenthaltes in dem Goldlande von verschiedenen zuverlässigen Seiten erhielt.

* * *

John A. Sutter, oder, wie er sich ursprünglich schrieb, Johann August Suter (nicht Sutter) ist am 15. Februar 1803 zu Kandern im Großherzogthum Baden geboren. Sein Bürgerrecht hatte er aber in Rünenberg, einem Bergdorfe des schweizerischen Kantons Basellandschaft. Er vermählte sich den 24. Oktober 1826 zu Burgdorf in der Schweiz (unweit Bern) mit einer dortigen Bürgerin Namens Annette Dübeld und gründete zu Burgdorf ein Geschäft. Nachdem dasselbe im Mai 1834 fallirt hatte, begab er sich mit Zurücklassung seiner nahezu mittellosen Gattin und seiner vier Kinder, Johann August (geb. 25. Oktober 1826), Anna Elise (geb. 30. Mai 1828), Emil Viktor (geb. 21. Februar 1830) und Wilhelm Alphons (geb. 15. Mai 1832) nach Amerika. In seiner Abwesenheit wurden der Konkurs und die Erbschaftsangelegenheiten geregelt; aber diese Verhältnisse waren so verwickelt, daß sie erst im Jahre 1862 zum Abschlusse gediehen.

In Amerika versuchte Sutter sein Glück zunächst in St. Louis, der bekannten großen Stadt am Mississippi, vertauschte aber diesen Aufenthalt nach einer in Gesellschaft gemachten nicht ungefährlichen Reise mit der neumexikanischen Stadt Santa Fé, wo er einen gewinnreichen Handel im Waarenaustausche mit den Indianern betrieb. Aber die allmählich über die kahlen Felsengebirge dringende Nachricht von den unermeßlichen Viehheerden und den ausgedehnten, fruchtbaren, größtentheils noch unbebauten Flächen Californien's zog ihn dorthin.

Vom Fort Independence am Missouri trat er im Juni 1838 in Gemeinschaft mit Kapitän Ermantinger, fünf Missionären und drei Frauen die zur damaligen Zeit so äußerst gefahrvolle Reise nach dem fernen Westen an; die kleine Gesellschaft gelangte wohlbehalten Ende September desselben Jahres nach Fort Vancouver im jetzigen nordamerikanischen Washington Territorium, damals einem der Hauptplätze der Hudsonsbai-Compagnie.

Da es aber dem unternehmenden Manne wegen ausgebrochener Indianerunruhen nicht möglich war, von hier sich zu Lande nach Californien zu begeben, da er eine ungewisse Zeit lang auf ein Schiff hätte warten müssen, das ihn nach etwa dreiwöchentlicher Fahrt an sein ersehntes Ziel gebracht hätte, so benutzte er rasch entschlossen die sich ihm darbietende Gelegenheit, auf dem Schiffe „Columbia" am 8. November 1838 nach den Sandwichsinseln zu segeln.

Von hier ging er aber nicht direkt, wie dies seine ursprüngliche Absicht gewesen war, nach Californien, sondern er begab sich zunächst nach Sitka oder Neu-Archangel, dem Hauptplatze des damals russischen Landes Alaska, das seit dem 18. Oktober 1867 durch Verkauf in den Besitz der Vereinigten Staaten gekommen ist. Erst

im Juli 1839 gelangte Sutter in Begleitung einiger von ihm in den Sandwichsinseln angeworbenen Insulaner „Kanakas“ nach dem damals noch so unbekannten, so wenig beachteten San Francisco. Nachdem er sich von hier bald nach seiner Ankunft in das Innere Californien's begeben und von der Schönheit, wie nicht minder von der Fruchtbarkeit des Sacramento Thales überzeugt hatte, gab er dem mexicanischen Gouverneur Alvarado, der zu Monterey residirte, die Absicht zu erkennen, mit seinen Kanakas im Sacramento Thale, unweit der Vereinigung des American Flusses mit dem Sacramento, eine Niederlassung zu gründen. Der Gouverneur begrüßte diesen Vorschlag mit Freuden und förderte ihn nach Kräften. Sutter gab seiner Ansiedelung zu Ehren seines fernen Vaterlandes den Namen Neu-Helvetien (spanisch Nueva Helvetia.)

Neu-Helvetien blühte rasch empor. Der Gründer verlegte die Gebäude, um sie vor den Ueberschwemmungen der Flüsse zu sichern, mehrere englische Meilen abseits von deren Ufern. Nicht nur beschäftigte er viele Indianer: auch eine Anzahl von Weißen schloß sich ihm freiwillig an, und von den Sandwichsinseln kamen noch mehrere Kanakas herüber.

Sutter bebaute erfolgreich ausgedehnte Flächen Landes, und seine Viehherden nahmen immer mehr zu. Den Unruhen der Indianer, die einige Jahre später ausbrachen und seine Ansiedelung ebenso bedrohten, wie die damals schwankenden politischen Verhältnisse Californien's, begegnete er dadurch, daß er sich ein Fort erbaute, es mit Kanonen und Haubitzen armirte und sein Leute militärisch organisirte. Zur Belohnung für seine wichtigen Dienste erhielt er — was damals übrigens gar nichts seltenes war, — nebst einer hierauf bezüg-

lichen amtlichen Urkunde, am 18. Juni 1841 vom mexikanischen Generalcommandanten Juan B. Alvarez 11 Quadratleguas = 6.187 geographische Quadratmeilen Land (1 Quadratlegua = 0.5625000 geogr. Quadratmeilen) zum Geschenke und wurde zum Kapitän ernannt; am 5. Februar 1845 bekam er durch den damaligen Generalcommandanten Manuel Micheltorena, ebenfalls in ganz urkundlicher Form, noch eine weitere Landschenkung (Grant of land, wie hiefür der amerikanische Ausdruck lautet) von 22 Quadratleguas für sich und seinen Sohn John A. Sutter. Er ward so zum Besitzer von 18.56 geographischen = 395.022 engl. Quadratmeilen Landes, das zu den schönsten und fruchtbarsten Californien's gehört.*)

Sutter, rastlos arbeitend, dehnte seine Unternehmungen immer weiter aus, und sein Einfluß wuchs von Tag zu Tag; er hatte Handelsbeziehungen zu den Sandwichsinseln, den mexikanischen und südamerikanischen Seehäfen, nach Vancouver und versorgte nahezu allein alle im Hafen von San Francisco einlaufenden Schiffe mit den ihnen nöthigen Vorräthen. Während der politischen Unruhen, die wiederholt in verschiedenen Theilen Californien's ausbrachen, aber fast immer ohne viel Blutvergießen endeten, wie nicht minder bei den Streitigkeiten, die häufig die höheren mexikanischen Beamten entzweiten, benahm sich Sutter stets mit großem Geschick. Namentlich als es außer allem Zweifel stand, daß Obercalifornien an die Vereinigten Staaten abgetreten würde, schien für ihn eine herrliche Zeit und mit ihr die Mög-

*) Ueber die von der mexikanischen Regierung so freigebig gemachten Grants, sowie über die späteren Folgen derselben siehe die sehr genaue Schilderung von John S. Hittell in seinen „Resources of California" S. 453—61.

lichkeit zu kommen, seine Reichthümer und die Früchte seines Fleißes sorglos und in Ruhe genießen zu können.

Der Kapitän legte nun Baumwollpflanzungen an, trug sich mit dem Gedanken, Reis und Indigo zu bauen, pflegte den Weinstock und stellte an der nördlichen Grenze seines Landes, am Feather River, ein herrliches Landhaus hin, das er Hockfarm nannte; er traf auch Vorkehrungen, seine Familie aus der Schweiz herüberkommen zu lassen.

Aber die nun plötzlich eintretende Entdeckung des Goldes durchkreuzte alle seine Pläne. Die kaum zu ahnenden traurigen Folgen, die dadurch auf ihn herein brachen, schildert er selbst in dem oben erwähnten, von ihm in „Hutchings' California Magazine" veröffentlichten Aufsatze. Ich lasse hier eine der Basellandschaftlichen Zeitung vom 22. August 1868 Nr. 101 entnommene Uebersetzung folgen.

„Mit der Entdeckung des Goldes", sagt Sutter, „begann mein Unglück. Meine Mühlen standen stille, selbst die Mühlsteine wurden mir gestohlen. Meine großen Gerbereien verödeten, große Massen unvollendeten Leders verdarben in den Gruben, die rohen Häute gingen massenhaft zu Grunde. Die Indianer liefen davon wie Kinder, sie sammelten Gold und gaben es hin für geringe Sachen. Meine getreueste Brigade mochte auch nicht mehr Weizen dreschen; die Leute lagen mir an, mit ihnen hinauszugehen und mit ihnen Gold aufzulesen. Ungern ging ich, aber was konnte ich anders; mein Weizen ging indessen theilweise zu Grunde. So lud ich Waaren und Lebensmittel auf Wagen, nahm einen Schreiber mit und etwa hundert Indianer und fünfzig Kanakas und schlug am Sutterbach mein Lager auf. Einige Tage ging es sehr gut, aber bald strömten von

allen Seiten Leute herbei, errichteten Branntweinläden und machten mit den Meinen Bekanntschaft. Ich brach auf und ließ mich weiter oben am Bache nieder, aber bald zogen die Branntweinhändler mir nach und ich konnte es nicht wehren, daß meine Indianer ihren Lohn verspielten und vertranken und ob dem ungewöhnten Genusse die halbe Zeit krank und arbeitsunfähig wurden. Da wollte ich nicht länger Zeit und Geld verlieren. Ich entließ, die nicht mit mir zurückkehren wollten, und trug großen Verlust davon. Das Fort selber wurde immer mehr der Sammelplatz aller Arten von Leuten. Ich konnte nicht mehr zusehen, bestellte einen Vorsteher und ging mit allen den Indianern, die ich meistens selbst erzogen hatte, hinüber nach Hockfarm.

Hätte ich meine Pläne ausführen können, so würde ich in wenigen Jahren der reichste Mann an der Küste des großen Oceans gewesen sein; die Entdeckung des Goldes hat mich ruinirt."

Was Sutter sagt, ist in jeder Beziehung richtig. Denn von den riesigen auf seinem Grund und Boden befindlichen Schätzen erhielt er so gut wie nichts; je mehr andere sich bereicherten, je höher die Preise des Landes stiegen, je kostspieliger der Lebensunterhalt wurde, desto schlimmer erging es ihm. Auf seinen Ländereien wurde in wenigen Jahren Gold in solcher Menge gefunden, daß sich dessen Betrag auf Millionen und und abermals Millionen Dollars belief. Den außergewöhnlichen Verhältnissen jedoch, die, auf den Besitzer dieses werthvollen Bodens einstürmend, ihn scheinbar zum reichsten Mann der Welt hätten machen müssen, war er nicht gewachsen. Wer wagt es, ihm deßhalb einen Vorwurf zu machen? Ob wohl überhaupt irgend

Jemand den damals herrschenden Verhältnissen erfolgreich sich hätte entgegenstellen können?

Sutter, der scheinbar eine Anwartschaft auf viele Millionen hatte, gerieth allmählich in eine bedrängte Lage; sein in Mitte der reichsten Goldfelder gelegenes Eigenthum vermochte er nicht mehr zu behaupten; es ward von Menschen überfluthet, die dort eine Ortschaft nach der anderen errichteten. So ist z. B. ein großer Theil der heutigen volkreichen Stadt Sacramento auf Sutter's Grund und Boden erbaut. Der Name „Neu-Helvetien" verschwand. Sutter's Andenken lebt aber fort in Sutter County, Sutterville, Sutter Street und ähnlichen ihm zu Ehren erlassenen Bezeichnungen, die ihm jedoch keinen Ersatz für die vielen ihm widerfahrenen Unbillen und für seine so oft mißbrauchte Güte und Nachsicht gewähren.

Was hat ihm auch die Ovation geholfen, die ihm am 9. September 1854 gebracht wurde? Durch ein Fest, das an Pracht und Glanz Alles, was man bisher an der Goldküste gesehen hatte, übertraf, beging San Francisco an diesem Tage den vierten Jahrestag seines Eintrittes in den Bund der Vereinigten Staaten. Ein Festzug, in welchem der inzwischen zum General emporgestiegene Sutter, von glänzendem Gefolge umgeben, die Ehrenstelle einnahm, zog durch die belebten Straßen San Francisco's, durch Stätten, an denen er noch vor sechs Jahren mit Indianern und Halbwilden gelebt hatte; mährchenhaft erschien ihm diese Umwandelung, die in der kurzen Zwischenzeit stattgefunden hatte.

E. J. C. Kewen sagte in der Festrede, die er am Abende dieses Tages im Metropolitan Theater hielt, unter rauschendem Beifalle seiner zahlreichen Zuhörer:

„In den Geschichten vergangener Zeiten und Völker erglänzen hohe Namen, die nimmer vergessen werden. Epaminondas' Tugenden und seine Liebe zum Vaterlande überstrahlen die Geschichte der Befreiung von Theben; Hannibal's Muth, der die siegenden Heere über die Alpen führte und Italien's klassischen Boden überschwemmte, wird Karthago's Geschichte noch überdauern. Mit Athen zugleich wird genannt der Kreis seiner herrlichen Söhne; Rom's Name wird verherrlicht durch den Ruhm großer, einzig dastehender Namen. Aber im Kreislaufe der kommenden Zeiten, wenn die Feder des Geschichtsschreibers den Ursprung und die Grundlegung dieses einstigen Weltreiches ergründen will, wenn er den Kampf mit der Noth und der Entbehrung, den Kampf um die Freiheit im Westen darstellen will: dann wird ein Name alle anderen überstrahlen, der des unsterblichen Sutter!"

Als die ersten aufgeregten Zeiten, die der Entdeckung des Goldes unmittelbar folgten, vorüber gegangen waren, begann Sutter die Ansprüche auf sein Eigenthum gerichtlich geltend zu machen, zunächst in einer Eingabe, die er am 8. März 1852 machte. Wenn sich auch für ihn die große Schwierigkeit erhob, daß er die beiden Urkunden über den Landschenkungsakt nicht im Original vorlegen konnte, da sie im Geschäftslokale seines Advokaten, dem er sie übergeben hatte, verbrannt waren, so gelang es ihm nichts desto weniger, seine Ansprüche so klar darzulegen und deren Rechtmäßigkeit so eindringlich zu beweisen, daß am 15. Mai 1855 der oberste zur Untersuchung der Gültigkeit mexikanischer Landschenkungen eingesetzte Richter Namens R. A. Thompson die Entscheidung verkündete, die dem General alles

durch die beiden erwähnten Schenkungen ihm zustehende Land als unantastbares, freies Eigenthum zusprach.

Dieser Richterspruch mußte jedoch von dem obersten Gerichtshofe (Supreme Court) in Washington, der politischen Capitale der Vereinigten Staaten, bestätigt werden; aber bis auf den heutigen Tag ist in dieser Angelegenheit noch immer keine rechtsgültige Entscheidung gefällt worden.

Das Unglück schien sich an Sutter zu klammern; er wurde noch von manchen anderen schmerzlichen Unfällen heimgesucht. So wurde am 21. Juni 1865 durch eine von ruchloser Hand angelegte Feuersbrunst seine schöne Besitzung Hockfarm — das Einzige nahezu, was er aus den Trümmern seines Vermögens gerettet hatte, — zerstört; seine reichhaltige Bibliothek, seine großen Sammlungen von Kunst- und Naturgegenständen und eine Anzahl von Erinnerungen an ein inhaltsvolles und thatenreiches Leben und von Daten, die geeignet gewesen wären, über dasselbe Licht zu verbreiten, gingen verloren.

Nach diesem Unglücksfalle war Sutter's Aufenthalt in Californien nur mehr ein kurzer. Sein Sohn Emil Viktor, Kapitän in der nordamerikanischen Armee und jetzt öffentlicher Notar, den ich in San Francisco bei Herrn R. Werthemann kennen zu lernen die Ehre hatte, weilt noch in dieser Stadt (606 Merchant Straße); der Vater aber begab sich im Sommer des Jahres 1866 nach Washington, zunächst um sich mit den dortigen Behörden womöglich zu vergleichen. Auf sein Anerbieten, seinen Ansprüchen auf das ihm zustehende Land gegen eine Abfindungssumme von einer Million Dollars zu entsagen, ging man jedoch nicht ein. Von den spärlichen Resten eines einst glänzenden

Vermögens und von einer lebenslänglichen, wenn ich nicht irre auf zweitausend Dollars sich belaufenden Jahrespension, die ihm der Staat Californien mit Rücksicht auf seine Verdienste sowohl, als auch auf die ihm in Folge seiner Güte und seines oft mißbrauchten Vertrauens widerfahrenen Unbillen aussetzte, lebt der mehr als 68jährige Greis mit seiner Frau zu Washington im Distrikte von Columbien in nahezu beschränkten Verhältnissen; fällt der Proceß, dessen Entscheidung noch aussteht, endgültig zu seinen Gunsten aus, dann befindet er sich wieder im Besitze eines Vermögens, dessen Größe zwischen zwanzig bis dreißig Millionen Dollars betragen dürfte.

Seit seiner Auswanderung nach Amerika ist Sutter nicht mehr in die Schweiz gekommen. Die Photographie, nach der ich das S. 217 befindliche Bild dieses Mannes herstellen ließ, der in der Geschichte Californien's unvergänglich fortleben wird, verdanke ich der Güte des Herrn Ständerathes Birmann; Sutter's Autograph habe ich Hutchings' „California Magazine" entnommen.

James W. Marshall, Sutter's Aufseher, der wirkliche Entdecker des Goldes in Californien, theilte, könnte man beinahe sagen, das Loos seines Herrn. Auch bei ihm folgten auf Tage des Reichthumes solche der Armuth; gegenwärtig lebt er als tüchtig arbeitender, allgemein geachteter Landwirth auf einer kleinen Ranch bei Coloma, die er noch bewahrt hat. Der Staat hat ihm niemals eine Geldentschädigung irgend einer Art gegeben; die Wahrscheinlichkeit ist — aber Californien gereicht dies nicht zur Ehre, — daß er unter nahezu kümmerlichen Verhältnissen sein Dasein beschließen wird.

* * *

Die Entdeckung des Goldes veränderte wie mit einem Zauberschlage die bisherigen Verhältnisse Californien's. Das ganze Land war bald von einer fieberhaften Erregung ergriffen. Doch verging bei der großen Entfernung desselben von den älteren amerikanischen Staaten und bei den damals so ungenügenden Verkehrsmitteln eine weit geraumere Zeit, als man glaubt, bis diese wichtige Entdeckung allgemein bekannt ward. In den östlichen Staaten von Amerika brachte am 20. Septembər 1848 die zu Baltimore erscheinende Zeitung „The Sun" die erste auf die californischen Goldfelder bezügliche Notiz, die jedoch nur wenig beachtet wurde. Erst seit Anfang 1849 begannen die aus Californien kommenden Nachrichten die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen.

Im Mai dieses Jahres ergoß sich der erste Strom der Einwanderung aus den östlichen Staaten Amerika's nach dem von dort so weit entfernten Goldlande. Vergegenwärtigen wir uns die Lage dieser Einwanderer, fassen wir das Unternehmen, das sie auszuführen beabsichtigten, näher in's Auge!

Es ist eine wohl den Wenigsten bekannte Thatsache, daß damals nicht allein, sondern sogar noch mehrere Jahre später, eine Reise zu Lande nach Californien von irgend einem östlich vom Mississippi gelegenen Theile der Vereinigten Staaten ebenso beschwerlich und gefahrvoll war, wie heute noch eine solche nach dem Inneren Afrika's, Australien's oder Asien's.

Zuerst kamen im Jahre 1825 dreißig Trapper, die vom Mississippithale unter Anführung von Jedediah Smith auszogen, zu Lande nach Californien, von wo sie jedoch wieder nach dem Osten zurückkehrten. In den nächsten Jahren folgten dem von ihnen geöffneten Wege

Andere, die sich dauernd in Californien niederließen. Aber der Versuch, dieses Land zu erreichen, glückte keineswegs Allen; man lese darüber meine früheren Mittheilungen S. 80—2 nach.

Sehen wir nun zu, wie es den 20,000 Menschen erging, die im Mai 1849 am mittleren Laufe des Missouri von verschiedenen zwischen Council Bluffs und Fort Independence gelegenen Orten nach dem neuen Eldorado aufbrachen! Es war die Blüthe des amerikanischen Westens, junge, kräftige, unternehmende Männer, unter die sich jedoch auch manche unsaubere Elemente, wie namentlich eine Anzahl soeben aus den Gefängnissen entlassener Sträflinge gemischt hatten. In dieser Menschenmenge befanden sich auch Manche, die, von der mächtigen Anziehungskraft des Goldes fortgerissen, von ihren weinenden Bräuten sich trennten, Manche, die ihre Eltern heimlich verließen, Manche, die ihren zänkischen Weibern für immer entflohen. Den ungeheueren Menschenschwarm, der um so leichter für ein feindliches, auf Eroberung ausgehendes Heer gehalten werden konnte, als fast Jeder, der sich unter ihm befand, wohlbewaffnet war, begleiteten eine Unmasse von Lastthieren aller Art und Tausende von einfachen, meistentheils mit Ochsen bespannten Fuhrwerken, die nicht sowohl zur Beförderung der ganz allgemein zu Fuß gehenden Menschen, als vielmehr zum Transporte der Munition und der Lebensmittel dienten, deren Jeder einen für ein volles Jahr ausreichenden Vorrath mit sich führte.

Die Beschwerden, denen diese Wanderer ausgesetzt waren, grenzen an das Unglaubliche. Orte, die von Weißen bewohnt waren, oder auch nur vorübergehende größere Ansiedelungen derselben gab es damals auf der ungeheueren Strecke noch keine; nur hie und da konnte

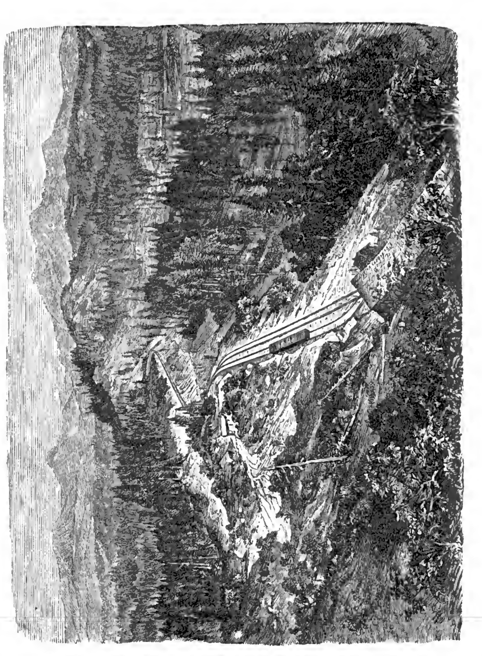
man einzelnen Trappern begegnen. Desto zahlreicher waren aber die bisher nie in ihrem Thun und Treiben gestörten Söhne der Wildniß, die Rothhäute, aus zahlreichen Indianerstämmen bestehend, die sich alle dem Durchzuge der Weißen mehr oder minder feindlich entgegenstellten.

Wer nun aus eigener Erfahrung wie ich, die unbeschreiblich öde Gegend, die furchtbare Wildniß, die trostlose Wüstenei kennt, die sich mit wenigen Ausnahmen auch heute noch, wenngleich schon manche Schritte zu ihrer Urbarmachung geschehen sind, westlich vom Missouri bis an die Grenze Californien's in einer Ausdehnung von nahezu 2000 englischen = 434 deutschen Meilen erstreckt, wer die zahllosen Schwierigkeiten ermißt, mit denen die Ueberschreitung der Felsengebirge (Rocky Mountains) zu einer Zeit verknüpft war, in der es dort noch keine Straßen gab, wer ferner erwägt, daß oft tagelang eine Wüste durchzogen werden mußte, die entweder gar kein Wasser hatte, oder ein derartig mit Alkalien und Salzen geschwängertes, daß der Genuß desselben Menschen und Thieren gefährlich war, wer überdies die Gefechte in Betracht zieht, die diese kühnen Wanderer auf ihrem langen, beschwerlichen Marsche mit den zahlreich vorhandenen, durch ihr Erscheinen aufs Aeußerste gereizten und beunruhigten Indianern zu bestehen hatten: der allein dürfte im Stande sein, sich eine klare Vorstellung von der unsäglichen Freude und der unbeschreiblichen Wonne zu machen, die sich der neuen Einwanderer bemächtigten, als sie, endlich auf der Höhe der Sierra Nevada angelangt, staunend die sonnigen Auen, die lachenden Thäler, die schimmernden Wasserflächen des zu ihren Füßen liegenden, nahen Californien's erblickten, von dem sie die Zuversicht hegten, daß

es sie reichlich für alle ausgestandenen Mühen und Beschwerden entschädigen würde. Aber nicht Alle konnten sich an dem Anblicke des von ihnen heiß ersehnten Landes, das sie in ihren Gedanken bei Tag und ihren Träumen bei Nacht beschäftigte, erfreuen. Tiefe Wehmuth ergreift uns bei der schauderhaften Kunde, daß viertausend Todte die einer ungeheueren Wahlstätte vergleichbare Strecke, die sich zwischen dem Missouri und dem Gestade des stillen Meeres ausdehnt, bedeckten. Auch heute noch bezeichnen die zwar gebleichten, aber bis jetzt nicht in Staub zerfallenen zahlreichen Skelette von Pferden, Zugochsen und Maulthieren, wie nicht minder menschliche Gebeine theils muthiger Pioniere theils durch die Gier nach Gold angelockter Männer den Weg nach dem fernen Californien.

Doch wie verschieden von dem damaligen beschwerlichen, todtbringenden Marsche gestaltet sich jetzt seit zwei Jahren in Folge der am 10. Mai 1869 vollendeten Pacific-Eisenbahn, eines Triumphdenkmales menschlichen Genies und menschlicher Thatkraft, das ich eingehender in meinem Buche „Die Pacific-Eisenbahn in Nordamerika" geschildert habe, eine Reise nach dem fernen Californien! Welch greller Contrast!

Jetzt eilen wir von den Ufern des Missouri durch die ausgedehnten, gegenwärtig nur theilweise bebauten Ebenen Nebraska's und durch die unfruchtbaren Steppen Wyoming's auf Flügeln des Dampfes in vierundzwanzig Stunden zu den kahlen Felsengebirgen, die wir bei Sherman, der zur Zeit weitaus höchsten Eisenbahnstation der Welt, in einer Höhe von 8235 Fuß über dem Meere überschreiten. Rasch durchziehen wir hierauf dieses eigenthümliche Gebirge, das zwar eine unglaubliche Mannichfaltigkeit der wunderbarsten, unsere



Die Eisenbahn in den höheren Theilen der Sierra Nevada.

Aufmerksamkeit im höchsten Grade fesselnden Formen darbietet, aber sich zugleich durch eine seltene Unfruchtbarkeit auszeichnet; nur zuweilen finden wir oasenartig einige wenige bebaute Plätze, unter denen besonders die reizenden Umgebungen des von den Mormonen besiedelten Großen Salzsees und der Salzseestadt (Salt Lake City) zu nennen sind. Aber nur zu bald bringt uns wieder die Bahn in schauerige Wildniß. Doch die Schrecknisse der Großen Wüste, die wir nun betreten, bestehen für uns ebenso wenig, wie uns auch der Gedanke nicht beunruhigt, später bei unserer Fahrt durch das silberreiche Nevada in Gegenden zu kommen, die bei dem gänzlichen Mangel an pflanzlichen Gebilden um so mehr den Eindruck des absolut Starren, Todten und furchtbar Oeden machen, als sie überall mit einer Alkalikruste bedeckt sind, die im Sommer vielfach das Aussehen frisch gefallenen Schnees zeigt. Aber sowie wir den östlichen Fuß der Sierra Nevada erreicht haben, ändert sich plötzlich in überraschendster und wundervollster Weise die Landschaft; es ist, als beträten wir eine neue Welt. Kaum irgendwo anders dürfte es einen grelleren und rascheren Uebergang von einer wüsten, kahlen, unfruchtbaren Region zu einer mit den seltensten Reizen der Natur ausgestatteten geben. Die Eisenbahnfahrt über die Sierra Nevada hat etwas Mährchenhaftes; sie bleibt Jedem, der sie gemacht, unvergeßlich; sie erhebt und begeistert auch den Nüchternsten. Ohne von irgend einer Seite eine Einrede fürchten zu müssen, darf ich behaupten, daß die Eisenbahn über die wilde Sierra Nevada, über ein Gebirge, dessen von Süden nach Norden streichender Hauptkamm eine mittlere Erhebung von etwa 8500 bis 9000 Fuß hat, an Großartigkeit alle bis jetzt vorhandenen Gebirgsbahnen weitaus übertrifft.

Denn höher, immer höher, mit verdoppelter Locomotivkraft führt uns der Zug in ein mit den wunderbarsten Schönheiten aller Art reichgeschmücktes Gebirge hinauf. Immer mannichfaltiger, immer reicher werden die Anfangs nur vereinzelt, die gleichsam schüchtern auftretenden Blumen; immer höher, immer freudiger erheben schlanke Bäume ihre luftigen Wipfel; immer kühler, immer lieblicher, immer mehr erfüllt von balsamischen Düften wird die Luft; immer lauter, immer melodischer ertönt der Gesang munterer Vögel; immer zahlreicher werden die Spuren, die des Menschen Anwesenheit und seine Thätigkeit bekunden; immer häufiger begegnen wir Hütten, Häusern und reizend in Waldeslichtungen gelegenen Ansiedelungen, in deren Umgebungen wir oft ebenso viele Chinesen wie Weiße erblicken; hie und da kommen wir auch an Wigwams der Indianer vorbei, die stumpfsinnig unserem rasch dahinbrausenden Zuge nachsehen. Mehr und mehr nimmt die Anzahl eigenthümlicher, von uns bis jetzt nicht gesehener Vorkehrungen zu, die zur lohnenden Gewinnung des reichlich vorhandenen Goldes getroffen werden; denn auf weite Strecken oft sehen wir die Erde nach diesem vielbegehrten Metalle durchwühlt.

Immer prachtvoller, immer wechselvoller, immer großartiger wird die Scenerie; bald eilen wir mit der Bahn in Schlangenlinien den schmalen Rücken eines vielfach gewundenen Bergkammes entlang, dessen Abhänge durch die Mannichfaltigkeit und Schönheit der Vegetation uns nicht minder entzücken, als die Sohle des Thales, das er begrenzt; bald setzen wir unsere Reise längs ausgedehnter Tunnels fort, bald überschreiten wir auf luftigen Brücken schäumende Bäche und tosende Flüsse, bald auf gewundenen, mehrere Stockwerke

hohen, aus Holz und Balken zusammengefügten elastischen Gerüsten und Viadukten mächtige Schluchten und tiefe Abgründe. Je höher wir hinankommen, desto größer wird die Verschiedenartigkeit der pflanzlichen Formen; die Pracht der Blüthen, die Menge der herrlichsten, in allen Farben prangenden Blumen, die wir während der Frühlings- und Sommermonate gewahren, ist ebenso staunenswerth wie unbeschreiblich. Gleichzeitig treten Pinus- und Cedernarten von einer Höhe und Mächtigkeit auf, wie nur selten in anderen Gebirgsgegenden.

Plötzlich begrüßt uns das laute Rauschen eines prachtvollen Wasserfalles, deren es in der Sierra Nevada so viele gibt; kurz darauf fesselt uns der Anblick einer hohen mit den herrlichsten Bäumen geschmückten Bergkette, deren Gipfel mit Ausnahme der wärmsten Sommermonate immer mit Schnee bedeckt sind. Mit einem Male gewahren wir tief unter uns das dunkelblaue Wasser des Donner Sees, der, von reichbewaldeten Bergen umschlossen, reizend und anmuthsvoll zu unseren Füßen daliegt; seine lieblichen Ufer entschwinden nur zu schnell unseren Blicken. Bald darauf kommen wir zu dem höchsten Uebergangspunkte der Sierra Nevada, zu der 7042 Fuß über der Meeresfläche gelegenen Station Summit, von wo aus uns dann die Bahn rasch in die tiefer gelegenen ungemein fruchtbaren Thäler und in die so reichlich gesegneten Ebenen Californien's bringt.

Reizend schildert der von mir wiederholt bereits erwähnte Herr Theodor Kirchhoff aus San Francisco die Fahrt über die Sierra Nevada in einem größeren Gedichte, dem ich hier folgende Strophen entnehme; vollständig ist das Gedicht in meiner „Pacific-Eisenbahn“ S. 141—3 enthalten.

Hinan die Sierra in donnernder Fahrt!
Nun schnaube, du muthiger Renner!
Ihr, die ihr in fremden Ländern war't,
Am Mont Cenis und am Brenner,
Ihr dachtet, dort gäb' es in Wolkenhöhn
Im Dampfzug Wunderdinge zu sehn: —
Jetzt staunet, wackere Männer!

Wir kreisen hinan, wie der Adler fliegt,
An schwindelnden Bergeshängen;
Unser Pfad über Brücken, thurmhoch, liegt,
Durch endlose Felsenengen;
Wir spotten der mächt'gen Lawinen Gekrach, —
Unterm festen Vierzigmeilen-Dach
Kann kein Schnee die Straße bedrängen.

Wir tafeln im fliegenden Speisepalast,
Wie kein König jemals geträumet.
Es eilen die Meilen; die Gläser gefaßt
Und den seltenen Wunsch nicht versäumet:
Aus goldenem Füllhorn schöpfte uns dies
Das californische Paradies, —
„Ihm ein Hoch, da der Becher schäumet!"

In kreisende Weite schweift der Blick
Beim Festmahl auf Dampfesflügeln.
Die Wälder, die Gipfel bleiben zurück
Und werden zu Büschen und Hügeln.
Dort unten der Faden silberhell,
Es ist ein Strom mit breiter Well',
Drin riesige Wälder sich spiegeln.

Und kommt die Nacht, so kehren wir ein
In kosige Schlafgemächer.
Was kümmert der Sturm uns! er brause darein
Und hagle an Scheiben und Dächer!
Wir hören auf donnernder Fahrt ihn kaum,
Auf der Windsbraut Flügeln; beim süßen Traum
Verhallt er schwächer und schwächer.

. . . .
. . . .

* * *

Bietet die Fahrt, wie wir sie gegenwärtig unter Benutzung aller erdenklichen Bequemlichkeiten auf der Eisenbahn nach Californien zurücklegen, nicht einen grellen Contrast zu den zahllosen Mühseligkeiten, denen sich die ersten in dieses Land Eingewanderten auf ihrer beschwerlichen Reise zu unterziehen hatten?

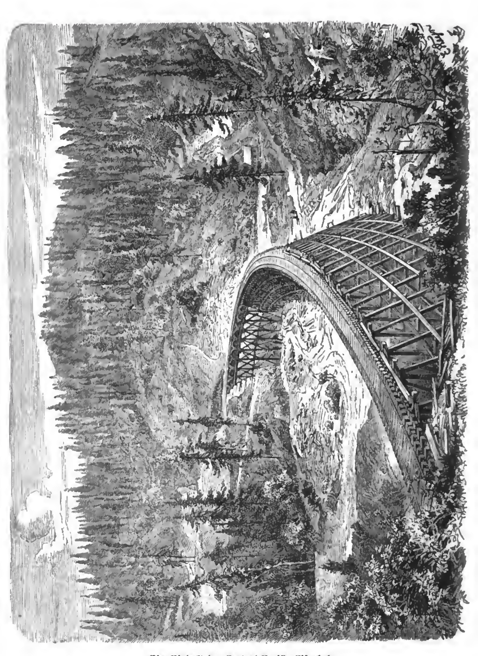
Aber nicht nur zu Lande kamen Zuzüge nach Californien, sondern auch zur See, auf schwachen, schlecht eingerichteten Schiffen und Fahrzeugen den weiten Weg um das Kap Horn nehmend; denn eine regelmäßige Dampfschifffahrt über den Isthmus von Panama, sowie über Nicaragua, trat erst später in's Leben. Der erste Dampfer, der nach San Francisco kam, war die „California"; sie fuhr am 28. Februar 1849 durch das Goldene Thor; ihr folgte als zweiter Dampfer die „Oregon" am 31. März; der nächste Dampfer „Panama" erreichte San Francisco im Juni 1849.

Bei der Ankunft der ersten Einwanderer in dem Goldlande entwickelte sich in ihm ein Leben, dessen Romantik jeder Schilderung spottet. Von irgend einem Comfort, von irgend einer der zahlreichen Bequemlich-

keiten, an die wir uns allmählich so gewöhnt haben, daß wir sie nicht mehr entbehren zu können vermeinen, war damals in diesem Lande nicht das Geringste zu finden. Aber die Sucht, ja scheinbar mehr als dies, die Gewißheit, rasch und ohne jeglichen Aufwand geistiger Thätigkeit, nur mit einfacher Handarbeit, wenn auch unter manchen Entbehrungen, Reichthümer zu erwerben, um sie später in Mitte der Civilisation in aller Ruhe und Muße behaglich genießen zu können, durchdrang, kräftigte und stählte Jeden; sie lehrte ihn geduldig Hunger und Durst ertragen und Beschwerden überwinden, vor deren bloßen Namen er früher zurückgebebt hätte. Der harte Boden, auf dem der Goldgräber, nur in eine schmutzige Decke gehüllt, wochenlang mit keinem anderen Obdache als den gestirnten Himmel über sich, schlafen mußte, dünkte ihn ein weiches Lager, der Speck und die Bohnen, die er sich selbst täglich in aller Eile zubereitete, eine köstliche Mahlzeit, besonders dann, wenn er sie noch durch eine Tasse Kaffee oder Thee würzen konnte.

So verschieden auch die Berufsarten und die gesellschaftlichen Kreise, denen früher der einzelne angehört hatte, gewesen sein mochten: jetzt galt der eine so viel wie der andere; denn die Goldfelder hoben alle Rangunterschiede auf; jeder hatte Alles und Jedes zu thun; jeder war vollständig dem anderen gleich, und zwar nicht nur in seiner gesellschaftlichen Stellung, sondern auch in seiner äußeren Erscheinung; jeder sah gleichmäßig rauh und verwildert in seinem durch strenge Arbeit und hartes Leben überaus schmutzigen Anzuge drein.

In den ersten Monaten des Goldgrabens herrschte in Californien die vollständigste Anarchie, der gänzliche



Ein Viadukt der Central-Pacific Eisenbahn.

Mangel an Gesetz, an Polizei, an richterlichen Beamten; die Idee von Gleichheit und Freiheit war hier, wo Jeder genau denselben Zweck verfolgte, nämlich gierig nach Gold suchte, in einer Weise zur praktischen Ausführung gelangt, die selbst der maßloseste Jacobiner sich niemals als möglich hätte träumen lassen. Doch dauerte dieser wilde Zustand nicht sehr lange; ehe jedoch vollständige Ordnung hergestellt werden konnte, galt es, worauf ich später (in dem neunten Abschnitte) zurückkommen werde, Ausbrüche der Rohheit und starke Uebertretungen der Gesetze mit Gewalt und Energie zu unterdrücken.

Wenn auch in den ersten Monaten der Entdeckung des Goldes dieses vielbegehrte Metall in Californien ebenso massenhaft vorhanden war, wie es ohne Fachkenntniß und große Mühe und Anstrengung gewonnen werden konnte: so ist doch kaum bekannt, daß irgend einer der ersten Goldsucher in dem Besitze der Reichthümer geblieben wäre, die er zuweilen in fabelhaft kurzer Zeit gesammelt hatte.

Die Leichtigkeit, mit der man damals das Gold fand — aber diese Zeiten sind jetzt für Californien auf immer vorüber — war oft ganz staunenswerth. An einem Tage Gold im Betrage von 500 Dollars zu gewinnen, war durchaus kein ungewöhnliches Ereigniß. Zur damaligen Zeit erhielt Peter Gorden, jetzt einer der bekanntesten Führer nach dem Yosemitethale, einmal an einem einzigen Tage durch Auswaschen mit der Pfanne 1113 Dollars, wie er mich selbst auf das Feierlichste versicherte. Mit dem Messer, mit den Fingernägeln selbst, konnte man zuweilen aus Steinritzen oder häufiger aus dem Bette eines Baches, das man durch Ableiten seines Wassers trocken gelegt hatte, ohne Mühe Goldkörner herausnehmen, deren Werth sich auf Tausende

von Dollars belief. Wo zwei oder drei in Gemeinschaft arbeiteten, war es gar nicht selten, daß sie am Sonnabend ihre Ausbeute an Goldkörnern mittelst ihrer zinnernen Trinkbecher maßen und dann unter sich theilten. Goldstaub, nach Unzen und deren Bruchtheilen gewogen, wurde damals ausschließlich im Handel und Verkehre zur Zahlung verwandt; denn geprägte Münzen gab es Anfangs so gut wie keine. Lebensmittel, deren Preise je nach ihrem momentanen Vorhandensein unglaublich wechselten, mußten oft im buchstäblichen Sinne mit Gold aufgewogen werden. Nicht die Goldgräber jedoch, sondern vielmehr diejenigen Personen, die das Goldsuchen bald aufgaben, den Minern aber Lebensbedürfnisse gegen Goldstaub zuführten und sie für Geld die Annehmlichkeiten der Civilisation wieder kosten ließen, erwarben sich rasch ein großartiges Vermögen, in dessen Besitze heute noch viele sich befinden.

Anfangs war, wie gesagt, Gold massenhaft vorhanden, und zwar nicht etwa auf eine kleine, sondern auf sehr weite Strecken vertheilt. Jeder, wo er sich nur eben niederließ, war damals nahezu sicher, dort das werthvolle Metall zu finden. Aber fast nie begnügte er sich mit seiner Ausbeute; stets neue Felder und Stätten suchte er auf — er ging, wie es in Californien heißt, auf „Prospekt-Touren" — in der trügerischen Hoffnung, in ihnen Gold noch in reichlicheren Massen zu finden. Die Richtigkeit des Sprüchwortes: „Je mehr man hat, je mehr man will", trat hier in überzeugender Weise zu Tage.

VIII.

Die Gewinnung des Goldes und anderer Metalle.

Während meines Aufenthaltes in Californien und während der Ausflüge, die ich von San Francisco nach verschiedenen Theilen dieses Landes im Juni und Juli 1869 unternahm, hatte ich wiederholte Gelegenheit, mich eingehender mit den dort gebräuchlichen Arten der Goldgewinnung bekannt zu machen. Ich will es nun in den nachfolgenden Blättern versuchen, diese verschiedenen Verfahrungsweisen, deren nähere Kenntniß wohl Manchem wünschenswerth sein dürfte, in allgemeinverständlicher Weise zu schildern. Da ich kein bergmännisch gebildeter Techniker bin, so habe ich mich auf meine eigenen persönlichen Wahrnehmungen, Beobachtungen und Aufzeichnungen nicht ausschließlich verlassen, sondern zu ihrer Prüfung mehrere, mir werthvolle Belehrung bietende Werke wiederholt zu Rathe gezogen, die ich an geeigneter Stelle anführen werde.

Die Lagerstätten, in denen in Californien das Gold vorkömmt, sind sehr verschiedenartig. In größeren Mengen finden wir dieses Metall nur am Westabhange der Sierra Nevada, und zwar:

1. In Alluvialbildungen, nämlich in den jüngsten Ablagerungen der Bäche und Flüsse an ihren Ufern, sowie in ihren Betten.

2. Im Diluvium, d. i. in älteren Ablagerungen von Flüssen, die später einen anderen Lauf genommen haben. Dieses Diluvium ist meistens auf Urgestein (Granit) aufgesetzt und oft wieder von Schotterablagerungen überdeckt.

3. Eingesprengt in Gestein, und zwar meistens in Gänge und Adern von Quarz, obschon auch zuweilen in Kalkstein, Schiefer und sogar Granit.

Die beiden ersten Arten von Goldlagern heißen in Californien Placer-mines, auch kurzweg Placers, die letztere Art nennt man dort Quartz-ledges. Die Placerminen werden nur durch Auswaschen, die quarzhaltigen Gänge durch Bergbau, nämlich Anlegung von Stollen, Schachten, Teufen u. s. w. ausgebeutet. Die ersteren Lager enthalten also das Waschgold, die letzteren das Berggold. In den ersten Jahren der Entdeckung des Goldes in Californien wurden nur die Waschgoldlagerstätten bearbeitet; erst später hat man angefangen, der Gewinnung des Goldes aus den Quarzgängen Aufmerksamkeit zu schenken.

Die Placerminen führen, je nach der Oertlichkeit, in der sie sich befinden, nämlich ob in trockenen Flußbetten, ob am Ufer eines Baches, ob weit entfernt davon abliegend, verschiedene Bezeichnungen. Man entnahm ihnen in der ersten Zeit ihrer Entdeckung, wo sie außerordentlich reichhaltig waren, das Gold in einer höchst einfachen Weise, die keine praktische Erfahrung und noch viel weniger fachwissenschaftliche Ausbildung erforderte; in wenigen Tagen konnte man nahezu von selbst die wenigen bei dem Waschen des Goldes nöthigen Handgriffe kennen lernen. Mit einer Schaufel grub man von der Uferbank eines Baches oder Flusses die goldenthaltende Erde ab, den „pay-dirt“, wie er in Californien genannt wird,

d. i. die „Zahlerde". Diese erweist sich je nach der Lokalität ungemein verschiedenartig; denn theils besteht sie aus oft nur schwach cementirtem Sande, theils enthält sie auch manche lehmige Bestandtheile. Dieser pay-dirt wird nun in eine flache Blechschüssel gebracht, die bei den Minern den Namen Pfanne (englisch pan) führt, und im fließenden Wasser, unter häufigem Umrühren mit der einen Hand, ausgewaschen oder richtiger geschlemmt.

Zur erfolgreichen und schleunigen Ausführung des Auswaschens ist allerdings etwas Uebung nöthig, die sich jedoch Jeder ohne alle Mühe aneignet. Man hat die Pfanne immerfort in einer kreisförmigen Bewegung zu erhalten und darf sie nicht zu tief in das Wasser eintauchen, da sonst manche Erdscholle fortgeschwemmt wird, ehe sie Zeit hat, sich aufzulösen und die in ihr enthaltenen Goldkörner in die Pfanne sinken zu lassen. An einem heißen Sommertage strengt das Goldwaschen sehr an und kann leicht die Gesundheit gefährden, da der Wäscher theilweise im Wasser steht, während über ihn der Sonne heiße Strahlen brennen; denn zum Wechseln seines halb feuchten, halb stark durchwärmten Anzuges hat er keine Zeit. Die Hände bekommen, da sie sich so lange im Wasser befinden, theils runzelige Häute, theils werden sie schmerzhaft erregt; auch ist das häufige Bücken und der dadurch hervorgerufene Druck auf den Unterleib sehr angreifend. Besonders Anfangs, ehe man vollständig mit den nöthigen Handgriffen vertraut ist, ermüdet das Goldwaschen mit der Pfanne ungemein, wovon ich mich selbst durch eigene Erfahrung überzeugt habe.

Wenn auch immerhin das Wasser, man mag bei der Behandlung der Pfanne noch so vorsichtig zu Werke



gehen, den feinen Goldstaub mit sich führt — denn es gibt Partikelchen, die so klein sind, daß man sie mit bloßem Auge gar nicht zu erkennen vermag — oder auch größere goldenthaltende Erdstücke unaufgelöst mit sich nimmt, so bleiben doch alle schwereren Goldkörner in Folge ihres specifischen Gewichtes auf dem Boden der Pfanne mit etwas schwarzem feinem Sande vermischt zurück. Die größeren Goldkörner nimmt man direkt mit der Hand aus der Pfanne, den schwarzen, aus Magneteisenerz, Eisenglanz oder Eisenglimmer bestehenden Rückstand trocknet man, um ihn fortblasen zu können, oder man versucht, ihn mittelst eines Magnetes zu entfernen.

Auch heute noch benützt man die Pfanne, wenn es sich darum handelt, eine goldführende Schicht auf ihren muthmaßlichen Gehalt zu erproben. Was das Reagenzglas dem Chemiker, ist die Pfanne dem Goldwäscher.

Selbstverständlich ist dem Goldwäscher Wasser, und zwar wo möglich fließendes, ganz unentbehrlich; nur dann, wenn die goldführende Erde sich außerordentlich reich erweist, kann man, allerdings nicht ohne großen Verlust, in folgender Weise trocken waschen. Man bringt die goldenthaltende Erde auf eine ungegerbte Rindshaut und zerstampft sie zu möglichst kleinem Staub, der dann entweder in einer großen flachen Schüssel oder auf einer Decke in die Höhe geworfen und wieder aufgefangen wird. Der Luftzug entführt bei dieser Operation allmählich den Staub und läßt nur das schwere Gold zurück; ein nicht zu starker Wind fördert wesentlich die Arbeit.

Die auf die eine oder andere Weise erzielten Resultate waren natürlich außerordentlich verschieden;

oft fand der Goldwäscher in seiner Pfanne Goldkörner im Werthe von mehreren hunderten, oft in zwanzig und dreißig Pfannen kaum im Werthe von einem Dollar. Gefiel es ihm an einem Platze nicht, dann nahm er seine wenigen Geräthe und geringen Habseligkeiten auf die Schultern und suchte sich eine, wie er glaubte, werthvollere Stelle aus; er machte, wie hiefür der technische Ausdruck lautet, „Prospekt-Touren". Der Miner von damals war — was er übrigens zum Theil auch heute noch ist — ein Nomade.

Eine eigenthümliche, von jeher kleine, jetzt nahezu verschwundene Art von Minern waren jene, die sich mit „Pocket-mining", nämlich mit dem Aufsuchen von „Goldtaschen", von ihnen mit dem technischen Namen „Pockets" bezeichnet, befaßten. Sie suchten nämlich die Quelle aufzufinden, von wo die durch das Wasser bewirkte Verstreuung der Goldkörner ausging, und verfuhren dabei, von dem ganz richtigen Grundsatze ausgehend, daß nach dem Loslösen des Goldes von seinem Ursitze die kleinsten Theilchen am weitesten hinweggeführt und über den größten Flächenraum zerstreut wurden, während die größeren wegen ihrer Schwere in der nächsten Nähe liegen blieben, auf folgende Weise. Sie prüften durch eine flüchtige Untersuchung mit der Pfanne einen Hügelabhang in verschiedenen Erhebungen auf die Vertheilung des Goldes. War in ihm überhaupt eine Tasche vorhanden, so wurde die Anwesenheit derselben dadurch entdeckt, daß der Hügelabhang eine fächerartige Vertheilung des Goldes erkennen ließ; nach dem Fuße des Hügels zu war nämlich dieses Metall aus dem oben erwähnten Grunde feiner und über weitere Flächen ausgestreut, als nach der Höhe zu. Es galt nun, die Begrenzung dieses Fächers, dessen Handhabe — die

Goldtasche — irgendwo oben am Hügel war, praktisch zu finden, so daß man zuletzt immer engere Radien beschrieb und die Hauptlagerstätte auf diese Weise entdeckte. Außerhalb eines Fächers ist nämlich häufig auf ziemliche Entfernungen kein Gold vorhanden, was jedoch nur durch eine Reihe wiederholter Versuche zu ermitteln ist. Mag es auch übertrieben sein, daß durch dieses Verfahren, das nur bei großer Umsicht zum Ziele führt, eine Goldtasche von 60,000 Dollars entdeckt wurde, so steht es außer allem Zweifel, daß werthvolle Funde gemacht wurden, die nicht, wie viele andere, dem Zufalle, sondern der absichtlichen Berechnung zu verdanken sind. Manche haben oft Wochen gebraucht, bis sie eine Tasche entdeckten; die Meisten jedoch, durch die Vertheilung der Goldpartikelchen längs eines Hügelabhangs irregeführt, erreichten niemals ihr Ziel.

* * *

Während der ersten Monate, die nach Entdeckung des Goldes in Californien verflossen, wurde die Gewinnung dieses Metalles nicht nur mit außerordentlich einfachen, höchst primitiven Geräthen, sondern auch auf eine sehr leichtfertige Weise vorgenommen; denn der Goldgräber sah nicht darauf, die reichen Felder möglichst vollständig auszubeuten — er wußte ja, daß deren noch gar manche andere vorhanden seien, — er war nur darauf bedacht, in möglichst kurzer Zeit, mit dem geringsten Aufwande von Arbeit und Mühe, möglichst viel Gold zu gewinnen. Alle Lager, die man zuerst durcharbeitete, wurden später, als man die bisherige verschwenderisch betriebene Ausbeutung einsah, von Anderen noch einmal nach Gold durchsucht und zwar mit großem Erfolge;

die zweite Auswaschung war oft, weil sorgfältiger ausgeführt, lohnender als die erste. Ja noch mehr: die früher bereits zweimal durchwühlte Erde waschen gegenwärtig die genügsameren Chinesen noch einmal in einer sie ganz zufriedenstellenden Weise aus. Wer weiß, ob nicht noch später, wenn die bisher so hohen Arbeitslöhne in Californien herabgegangen sein werden, was eigentlich doch nur Frage der Zeit ist, die sogenannten Kehrets-Gesellschaften Europa's, wie sie z. B. in Pforzheim und Schwäbisch-Gmünd vorhanden sind, weitere ganz bedeutende Goldmassen durch chemische Processe der gegenwärtig in Californien als werthlos betrachteten, weil scheinbar ausgebeuteten Erde entnehmen werden?

Eine Verbesserung in der außerordentlich einfachen Pfanne wurde durch den Rocker oder Cradle „die Wiege" und ferner durch den Long Tom eingeführt. Der Rocker oder Cradle, von den Indianern häufig „Goldcanoe" genannt, ist eine Art aus rauhen Brettern gefertigte muldenförmige Vorrichtung mit geneigtem Boden, über dem sich ein Sieb befindet. In den oberen Theil des mehrere Fuß langen, auf Schaukelbalken ruhenden Cradle wirft man die goldführende Erde, die dann durch Wasser, das man immer von oben herab, wo möglich aus einer Höhe von einigen Fußen herabströmen läßt, sowie durch fortwährendes Wiegen und Schütteln des Cradle aufgelöst und entfernt wird, während die schweren Goldkörner auf dem Siebe zurückbleiben.

Zur lohnenden Bearbeitung der Wiege sind allerdings, selbst, wenn sie so günstig aufgestellt werden kann, daß sie sich in unmittelbarster Nähe von Wasser und der goldführenden Erde befindet, mindestens drei Personen nöthig, die sich in die verschiedenen zu diesem

Processe erforderlichen Arbeiten (das Schütteln, Wasseraufgießen und Aufwerfen der Zahlerde) theilen. Der Eine gräbt die Erde ab und wirft sie auf die Wiege, die der Zweite durch immerwährendes Schaukeln in Bewegung erhält, während der Dritte beständig Wasser aufgießt. Die Leute wechseln häufig mit diesen Beschäftigungen ab, um nicht in unnöthiger Weise ihre Muskeln durch gleichartige, langanhaltende Arbeit anzustrengen und zu ermüden.

Der Long Tom (zuweilen abgekürzt Tom genannt), ist ein großer zwölf Fuß langer Holztrog, der an seinem oberen Ende, dem Tom, 1½ Fuß, an seinem unteren Ende 2½ Fuß breit ist. Oben wird die Erde aufgeschüttet und wie bei der Wiege mit Wasser behandelt. Im Allgemeinen liefert der Long Tom höheren Gewinn als die Wiege.

Gegenwärtig wird weder der einst allgemein gebräuchliche Rocker noch der Long Tom von weißen Goldwäschern, sondern nur noch von Chinesen, aber auch von diesen mit einer sehr wesentlichen Verbesserung benützt; sie bringen jetzt an geeigneten Stellen Querleisten in ihre einfachen Geräthe an und legen längs derselben kleine Quecksilberkügelchen, um dadurch den feinen Goldstaub, der bei dem früheren Verfahren fast immer verloren wurde, aufzufangen; dieser geht nämlich eine Verbindung (Amalgamation) mit dem Quecksilber ein. Solche mit Gold verbundene Quecksilberkügelchen, die jetzt eine feste Form haben, werden in Lederbeutel gelegt, aus denen zunächst alles nicht amalgamirte Quecksilber ausgepreßt wird; das mit dem Golde innig verbundene Quecksilber wird dann durch Verflüchtigung entfernt. Doch fängt man es sorgfältig auf, da es, weil einmal schon mit Gold in Berührung

gebracht, eine ganz besondere Affinität für dasselbe besitzt und sich daher weit besser als frisches Quecksilber zum Auffangen der kleinsten Goldpartikelchen eignet. Bei der Bearbeitung der Placerminen ist die Amalgamation der einzig nöthige chemische Proceß, dessen Anwendung jedoch so einfach ist, daß ihn jeder ohne alle chemische Studien oder Vorkenntnisse in wenigen Stunden erlernt.

Als man die Goldfelder in Californien entdeckte und ihren Reichthum gewahrte, hielt man sie für unerschöpflich; doch bald zeigte es sich, wie sehr man sich getäuscht hatte. Die obersten goldführenden Schichten waren schneller, als man erwartet hatte, durchgewaschen; theils mußte man tiefer graben, theils hatte man mächtige, gänzlich werthlose Anhäufungen von Schutt hinwegräumen, ehe man wieder eine tiefer liegende goldführende Schichte erreichte, theils um zu derselben zu gelangen, ausgedehnte Tunnels anzulegen.

Unter solchen Umständen war das bisher angewandte Verfahren nicht mehr lohnend; es galt jetzt, in möglichst kurzer Zeit eine möglichst große Masse goldführender Erde auf einmal zu waschen, deren Gesammtmasse an Gold, wenn sie auch im einzelnen nur aus kleinen Partikelchen bestand, dennoch eine ganz bedeutende war. Für sich allein, für seine eigene Rechnung, konnte Ein Mann nicht mehr mit Erfolg arbeiten; mehrere Personen mußten dies gemeinsam thuen, die dann in solcher Verbindung großartige, aber auch kostspielige Arbeiten zur Gewinnung des Goldes unternahmen. Zunächst begann man Sluices zu bauen, schiefgeneigte Kanäle, die aus rauhen ungehobelten Brettern bestehen, wie Kasten aneinander genagelt werden und eine Länge von zuweilen nur fünfzig, häufig aber von fünfhundert und zuweilen selbst von mehreren tausend



Fuß haben. Die mittlere Neigung der Sluices ist je nach den örtlichen Verhältnissen und der Menge der zu Gebote stehenden Wassermasse, ferner je nach ihrer Länge verschieden; auch hat man bei der Anlage den Charakter der zu waschenden Erde zu berücksichtigen. Je mehr dieselbe cementirt ist, desto steiler ist die Sluice. Besteht ferner die Erde nur aus feinen Goldtheilchen, so werden diese sicherer in einer langen, als in einer kurzen Sluice aufgefangen. Alle diese Umstände sind bei Erbauung von Sluices in Betracht zu ziehen.

Die Sluices liegen nur selten am Boden auf, sondern werden über Berg und Thal ganz einfach in der Weise geführt, daß man sie auf hohe Holzblöcke oder riesige Schragen stellt. Die äußerst roh gefertigten, aber ihrem Zwecke vollkommen entsprechenden Kasten (Sluice Boxes), aus denen die Sluices zusammengesetzt werden, lassen sich, gleichwie auch die Gestelle, auf denen sie ruhen, mit Leichtigkeit auseinander nehmen, transportiren und anderswo wieder aufstellen; es steckt in ihnen oft ein ganz gewaltiges Kapital.

Den oberen, höher gelegenen Theilen der Sluices, die eigentlich in Wirklichkeit nur als verlängerte und eben dadurch verbesserte Long Toms angesehen werden können, führt man nun in großen Mengen die goldhaltige Erde zu und läßt sie dann durch eine Reihe kräftiger Ströme von Wasser, die oft durch künstliche Bauten weit hergeleitet werden, auswaschen. Selbstverständlich sind solche Sluices Anfangs keineswegs wasserdicht; aber sehr bald werden ihre zahlreichen Fugen und vielen Lecke durch das starke Anschwellen des nassen Holzes, sowie auch durch zahlreiche Ablagerungen von Schlamm und Erde verstopft.

Die Sluices haben gewöhnlich außer ihrem wirklichen Boden noch einen falschen, der aus vielfach durchlöcherten Brettern besteht und drei bis sieben Zoll hoch über dem wahren Boden befestigt ist. Letzterer wird auch häufig mit Querleisten (Riffle bars), die man verschiedenartig construirt, versehen und theilweise mit Quecksilberkügelchen, theilweise mit Kupferblechen bedeckt, die amalgamirt und mit freiem Quecksilber behaftet sind. Diese Vorrichtungen dienen, wie schon früher erwähnt, dazu, die feinsten Goldpartikelchen aufzufangen.

In solche Sluices wird nun zur Tageszeit, häufig auch während der Nacht, also ununterbrochen sechs bis zehn Tage lang, ja zuweilen selbst während vier Wochen goldhaltige Erde, die aber auch mit viel werthlosem Schlamm, Lehm, Steinen und dergleichen vermischt ist, hineingeschüttet und ausgewaschen. An dem Tage, wo man aus der Sluice das Gold herausnehmen will, bringt man in sie keine weitere Erde; die noch in ihr vorhandenen Schlamm- und Erdtheile läßt man durch Wasser hinwegspülen, so daß der über dem falschen Boden befindliche Raum nahezu ganz leer ist. Man hebt dann die durchlöcherten sogenannten falschen Böden aus und findet nun unter ihnen entweder größere Goldkörner isolirt, oder die mit Gold amalgamirten Quecksilberstücke und Kupferbleche. Man nennt das Herausnehmen des Goldes und die damit zusammenhängende Trennung des Amalgam in Californien „to clean up“. Der jedesmalige Zeitraum zwischen dem Hineinschütten der Erde und dem Herausnehmen des Goldes heißt „a run“. Wenn den Sluices das Gold entnommen wird, herrscht stets unter den Betheiligten mehr oder minder große Aufregung, die oft in Freude, zuweilen aber in Enttäuschung übergeht.



Eine Sluice erfordert Tag und Nacht aufmerksame Bewachung, will man verhüten, daß Jemand einen kühnen Griff in sie mache und einige Klumpen kostbaren Metalles entführe. Wer sich Nachts in der Nähe solcher Sluices herumtreibt, setzt sich der Gefahr aus, ohne Weiteres erschossen zu werden.



Chinesische Goldwäscher.

Für Sluices nicht allein, für alle Arten, die man zur Gewinnung des Goldes anwendet, ist Wasser unentbehrlich. Da man dasselbe nicht immer da, wo man es gerade brauchte, fand, so hat man Vorrichtungen treffen müssen, es herbeizuschaffen. Wie großartig die Arbeiten sind, die zu diesem Zwecke in Californien unternommen wurden, ergibt sich wohl am einfachsten daraus, daß in diesem Lande zur Zeit künstliche Wasserkanäle vorhanden sind, die eine Gesammtlänge von etwa 6000 englischen = 1300 deutschen Meilen haben und mit einem Kostenaufwande von etwa sechzehn Millionen Dollars hergestellt wurden *). Als das neueste und zugleich großartigste Werk dieser Art ist der demnächst seiner Vollendung entgegengehende, 44 englische = 9.54 deutsche Meilen lange Sutter Kanal im Amador Kreise zu betrachten, dessen Herstellung sich auf nahezu 200,000 Dollars belaufen wird.

* * *

Je mehr man die Wichtigkeit erkannte, die das Wasser für die Ausbeutung goldführender Sedimente hat, desto mehr war man bedacht, den möglichst großen Nutzen aus ihm zu ziehen, was insbesondere durch die Einführung des sogenannten „hydraulischen Processes" ermöglicht wurde. Dieses von E. E. Matterson

*) J. Roß Browne „Resources of the pacific slope"; auf S. 200—6 hat er eine auf amtlichen Daten beruhende Aufzählung aller für Minenzwecke hergestellten künstlichen Wasserwerke (canals and water ditches) gegeben. In seinem 1870 zu San Francisco erschienenen Pamphlete „The policy of extending local aid to railroads" S. 20 gibt er (nach Langley's Directory) die Gesammtlänge der 1867 vorhanden gewesenen Kanäle nur zu 5328 englische Meilen und die Kosten ihrer Herstellung zu 15,575,400 Dollars an.

im Jahre 1853 erfundene Verfahren*) bezeichnet den größten Fortschritt, der bis jetzt beim Goldwaschen gemacht wurde. Mit ihm werden nicht nur ganz beträchtliche Ersparnisse an Arbeitskraft erzielt, sondern es kostet auch eine weit geringere Zeit, große Massen Erde auf einmal auszuwaschen. Wasser, das man in großen, hoch über dem zu bearbeitenden Platze gelegenen Reservoirs aufsammelt — es befassen sich hiermit eigene Gesellschaften, — wird nun so hergeleitet, daß es sich, aus einer Höhe von 50 bis 200 Fuß herabfallend, in mehrere Schläuche ergießt. Solche Wasserstrahlen, deren Gewalt in Folge des starken Druckes, den auf sie der hohe Fall ausübt, eine ungeheuere ist, werden nun dazu benutzt, die mehr oder minder harte Erde, die einen Hügel bedeckt, entweder direkt von seinen Abhängen abzuwaschen oder die bereits früher abgegrabene Erde zu erweichen und den Sluices zuzuführen. Von der Gewalt des Wassers, von der riesigen Arbeit, die es vollführt, kann man sich kaum eine richtige Vorstellung machen. Schon lange vorher, ehe wir uns der Stätte, die dem hydraulischen Processe unterworfen wird, nähern, hören wir ein sonderbares, uns unverständliches dumpfes Geräusch, das durch die herabstürzenden Erdmassen hervorgebracht und zuweilen durch das eigenthümliche Zischen des Wassers übertönt wird. Wenn wir näher kommen, bietet sich ein unsere Aufmerksamkeit in hohem Grade fesselndes Schauspiel dar. Bald hier, bald dort stürzen krachend Erdmassen ein, während andere, hierdurch der stützenden Unterlage beraubt, ihnen plötzlich mit furchtbarem Getöse nachfolgen. Fällt der mächtige Strahl schiefgeneigt auf die Basis eines Steines, so schleudert er ihn gewöhnlich hoch in die Luft.

*) J. Roß Browne „Resources of the pacific slope“, S. 119.

Da die Schläuche, durch die das Wasser strömt, beweglich sind, so kann man ihnen irgend eine beliebige Richtung geben. Am unteren Ende jedes Schlauches ist ein starkes eisernes oder messingnes Rohr, einem Kanonenlaufe ähnlich, befestigt, dessen Durchmesser zwischen vier und zehn Zoll beträgt; die Ausflußöffnung ist jedoch stets vorn eine kleinere als rückwärts, damit die Gewalt des Strahles sich erhöhe, der immer so mächtig ist, daß er einen Menschen oder ein Thier, das er auf seiner Flugbahn antrifft, augenblicklich tödtet. Der Strahl kann mittelst der eisernen kanonenrohrartigen Ausflußöffnung an eine beliebige Stelle sowohl, als auch nach der Höhe und Tiefe hingelenkt werden.

Der hydraulische Proceß ist für die mit ihm Beschäftigten mit manchen Gefahren verbunden und hat jährlich eine gar nicht unbeträchtliche Anzahl von Unfällen in seinem Gefolge. Niemals nämlich läßt sich die Wirkung, die eine Anzahl gegen einen Hügelabhang geleiteter Strahlen ausübt, mit Sicherheit vorausbestimmen. Oft stürzen so große Massen auf einmal herab, daß sie die an der Mündung des Schlauches befindlichen Arbeiter begraben, die dann ihre Kameraden mit Hülfe eines anderen Strahles, häufig aber zu spät, aus ihrer gefahrvollen Lage zu befreien suchen.

Der hydraulische Proceß erfordert nur wenig Arbeitskräfte und leistet dessenungeachtet Erstaunliches. Im Winter liefert er noch bessere Resultate als im Sommer, weil in der kalten Jahreszeit, in der viel Regen fällt, der Boden schon an und für sich mehr oder minder locker und durchtränkt ist, so daß ihn dann der Wasserstrahl um so schneller auflöst. Ueberdies sucht man häufig, und zwar mit großem Erfolge, die auszuwaschenden Stätten dadurch zu lockern, daß man in ihnen riesige

Sprengungen vornimmt. Man macht zu diesem Zwecke tief hineinreichende Stollen, die man mit dreißig und vierzig, ja selbst mit hundert Centnern Pulver anfüllt. In jüngster Zeit wendet man auch den Dynamit, in Amerika giant-powder genannt, an, über dessen Einführung und Wirkung ich mich bei der Schilderung der goldführenden Quarzgänge eingehender verbreiten werde (siehe S. 269—72). Ganze Hügel werden durch diese Sprengungen in ihren Grundvesten erschüttert, so daß sie später das Wasser mit Leichtigkeit abwaschen kann.

Es ist übrigens selbstverständlich, daß der hydraulische Proceß eine Menge Kosten verursacht und daß er immer nur von Gesellschaften, die sich eigens zu diesem Zwecke bilden, in Anwendung gebracht werden kann. Besonders ist die Summe, die für den Gebrauch des Wassers gezahlt werden muß, oft eine sehr beträchtliche; die Wasserreservoirs, gleichwie die Wasserleitungen, gehören meistens eigenen Gesellschaften. Diese verkaufen den Minern den ihnen nöthigen Bedarf an Wasser nach „Zollen." Unter „einem Zoll Wasser" versteht man im Allgemeinen eine Wassermenge, die nach J. Roß Browne in der Minute 4.032 Kubikzoll, in 24 Stunden 3360 Kubikfuß oder 10,656 Gallonen liefert; doch bestehen sehr verschiedene Maaße für „einen Zoll Wasser" nebeneinander*). Ein Fall von 200 Fuß „eines Zoll Wasser" entspricht einer Kraft, die nur ein Zehntel geringer ist, als eine Pferdekraft. Das Wasser wird fast niemals in Röhren herbeigeleitet (obschon dies vielleicht die rationellste Art wäre), sondern entweder in Gräben (Ditches) oder häufiger noch in Kanälen, die aus Brettern zusammengesetzt sind und Flumes heißen. Die Flumes liegen keineswegs stets dicht am Boden auf, sondern sind über denselben

*) Siehe Raymond's „Statistics of mines and mining", S. 477.

mittelst Schragen und Böcken oft ungemein erhoben. Einen 25 Fuß hohen Flume zu errichten, kostet doppelt so viel und ihn 60 Fuß hoch zu bauen, viermal so viel wie seine Legung am Boden. Dessenungeachtet hat man Anfangs Flumes von 100 und selbst 200 Fuß Höhe gehabt, und noch vor Kurzem stand einer zu Big Oak Flat im Tuolumne Kreise, der gar 256 Fuß hoch war. Solche hohe Kanäle wurden gar leicht durch einen Sturm theilweise zu Boden geworfen. Sie konnten etwa sechs Jahre im Gebrauche bleiben, während man die am Boden aufliegenden acht und sogar zehn Jahre lang benutzen kann.

Ein vierzig Zoll breiter und zwanzig Zoll tiefer Flume, der einen Fall von dreizehn Fuß auf die englische Meile hat, kostet nach J. Roß Browne, wenn er am Boden aufliegt, viertausend Dollars für die englische Meile. Der billigste Flume kostet zweimal so viel, wie der dieselbe Wassermenge fassende billigste Graben und seine Reparaturkosten betragen neunzig Procent mehr als die eines Grabens. Denn für Ausbesserung erfordert ein Flume jährlich unter den günstigsten Umständen ein Achtel seiner Anlagekosten; bleibt er jedoch während längerer Zeit trocken, so erhöhen sich die Kosten für seine Instandhaltung ganz beträchtlich.

Welche Resultate sich ganz allgemein mittelst des hydraulischen Processes erzielen lassen, ergibt sich aus Folgendem. Eine größere Erdmasse, die durchschnittlich in einem Kubikfuß Goldpartikelchen im Gesammtwerthe von nur einem Cent enthält, so wenig also, daß sich das gewöhnliche Waschen unmöglich lohnen würde, kann noch immer ganz erfolgreich mittelst des hydraulischen Processes bearbeitet werden. Es liegen genaue Berechnungen von einer Compagnie vor, aus denen sich ergibt, daß sie täglich aus einer goldführenden Schicht, von der durchschnitt-

lich ein Kubikfuß 1 1/5 Cents Gold enthält, nach Abzug ihrer Auslagen für Arbeiter, für Wasser, für Utensilien und für Chemikalien (wie insbesondere Quecksilber) einen Reingewinn von 360 bis 400 Dollars erzielt.

Welch ungeheuere Vortheile der hydraulische Proceß gegenüber allen anderen Verfahrungsweisen bietet, ergibt sich aus folgender von George Black angestellter Berechnung.*) Den Tagelohn eines Miners zu vier Dollars angenommen, kostet das Auswaschen von Gold aus einer Kubik-Elle Erde etwa:

Mit der Pfanne	20 Dollar	— Cents.
Mit dem Rocker oder Cradle . . .	5 „	— „
Mit dem Long Tom	1 „	— „
Mit dem hydraulischen Processe . .	— „	20 „

Der Vollständigkeit wegen muß ich eine Schilderung des River-Mining entwerfen, d. i. des Verfahrens, das man anwendet, wenn man nach Gold in dem Bette eines auf künstliche Weise trockengelegten Baches sucht. Das Wasser wird meistentheils in Holzkanälen abgeleitet (den von mir bereits S. 260—1 beschriebenen Flumes), die entweder in einem Theile des Flußbettes selbst oder in der Nähe einer Seite desselben angebracht werden; zuweilen entfernt man auch das Wasser in kleinen, längs des Ufers in den Boden gegrabenen kanalartigen Rinnen, die mich oft unwillkürlich an die in Tibet, namentlich im Nubrathale, zu Bewässerungszwecken angelegten, zwar äußerst einfachen, aber dennoch sehr praktischen Wasserleitungen erinnert haben.

Da sich selbstverständlich die Anbringung der Flumes nur bei einem möglichst niedrigen Wasserstande lohnt, so ist das Waschen in einem trockengelegten Flußbette

*) Siehe Browne's „Resources of the pacific slope“, S. 186; vergl. auch Raymond's „Statistics of mines and mining“, S. 479.

nur auf einige Monate beschränkt; während der Winterzeit, wo in Californien, gleichwie in den Tropen, die Regen eintreten (siehe S. 75—77), läßt sich dieser Proceß nicht anwenden. Ueberdies ist der Erfolg, den man erzielen wird, nie auch nur mit geringster Sicherheit vorherzubestimmen; in der ersten Zeit der Entdeckung des Goldes glänzten uns in einem von uns trockengelegten Flußbette die Goldkörner so zahlreich entgegen, daß wir theilweise der Mühe des Waschens überhoben wurden, da wir sie einfach mit dem Finger oder, wo sie zwischen Ritzen und lehmigem Boden festsaßen, mit dem Messer herausnehmen konnten; oft aber wieder durchsuchten wir weite Strecken vergeblich nach dem edeln Metalle.

Wiederholt tauchte der Gedanke auf, ein Flußbett, ehe man es trockenlegt, vorher mit Hülfe einer Taucherglocke oder eines Schleppnetzes auf seinen etwaigen Goldreichthum zu prüfen; aber dieses Verfahren läßt sich in den meistens stark strömenden, oft nur wenige Fuß tiefen Gebirgsflüssen Californien's, deren Boden überdies mit Geröllen, Kiesen und Geschieben jeglicher Art bedeckt ist, nicht anwenden. Manchen, wenn auch vorauszusehenden, so doch schwer abzuwendenden Unfällen ist der Proceß, ein trockengelegtes Flußbett zu exploitiren, ausgesetzt; die Gewalt des Wassers zerbricht stellenweise die Flumes, oder plötzlich steigt der Fluß und tritt über die Ränder hinaus; in beiden Fällen fließt das Wasser wieder in seinem alten Bette.

Bald zeigte es sich, daß die Anfangs herrschende Ansicht, es könne sich nicht lohnen, ein bereits ausgewaschenes Flußbett noch einmal nach Gold zu durchsuchen, eine irrige sei. Denn im Laufe der Zeit wurden manche während einer Anzahl von Jahren für werthlos gehaltene Bette wieder reichlich mit Gold angefüllt, indem sich in

ihnen die aus höher gelegenen Minen bearbeitete Erde, die tailings, wie man in Californien sagt, nach und nach ansammelte. Alle Erdschollen, die den Sluices oder der Gewalt des hydraulischen Processes widerstanden, löst allmählich das Wasser in Verbindung mit atmosphärischen Einwirkungen auf und legt hierdurch das in ihnen enthaltene Gold frei. Die neueste Zeit liefert hiervon mehrere ganz auffällige Beispiele, von denen ich



Goldwaschen mittelst des hydraulischen Processes.

hier nur eines anführe. Im Jahre 1864 verkaufte ein Miner dreitausend Fuß des von ihm bereits durchsuchten Flußbettes im Deer Creek unterhalb der californischen Stadt Nevada um den, wie er glaubte, sehr hohen Preis von dreihundert Dollars, da es sich seiner Ansicht nach nicht mehr lohnen konnte, das Bett noch einmal aus-

zuwaschen. Jetzt, nachdem mehrere Jahre verflossen, zeigt es sich, daß dieser Besitz mehrere tausend Dollars werth ist.

In einer Weise, die man kaum für möglich hält, haben allmählich die verschiedenen zur Gewinnung des Goldes angewandten Arten den landschaftlichen Charakter mancher californischen Gegenden umgestaltet und verändert. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß manche der zahlreichen in der Oberflächengestalt Californien's innerhalb zwanzig Jahren durch Menschenhand vorgenommenen Aenderungen später als Erzeugnisse mächtiger Naturkräfte von solchen bezeichnet werden würden, denen die Ursache dieser oft eigenthümlichen Umgestaltungen unbekannt wäre; viele der ursprünglich vorhandenen landschaftlichen Reize sind hierdurch wohl für immer zerstört worden. Denn längs der einst mit sanften Abhängen und mit Pflanzen aller Art bedeckten Ufer und Flußbänke lagern jetzt theils riesige Massen von kahlem Sande und unfruchtbarer Erde, theils fußhohe Haufen von Geröllen, Geschieben und Steinen, die einst in der Tiefe des Flusses verborgen waren. Nicht nur sind die Flüsse weithin von ihrem ursprünglichen Laufe abgelenkt worden: ihr einst so klares und helles Gebirgswasser ist jetzt in Folge der Unmasse von erdigen und schmutzigen Bestandtheilen, die ihnen von allen Seiten aus den Minen und den Abflüssen der Sluices zugeführt werden, außerordentlich trübe und schlammig geworden.

Es hat besonders der hydraulische Proceß überall, wo er in Anwendung gebracht worden ist, Spuren, die wohl nie verwischt werden können, von Verheerung und Verwüstung hinterlassen. Liebliche, mit Bäumen und Blumen einst gezierte, hundert bis zweihundert Fuß hohe

Hügel hat er gänzlich abgetragen, so daß wir jetzt nur das kahle Granit- oder Kalkgestein vorfinden, über dem sie sich einst erhoben. Ein trostloserer Anblick, als jener ist, den eine bis auf das Urgestein herab ausgewaschene Stätte bietet, läßt sich kaum denken; Jeder scheidet von ihr mit der Ueberzeugung, daß sie für immer zur Hervorbringung irgend eines pflanzlichen Produktes ungeeignet ist. Denn wie sollten diese, mehr oder minder unebenen, oft mit tiefen Rinnen versehenen Karrenfelder jemals wieder sich mit fruchttragender Erde bedecken können?

* * *

Wir haben bis jetzt nur die Placerminen betrachtet, aus denen das Gold durch Auswaschen — also auf rein mechanischem Wege — gewonnen wird; es kömmt aber auch, wie ich früher bereits erwähnte, in festem Gesteine, nämlich in Quarzgängen vor, in Californien Quartzledges genannt (siehe S. 246).

Gleichsam eine Zwischenstufe in der Bearbeitung der Placerminen und der Quarzgänge bildet die Stollenarbeit (tunnel-mining); wo nämlich der reiche Goldgrund, der pay dirt, so tief liegt, wo er in solcher Höhe von ordinärer Erde und Gesteinen, top dirt genannt, überlagert ist, daß deren Hinwegräumung selbst mittelst des hydraulischen Processes nicht erzielt werden könnte, werden Tunnels bis zur goldführenden Schicht angelegt und diese, wenn sie erreicht ist, in Sluices ausgewaschen.

Die Bearbeitung der goldführenden Quarzgänge, die auf eine bergmännische Art zu bewerkstelligen ist, wurde später in Angriff genommen, als die Ausbeutung der Placerminen; wesentlich verschieden von dem Waschen des Goldes aus mehr oder minder leicht löslichen Ge-

dimenten erfordert sie Bergarbeiter, Techniker und Leute von wissenschaftlicher Bildung und bedarf von vornherein ungleich größerer Kapitalien, als sie selbst der mit so vielen Kosten in Angriff zu nehmende hydraulische Proceß beansprucht. Mit Recht sagt man häufig jetzt in Californien: „Gold kann nur durch Gold gewonnen werden."

Nichtsdestoweniger wird gegenwärtig der Ausbeutung der Quarzgänge in Californien von Tag zu Tag mit vollem Rechte mehr Aufmerksamkeit gewidmet; denn es ist außer aller Frage, daß später, wenn die ursprünglich so goldreichen Alluvial- und Diluvialbildungen vollständig durchgewaschen sind, was doch nur einfach Sache der Zeit, die Goldproduktion Californien's sich ausschließlich nur auf die bergmännische Ausbeutung der Quarzgänge beschränken muß. Bis jetzt ist sie nahezu lotteriehaft. Gänge, die Anfangs unermeßlich reich zu sein versprachen, da sie an ihrem Ausgehenden sehr viel gediegenes Gold aufwiesen, zeigten sich in der Teufe ärmer, anstatt, wie man erwartet hatte, noch ergiebiger zu sein, oder um mich technisch auszudrücken: sie verunedelten sich. Doch haben einige erschlossene Gänge bis jetzt einen gleichbleibenden Gehalt nach der Teufe beibehalten. Es herrschte Anfangs, wie Herr v. Richthofen mittheilt, „die Ansicht, daß die goldführenden Quarzgänge nach und nach in massives Gold übergehen würden, da man annahm, daß das Gold durch vulkanische Thätigkeit geschmolzen in die Gänge injicirt worden sei und noch irgendwo als ein mächtiger erkalteter Lavastrom vorhanden sein müsse." Aber in Wirklichkeit verhält es sich wesentlich anders. Bei den Quarzgängen kann man nach den jetzigen Erfahrungen nahezu als Regel annehmen, daß das Gold in „Nestern" vorkömmt, von denen einzelne nur hunderte, andere aber tausende von Dollars werth sind. Nester

im Betrage von 50,000 Dollars sind wiederholt aufgeschlossen worden. Im August 1869 stieß die erst seit Kurzem begründete Monumental Quartz Company in der im Sierra Kreise gelegenen Sierra Buttes Mine auf einen nur mit wenig Quarz vermischten Goldklumpen, der nahezu 106 Pfund wog und einen Werth von mehr als 40,000 Dollars hatte. In der dem damaligen Banquierhause Parmer, Cook & Co. zu San Francisco gehörigen Fremont Vein sollen gar in Folge einer einzigen Sprengung auf einmal 60,000 Dollars blosgelegt worden sein.

Mit Sicherheit die Gesetze aufzufinden, nach denen in den Quarzgängen das Gold vertheilt ist, gelang bis jetzt der Geologie ebenso wenig, wie überhaupt irgend einem Zweige der Technik und Wissenschaft. „Die goldführenden Quarzgänge", sagt Ferdinand v. Richthofen Seite 22 seines größeren, im 14. Ergänzungshefte zu Petermann's Geographischen Mittheilungen enthaltenen Aufsatzes »die Metallproduktion Californien's«, „bilden eine schmale Zone in der Mitte des Westabfalls der Sierra Nevada in 3000 bis 5000 Fuß Meereshöhe und streichen gleich dem Gebirge im Allgemeinen von Nordnordwesten nach Südsüdosten. Ihr Complex ist einer der ausgedehntesten und regelmäßigsten Gangzüge der Welt. Einzelne Gänge treten innerhalb einer deutschen Meile des Hauptzuges auf, andere begleiten ihn, zu parallelen Gangzügen von geringerer Ausdehnung gruppirt, in größerer Entfernung zu beiden Seiten. Die Zahl der Gänge ist oft in kleinem Raum außerordentlich groß, dann wieder sind sie sparsamer und liegen weiter auseinander. Die durchschnittliche Mächtigkeit ist nicht mehr als zwei bis drei Fuß, obwohl sie häufig sechs, zehn und zwölf Fuß beträgt und einzelne Gänge stellenweise zu mehr als zwanzig

Fuß anschwellen. Die meisten Gänge sind in ihrem Streichen regelmäßig und viele lassen sich auf Meilen verfolgen. Der Charakter von Gangmittel und Erz bleibt sich gewöhnlich in der ganzen Erstreckung Eines Ganges gleich, zeigt aber bei verschiedenen Gängen, selbst wenn sie benachbart sind, einen auffallenden Unterschied. Manche Gänge sind in ihrem ganzen Verlauf eine Reihenfolge von Zertrümmerungen und Wiedervereinigungen, andere bleiben einfach und regelmäßig wie eine Mauer."

Zur Zeit ist in ganz Californien kein einziger Quarzgang, der wegen seines Goldreichthumes Bedeutung erlangt hätte, von einem wissenschaftlichen Bergmanne oder Geologen entdeckt worden. Man hat Anfangs großes Gewicht auf die Ansichten dieser Männer gelegt und, ihren Weisungen folgend, gar manche Mine zu bearbeiten angefangen, die, nachdem man hiefür 50,000 bis 60,000 Dollars verausgabt hatte, nicht einmal, wie man in Californien recht bezeichnend sich ausdrückt, die „Farbe des Goldes", sondern nichts als werthlosen Quarz aufwies. Der Zufall, das Glück, nicht die Wissenschaft hat bis jetzt in Californien die ergiebigsten Goldquarzminen erschlossen. Oft grub man auf's Gerathewohl und erzielte glänzende Erfolge; oft erschloß man einen reichen Quarzgang, der sich später nahezu werthlos zeigte.

Bei der bergmännischen Gewinnung des Goldes aus Quarzgängen ist natürlich häufig Sprengungsarbeit angezeigt. Seit dem Mai 1868 machte man in mehreren Minen erfolgreiche Versuche mit dem Dynamit, oder wie er in Amerika genannt wird, dem giant-powder, dessen Leistungen sich als ganz außerordentliche erprobten, abgesehen davon, daß sein Gebrauch mit weit weniger Arbeit und viel geringeren Kosten verbunden ist. Nach den Angaben von Rossiter W. Raymond auf S. 35

seines Buches „The mines of the West“ berechnet sich in der im Hunter's Valley gelegenen Mine Little Lead die Herstellung eines Fuß Tunnel unter Anwendung gewöhnlichen Pulvers auf 92, unter der von Dynamit aber nur auf 51 Cents. Nach den Mittheilungen Philo Jacoby's in seinem „Almanach für Californien auf das Jahr 1870“ kostet in der New Almaden Mine ein mit Pulver gemachter Tunnel 65 Dollars die Yard und mit Dynamit 45 Dollars 50 Cents. Hundert Fuß Tunnel in der Oaks und Reese Mine, die 7500 Dollars mit gewöhnlichem Sprengpulver kosten, kommen mit Giant Pulver nur auf 4438 Dollars zu stehen.

Ein Hauptersparniß bei der Anwendung des Dynamit's besteht darin, daß er nur ein kleines Sprengloch erfordert, das von einem statt wie bisher von mehreren Arbeitern um so mehr mit Vermeidung von Kosten hergestellt werden kann, als hierzu keine besondere Geschicklichkeit nöthig ist, die jedoch bei dem früheren Verfahren unentbehrlich war. Jetzt kann jeder Chinese bei der Herstellung von Sprenglöchern verwendet werden, während sich früher einzelne besser bezahlte Männer ausschließlich mit dieser Arbeit befaßten. Auch wird bei dem neuen Verfahren ganz wesentlich die Zahl der in ihren Folgen oft so schrecklichen Unfälle verringert, da man für das Sprengen besondere Leute anstellt, die daher sowohl die dabei zu beobachtenden Vorsichtsmaßregeln, als auch die für jeden besonderen Fall anzuwendende Menge Pulvers kennen. Ueberdies ist die verlockende Gelegenheit, Stücke von goldreichem Erze einzustecken, zwar auch noch, aber nicht mehr in demselben Maße wie früher vorhanden, wo auf einmal eine Anzahl von vierzig bis fünfzig Personen in verschiedenen Theilen einer großen Mine sprengten, so daß sie nur sehr schwer

überwacht werden konnten. In sechs Monaten nach Einführung des Giant Pulvers — berichtet Philo Jacoby — waren die durch die Oaks und Reese Mine gewonnenen Handstücke zweitausend Dollars mehr werth als in den vorhergehenden sechs Monaten, was der Vermuthung Raum gibt, daß die Differenz von den Minenarbeitern entwendet worden ist. Die auf diese Weise gemachten Unterschlagungen bezeichnen die Miner mit dem Ausdrucke von „knocking down." Der seit längerer Zeit vorbereitete, Ende Juni 1871 ausgebrochene höchst beklagenswerthe Ausstand der Miner an dem im Amador Kreise gelegenen Sutter Creek, der einen so bedrohlichen Charakter annahm, daß zu seiner Unterdrückung Militär aufgeboten wurde, hatte, wie sich jetzt mit aller Gewißheit herausstellt, seinen Grund hauptsächlich in der Verordnung, daß jeder Arbeiter, ehe er sich aus den Minen nach Hause begab, seine Kleider wechseln mußte, wodurch man das Einstecken werthvoller Quarzstücke zu verhindern beabsichtigte.

Die Einführung des für die Goldgewinnung so wichtigen Giant Pulvers war mit ganz besonderen Schwierigkeiten verbunden. Die californischen Bergleute sind überhaupt, wie Raymond sehr richtig bemerkt, jeder Neuerung, die sie stets mit Mißtrauen aufnehmen, abhold, und im vorliegenden Falle waren sie es besonders, als sie sahen, daß ihre Arbeit nicht mehr nöthig sei und jedenfalls billiger hergestellt werden könne. Gerüchtweise verlautete, daß der Rauch des entzündeten Dynamit's für die Gesundheit äußerst schädlich sei; allerdings verursacht er dem, der ihn nicht gewohnt ist, Anfangs Kopfschmerzen, später aber keine anderen Beschwerden als solche, die auch der Rauch des gewöhnlichen schwarzen Pulvers erzeugt. Als sich die

Grundlosigkeit dieser Annahme herausgestellt hatte, vereinigten sich zu Graß Valley im Mai 1869 viele einst zu Bohr- und Sprengarbeiten verwendete Miner zu einer Association und verpflichteten sich, weder Dynamit selbst je zu gebrauchen, noch in Bergwerken zu arbeiten, wo er in Anwendung gebracht würde. Nicht nur durch eine Anzahl von Beschlüssen, sondern leider auch durch Gewaltthätigkeiten und Bedrohungen der Miner, die mit Giant Pulver arbeiten würden, suchten sie ihre Zwecke zu erreichen. Doch hatte ihre von der öffentlichen Meinung nicht im Geringsten unterstützte Vereinigung glücklicherweise keinen langen Bestand, und der Dynamit findet in den Bergwerken Californien's immer mehr Eingang und täglich größere Verwendung.

Gegenwärtig, bei den hohen Preisen und Löhnen der Arbeiter, wendet man in Californien keineswegs allgemein die complicirten, in Europa gebräuchlichen hüttenmännischen Processe zur Gewinnung des Goldes aus Quarz an. Mit einzelnen Abänderungen bedient man sich auch heute noch der ursprünglich eingeführten Methode, die darin besteht — ich folge hier Richthofen's Mittheilungen, — „den Quarz naß zu pochen und den Schlieg zuerst über grobe Leintücher oder wollene Decken laufen zu lassen, wo die gröberen Theile des Goldes liegen bleiben, nachher über eine schiefe Ebene mit horizontalen Rinnen zu leiten, die mit Quecksilber gefüllt sind; hier amalgamirt sich das feinere Gold.“ Uebrigens werden jetzt auch, wie in den Placerminen, amalgamirte Kupferplatten benützt. Im Ganzen und Großen betrachtet ist der Proceß, der zur Gewinnung des Goldes aus Quarzgängen angewandt wird, noch immer so unvollkommen, daß eine Unmasse der feinen Goldpartikelchen verloren geht. Die beste und zugleich

billigste und für californische Verhältnisse geeignetste Methode, das Gold aus Gängen zu gewinnen, kennt man bis jetzt noch nicht. Cronise und Raymond, ersterer in „The natural wealth of California“, letzterer in „Statistics of mines and mining“, haben die in Californien gebräuchlichen Methoden (die Pochwerke, Stampfmühlen u. s. w.) beschrieben, die jedoch nur für den Fachmann Interesse bieten.

Es werden übrigens umfangreiche, auf die Gewinnung des Goldes aus Quarzgängen bezügliche Versuche angestellt, die sicher zu einem befriedigenden Resultate führen werden. Wie viel von der richtigen Methode abhängt, ergibt sich z. B. daraus, daß die im Little Bear Valley gelegene Josephine Mine einst aufgegeben wurde, da man aus einer Tonne Erz (eine Tonne = 20 Centner) nur 8 Dollars gewann, während jetzt dieselbe Mine durch Anwendung eines neuen Processes nach Rossiter W. Raymond 24 Dollars 66 Cents per Tonne Erz liefert.

* * *

Die Menge, die eine Tonne Erz an Gold enthält, ist ungemein verschieden. Die Eureka Mine bei Graß Valley im Nevada Kreise, wohl die werthvollste bis jetzt vorhandene Goldmine Californien's, wenn nicht der ganzen Welt, hatte in der Tonne Erz während Jahren einen durchschnittlichen Brutto-Ertrag von etwas weniger als 50 Dollars Gold. Zwischen dem 1. Oktober 1868 und 30. September 1869 hatte sie 20,638 Tonnen Quarz bearbeitet; der Brutto-Ertrag der Tonne belief sich jedoch diesmal nur auf 27 Dollars 80 Cents; die Kosten für die Bearbeitung einer Tonne betrugen 9 Dollars 65 Cents.

In dem unter dem Namen Hayward oder Amador im Sutter Creek (Amador Kreis) bekannten Bergwerke,

das ebenfalls als eines der reichsten gilt, belief sich während des Jahres 1869 (Januar bis December) der Brutto-Ertrag auf 20 Dollars 6 Cents, der Reinertrag auf 11 Dollars 36 Cents für die Tonne, im Jahre 1868 aber nach Rossiter W. Raymond's amtlichem Berichte (The mines of the West, S. 19) der Brutto-Ertrag der Tonne auf 21 Dollars 77 Cents. Im gleichen Jahre (1868) hatte die Keystone Mine im Amador Kreise einen Brutto-Ertrag von nur 12 Dollars 86 Cents. Die Idaho Quarzmine zu Graß Valley erhielt zwischen dem 2. December 1869 und 1. December 1870 aus der Tonne 19 Dollars 2 Cents Brutto- und 7 Dollars 17 Cents Reinertrag, so daß die Kosten für die Tonne auf 11 Dollars 85 Cents sich beliefen, was viel ist, da manche Minen hiefür nicht mehr als zwischen 5 bis 9 Dollars aufzuwenden haben.

In den ersten Zeiten hatte Californien Minen, deren Erze in der Tonne einen Durchschnittsgehalt von 80 bis 200 Dollars an Gold besaßen. In neuerer Zeit werden Minen mit nur durchschnittlich 10 bis 15 Dollars Goldgehalt in der Tonne, die man früher geringschätzig behandelt hatte, erfolgreich bearbeitet.

Eine Mine, die nicht mindestens den Brutto-Ertrag von 10 Dollars in je einer Tonne Erz liefert, wird gegenwärtig fast nirgends in Californien ausgebeutet. In Australien hingegen, wo der Arbeitslohn geringer und die Methoden der hüttenmännischen Verarbeitung vollkommener sind, erzielt man befriedigende Resultate aus Goldquarzminen, die in der Tonne — dort zu 2240 Pfund gerechnet — nur 2½, ja sogar nur 1 Dollar 25 Cents Gold liefern, da man sie bei dem Stampfen und überhaupt der Bearbeitung mit reicheren Erzen mischt. Allerdings belaufen sich die

Kosten für die Herausziehung des Goldes aus einer Tonne dort nur auf etwa 1 Dollar 30 Cents. Der mittlere Gehalt des Goldes von sechs Millionen Tonnen Quarz berechnet sich in Australien nur auf 10 Dollars per Tonne, also entschieden weit geringer, als der mittlere Gehalt der zur Zeit in Californien bearbeiteten Quarzminen. Eine Masse goldführender Quarzadern, die sich in Mariposa, Calaveras, Nevada und in den Umgebungen von Georgetown, Brownville, Log Town, Placerville und anderen Orten Californien's befinden und einen Ertrag von 3 bis 9 Dollars in der Tonne Erz ergeben, werden dort gegenwärtig gar nicht bearbeitet.

Die Menge des Goldes, die in Californien durch Bergbau auf Quarzgängen gewonnen wurde, läßt sich nicht im Geringsten mit Sicherheit angeben; nach Richthofen's Ansicht hat das Gesammterträgniß in einem Jahre sich niemals höher als auf 15 Millionen Dollars belaufen. Zur Zeit stammt weitaus der größte Theil des bis jetzt in Californien gewonnenen Goldes aus den Placerminen.

Wie reich Californien überhaupt an Gold ist, davon mögen folgende Daten zeugen.

Ganz genau läßt sich die Gesammtausbeute, die Californien's Goldminen von ihrer Entdeckung bis jetzt, also seit 23 Jahren geliefert haben, allerdings nicht angeben; es kömmt aber auch bei der riesigen bereits gemachten Ausbeute auf ein Paar Millionen nicht an. Der Wahrscheinlichkeit am nächsten sind folgende Angaben. Bereits im Jahre 1848 wurden in Californien 10 Millionen Dollars Gold gewonnen; 1853 war die Ausbeute dieses einzigen Jahres auf 65 Millionen Dollars gestiegen, im Jahre 1869 war sie aber auf 23 Millionen Dollars herabgesunken. Der Gesammt-

betrag für die ganze Periode von 23 Jahren beläuft sich auf etwa 950 Millionen Dollars. Hierbei sind jedoch nicht mit inbegriffen die jeder Schätzung sich entziehenden Millionen, die aus Californien in der Form von bearbeitetem Golde, wie Brochen, Uhren, Ketten, Busennadeln, Stöcken mit goldenen Krücken, werthvollen Handstücken, Goldkörnern 2c. in die verschiedensten Welttheile von jenen gebracht wurden, die aus Californien fortzogen. Jedenfalls ist der unter diese Kategorie kommende Betrag weit größer, als man im Allgemeinen glaubt; den reinen Goldwerth der Quarzstücke, von denen fast jeder Californier einige besitzt, kann man allein auf mehrere Millionen veranschlagen; so befinden sich, um nur einen Fall zu erwähnen, im Privatbesitze des amerikanischen Arztes Dr. Frey zu Sacramento Stufen und Handstücke von Gold, die einen Werth von mindestens 10,000 Dollars haben.

* * *

Nach den Angaben von Dr. Stephens zu New York werden von dem im Gebiete der Vereinigten Staaten jährlich gewonnenen Golde

15 Procent in diesem Lande selbst eingeschmolzen und zu Fabrikationszwecken verwendet.
35 " wandern nach Europa.
25 " " " Cuba.
15 " " " Brasilien.
5 " " direkt nach China, Japan und Ostasien, und
5 " bleiben in Cirkulation in den Vereinigten Staaten.

Von jenem Golde, das nach Brasilien, Cuba und Westindien geht, wird die Hälfte nach Europa gesandt, von wo aus vier Fünftel nach Indien kommen; hier hört die Wanderung des Goldes, das aus der Cirkulation nahezu verschwindet, auf.

Nach John S. Hittell's Mittheilungen auf S. 55 seines Buches „Resources of California" sind in den Placerminen Goldkörner (oder wie hiefür der amerikanisch-englische technische Ausdruck lautet „nuggets") im Werthe von einem bis fünf Dollar sehr häufig und im Werthe von hundert Dollar und mehr wiederholt gefunden worden. Doch hat man bis jetzt nirgends in Californien Goldklumpen von solcher Größe wie in Australien entdeckt. Denn in letzterem Welttheile stieß man am 9. Juni 1858 auf einen Klumpen von nahezu gediegenem Golde, der 224 Pfund Troy wog. Der größte Goldklumpen, den Californien aufzuweisen hat, stammt aus dem Calaveras Kreise; er wog 195 Pfund und ward im November 1854 gefunden.

Im September 1870 stellte die First National Bank zu Denver in Colorado den größten Goldbarren zur Schau, der bis jetzt gesehen wurde. Dieser Barren, der 12½ Zoll lang, 6½ Zoll breit und 4½ Zoll dick ist, wiegt 2348 75/100 Unzen und hat einen Werth von 50,000 Dollars. Der Goldbarren, welchen „Die Deutschen Californien's ihren bedürftigen Landsleuten in der Heimath" zum größten Theile aus den Erträgen des von ihnen am 22. März 1871 mit unbeschreiblichem Glanze zu San Francisco gefeierten Friedensfestes anfertigen ließen, ist 1½ Zoll dick, 8 Zoll lang und 3½ Zoll breit und hat einen Goldwerth von 9672 Dollars 16 Cents.

Der Feingehalt des Goldes, das in den Placer- oder Quarzminen gefunden wird, beträgt zwischen 500

bis 990 und kann durchschnittlich zu 880 angenommen werden. Ganz rein wird dieses Metall niemals gefunden, sondern stets mit einem Zusatze von Silber und zuweilen auch mit Beimengungen von Platina, Kupfer, Eisen, Quecksilber, Palladium, Iridium, Rhodium und anderen Metallen.

Californien enthält unbestreitbar nicht nur die größten und reichhaltigsten bis jetzt auf der Erde bekannten Goldfelder, sondern es gewährt auch zugleich die Möglichkeit, sie, da sie so ungemein günstig gelegen sind, auf das Vortheilhafteste und Leichteste auszubeuten. Die im April 1851 von Edward Hargreaves, einem californischen Miner, in Australien entdeckten Goldfelder sind zwar auch sehr reich, aber keineswegs leicht und einfach zu bearbeiten; dort fehlt es nicht nur sehr häufig an dem Stoffe, den der Miner am Wenigsten entbehren kann — dem Wasser, — sondern es ist auch das Gold sehr ungleichmäßig vertheilt, so daß dort das Suchen nach ihm einer Lotterie vergleichbar ist, in der es zwar etliche bedeutende, aber doch weit weniger Treffer als in der californischen gibt.

In Brasilien hat der Ertrag der Goldfelder im Vergleiche zu früheren Zeiten wesentlich nachgelassen; gegenwärtig beläuft er sich jährlich auf kaum mehr als 500,000 Dollars, während im Jahre 1753 zwanzig Millionen Dollars gewonnen wurden. Die Entdeckung der Goldfelder in Brasilien geschah im Jahre 1599 zu Minas Geraes.*) Bis zum Jahre 1871, also innerhalb eines Zeitraumes von 271 Jahren, hat Brasilien sicher nicht mehr Gold geliefert wie Californien innerhalb 23 Jahren.

*) J. Roß Browne, S. 651 seiner „Resources of the pacific slope."

In Sibirien, wo bereits im Jahre 1742 in der Nähe von Jekaterinenburg Gold gegraben wurde und besonders im Jahre 1842 so reiche Goldentdeckungen gemacht wurden, daß man schon im nächsten Jahre (1843) 11,250,000 Dollars gewann, stellt sich der Bearbeitung das wie bekannt nichts weniger als angenehme Klima äußerst störend entgegen. Dort ist in den meisten Minenplätzen der Boden fast das ganze Jahr hindurch in einer Tiefe von 3½ bis 4 Fuß gefroren und kann überhaupt nur mit Erfolg zwischen Mai und September bearbeitet werden.

Darin stimmen alle, die mit californischen Verhältnissen vertraut sind, überein, daß durch eine gründliche Aenderung der dort zur Zeit bestehenden Berggesetze wesentlich die Gewinnung des Goldes gefördert werden könne. Gegenwärtig sind die ungenauen und vagen gesetzlichen Bestimmungen eine Quelle endloser Streitigkeiten und Processe und bilden überdies die Ursache, daß Kapitalien nur mit größter Vorsicht und fast immer mit Mißtrauen angeboten werden. Möchten bald zum Vortheile Californien's die Vorschläge, die in Betreff neuer einzuführender Berggesetze von einer großen Anzahl wissenschaftlich wie technisch gebildeter Männer gemacht wurden (unter denen ich nur nenne John S. Hittell, Rossiter W. Raymond, Ferdinand Freiherrn v. Richthofen und Gregory Yale) in ernste Erwägung gezogen werden!

Nicht minder wichtig scheint mir, daß einige wissenschaftliche Bergakademien in ähnlicher Weise in einzelnen Städten Californien's errichtet würden, wie deren in verschiedenen Theilen Deutschland's unleugbar musterhafte bestehen.

* * *

Wenn auch das werthvollste Metall der Welt, das Gold, für Californien zugleich das wichtigste ist, so zwar, daß sich mit dessen Gewinnung weitaus die überwiegende Mehrzahl aller in diesem Lande wohnenden Miner beschäftigt, so ist es doch keineswegs das einzige dort vorkommende. Ein Silberland wie Nevada ist nun allerdings Californien nicht; der Ertrag, den es an Silber liefert, ist zur Zeit nicht bedeutend; hauptsächlich stammt er von dem chemischen Processe, durch den das Gold von diesem mit ihm verbundenen edeln Metalle geschieden wird. Zwar wurden eigentliche Silberminen im Jahre 1860 zu Esmeralda im Mono Kreise und zu Coso im Tulare Kreise entdeckt, und die Bearbeitung sowohl dieser als anderer im südöstlichen Theile des Landes gefundenen in Angriff genommen. Aber einen nennenswerthen Fortschritt hat man in diesen Bergwerken auch heute noch nicht gemacht. Die Erze sind zwar reich, kommen aber meistens in Verbindungen vor, deren Trennung nicht nur sehr kostspielig ist, sondern auch einen großen Aufwand von chemischen und technischen Processen erfordert, deren genaue Kenntniß und richtige Anwendung nur durch wissenschaftliche Ausbildung erlangt werden kann. Nicht mit Unrecht sagt ein Sprüchwort: „Zur erfolgreichen Ausbeutung einer Silbermine ist eine Goldmine erforderlich."

Daß die in Californien befindlichen Silberminen nicht gehörig ausgenutzt werden, hat wohl theilweise darin seinen Grund, daß in mehreren Oertlichkeiten des angrenzenden Staates Nevada, wie insbesondere in dem Washoe und White Pine Minendistrikte, außerordentlich ergiebige Silberbergwerke entdeckt worden sind, zu deren Bearbeitung Tausende von Minern aus Californien und aus anderen Ländern herbeiströmten.

Nächst dem Golde ist für Californien das wichtigste Metall das Quecksilber, von dem es riesigen Reichthum besitzt. Mindestens die Hälfte alles Quecksilbers, das zur Zeit auf der ganzen Erde gewonnen wird, stammt aus Californien. Die Quecksilbergruben dieses Landes liegen alle im Küstengebirge, nicht sehr weit südlich und nördlich von San Francisco entfernt. Das Erz oder gediegene Metall tritt — wie Ferdinand v. Richthofen S. 42 seiner Schrift „die Metallproduktion Californien's" erwähnt — „in mehreren der Küste parallelen Zügen metamorphischer, durch ihren Reichthum an Magnesia-Silicaten ausgezeichneter Gesteine auf, deren Zugehörigkeit zur Kreideformation durch Professor J. D. Whitney's gründliche Untersuchungen zur Evidenz erwiesen ist."

Unter den verschiedenen im californischen Küstengebirge vorkommenden Quecksilbergruben ist bis jetzt die wichtigste die zu New Almaden (sprich Almadén, nicht Almáden) im Santa Clara Kreise, nach der in Spanien gelegenen gleichnamigen Grube benannt.

Während einer Reihe von Jahren war die New Almaden Mine, die man (nachdem die Entdeckung des Quecksilbers bereits 1846 stattgefunden hatte), im Jahre 1848 zu bearbeiten anfing, die reichhaltigste aller bis jetzt bekannten Minen der Welt. Auch jetzt ist noch immer das Erz in großer Menge vorhanden, aber es zeigt sich nicht mehr so ergiebig wie früher, wo es 15 bis 18, ja zuweilen sogar 30 Procent enthielt, während wir in den Erzen von Almaden in Spanien nur 10, in denen von Idria in der Krain nur 1⅓ Procent Quecksilber finden.

Am 26. Juni 1869 habe ich die 13 englische = 2,82 deutsche Meilen südsüdöstlich von San José ge-

legenen Quecksilberminen New Almaden's in Begleitung der Herren John C. Heringer, Jakob Gundlach und John C. Sack besucht und bei dieser Gelegenheit auch einen Einblick in die Gewinnung dieses Metalles erhalten.

Der Proceß der Schmelzung des Erzes und der Gewinnung des Quecksilbers findet in einem langen gemauerten Raume statt, der etwa einem nicht sehr hohen Hause gleicht. Dieser Raum enthält jedoch durchaus keine Fenster, und sein Inneres ist durch Zwischenwände in mehrere Kammern getheilt. Aus Gründen jedoch, die ich sofort darlegen werde, reicht in jeder Kammer die eine Zwischenwand nicht ganz bis an die Decke hinauf und die ihr zunächst gegenüberstehende nicht ganz bis zum Boden herab. Unterhalb der Kammern ziehen sich mächtige Oefen hin. Die erste Kammer wird nun mit dem quecksilberhaltigen Erze erfüllt, aber nicht bis ganz oben hin; der Verschluß, der bis an die Decke reicht, wird aus großen in der Sonne getrockneten Ziegeln gebildet, die mehrere Fuß hoch über dem Erze aufgeschichtet und aus zerbröcklichem, in der Nähe der Quecksilbererze befindlichem Gesteine hergestellt werden.

Vor dem Anzünden des Feuers in den Oefen werden die in dem gemauerten Raume vorhandenen niedrigen Zugänge — in jeder Kammer befindet sich nämlich Behufs ihrer Reinigung eine kleine Oeffnung, durch die ein Mann in gebückter Stellung eintreten kann — durch Backsteine sorgfältig geschlossen. Bald, etwa vier bis sechs Stunden nach dem Beginne der Feuerung, entwickeln sich nun in Folge der Hitze die Quecksilberdämpfe und scheiden sich aus dem Erze aus. Die Hitze und der Luftzug treibt sie nun durch die ganze Reihe der Kammern hindurch und zwar, in Folge

der oben erwähnten Beschaffenheit der Zwischenwände, abwechselnd von oben nach unten und von unten nach oben, bis sie endlich in die Condensationskammern gelangen. Aus diesen wird dann das Quecksilber, das chemisch ganz rein ist, in eisernen Röhren nach Außen geleitet und dort in bereitstehenden großen Gefäßen aufgefangen.

In der Nähe der Reduktionswerke ist fast überall Quecksilber in kleineren oder größeren Mengen vorhanden; im Inneren des gemauerten Raumes wird allmählich alles von einer Anzahl der feinsten Quecksilbertheilchen durchdrungen. Eine Katze, deren Anwesenheit in einer der Kammern unbemerkt blieb, hatte, als man sie später todt herauszog, eine Masse kleiner Quecksilberkügelchen überall an den Haaren haften. Wie B. Silliman jun. in Silliman's „American Journal of science and arts", 1864, S. 194 berichtet, fand man die Grundmauern der zuerst nicht ganz richtig angelegten Oefen so sehr von Quecksilber durchzogen, daß man aus ihnen mehr als zweitausend Flaschen wiedergewann; bei den jetzigen von C. E. Hawley gebauten Oefen ist ein solcher Verlust nicht mehr möglich.

Das Arbeiten in den Quecksilberminen und namentlich im Inneren des Raumes, in welchem sich die Reduktionswerke befinden, ist jedoch keineswegs so gefährlich und der Gesundheit nachtheilig, wie man glauben sollte; die Arbeiter, die vorsichtig sind und nicht zu bald in die noch heißen Kammern sich hineinbegeben, klagen fast niemals über Quecksilbervergiftungen; Beamte und Kaufleute, die bereits eine Reihe von Jahren in der unmittelbarsten Umgebung der Minen und der Werkstätten wohnen, empfinden hiervon weder an sich selbst noch an ihren Kindern nachtheilige Folgen irgend einer Art.

Wesentlich scheinen mir die größeren oder kleineren Gefahren, die den Menschen bei der Gewinnung des Quecksilbers bedrohen, in New Almaden dadurch verringert zu werden, daß man dort die vernünftige Einrichtung getroffen hat, die Arbeiter bei den hierzu erforderlichen Verrichtungen abwechseln zu lassen. Heute reinigen sie die Kammern, morgen befassen sich mit dieser gefährlichen Arbeit solche, die gestern Ziegel verfertigten oder ein andermal das Erz aus der Tiefe zu Tage fördern.

Der Nationalität nach bestehen die Arbeiter meistens aus Chinesen und Mexicanern; nur wenige Irländer, Amerikaner oder Deutsche sieht man gegenwärtig mit Handarbeit in den Quecksilberminen von New Almaden beschäftigt; Deutsche lassen sich jedoch häufig zu Aufsichtsbeamten verwenden.

Das gewonnene Quecksilber wird in eiserne Flaschen (Flasks) gefüllt, von denen dann jede ein Gewicht von 76½ englischen Pfund hat. Im Jahre 1868 wurden in New Almaden 25,624 Flaschen Quecksilber gewonnen, also in runder Zahl ein Gewicht von 19,600 Centnern, im Jahre 1869 aber nur 16,898 Flaschen; zwischen Februar 1861 und Januar 1862 belief sich aber die Ausbeute auf 34,765 Flaschen.

Es wäre jedoch ganz irrig, diese allerdings bedeutende Abnahme der Produktion ausschließlich darin zu suchen, daß man auf minder ergiebige Erze als früher gestoßen ist. Der Hauptgrund liegt darin, daß in den früheren Jahren weit mehr als der nothwendige Bedarf an Quecksilber geliefert wurde, so daß jetzt der Markt um so mehr überfüllt ist, als in den letzten Jahren die Ausbeute an diesem Metalle auch in Spanien, Oesterreich und Südamerika eine große war. Zur Zeit lagert

in verschiedenen Plätzen der Welt eine große, von manchen auf 100,000 Flaschen geschätzte Menge Quecksilbers, die alle des Verkaufes harren. Der Gebrauch des Quecksilbers ist im Gegensatze zum Golde, das zu allen möglichen Zwecken Verwendung findet, ein begrenzter, so daß er nicht einmal durch bedeutende Preisherabsetzung wesentlich vermehrt werden kann. Am meisten wird das Quecksilber zu metallurgischen Zwecken verwandt; „würde ein Pfund einen Dollar statt wie bis jetzt sechzig Cents kosten, so würde nicht weniger Quecksilber Absatz finden; andrerseits würde sich dieser nicht vermehren, wenn man den Preis auf fünfundzwanzig Cents herabsetzen wollte", sagt in dieser Hinsicht Rossiter W. Raymond mit Recht.

Der Preis eines Pfundes Quecksilber war im Jahre 1861 40—45 Cents, zur Zeit aber, wo ich mich in Californien aufhielt, 65—70 Cents. Im Vergleiche zu den verhältnißmäßig geringen Kosten, welche die Gewinnung dieses Metalles erheischt, ist dies ein sehr hoher Preis. Doch ist hierbei zu berücksichtigen, daß mit Quecksilber weniger als mit vielen anderen Produkten Engrosgeschäfte gemacht werden können; der Absatz ist nicht nur, wie ich soeben erwähnte, ein beschränkter, sondern kann im Allgemeinen nur im Detail vermittelt werden. Die Einnahme für eine größere Quantität von Quecksilber, das man heute auf den Markt bringt, kann man mit Bestimmtheit erst in zwei Jahren erwarten.

Außer den New Almaden Quecksilberminen gibt es deren in Californien noch einige andere, die eine immerhin nicht unbedeutende, wenn auch äußerst wechselnde Menge dieses Metalles liefern. Die Ausbeute der zu Guadalupe (8 englische = 1.74 deutsche Meilen) nordnordwestlich von New Almaden befindlichen Grube beträgt durchschnittlich im Monate 150 Flaschen; im Jahre

1866 erzielte sie 1654 und im Jahre 1867 1200 Flaschen. Bedeutend mehr liefern die New Idria Mine und die bei Knoxville im Lake Kreise 55 englische = 11.93 deutsche Meilen nordnordwestlich von Napa gelegene Redington Mine, die zuweilen auch mit dem sonderbaren Namen XLCR bezeichnet wird. Der Ertrag der ersteren Mine (New Idria) belief sich im Jahre 1869 nach Rossiter W. Raymond's Angaben S. 759 seines Buches „Statistics of mines and mining“ auf 10,313 und der Ertrag der letzteren auf 5500 Flaschen.

* * *

Nicht minder wichtig wie das Quecksilber scheint für Californien die Entdeckung von Zinn zu werden, die im Februar 1870 im südlichen Theile des Landes, dicht an der Grenze von Mexico gemacht wurde, als man dort Goldquarzminen fand, zu denen eine Masse Leute aus allen Theilen Californien's strömten. Es gab, wie man in Amerika sagt, ein „excitement“ und einen „rush“. Selbstverständlich herrschte Anfangs in den neuen Minen ein in Deutschland unbekannter, ganz eigenthümlicher Faust- und Gewaltcomment, der zwar auch sein Anziehendes haben mag, dessen genaue Kenntniß aber Mancher sich im buchstäblichen Sinne des Wortes „blutig“ erkaufen muß. Wenn auch die Goldjägerei nicht den auf das Höchste gespannten Erwartungen entsprach — denn selbst in Californien ist nicht alles Gold, was glänzt — so wurde sie doch die äußerst angenehme und werthvolle Veranlassung zur Auffindung von Zinn, welches in so mächtigen Adern vorkömmt, daß man aller Wahrscheinlichkeit nach mit verhältnißmäßig geringen Anlagekosten große Kapitalien erzielen kann.

Das Metall findet sich als Zinnoxyd und ist mehr oder minder mit erdiger Masse gemischt: der Reduktionsproceß ist jedoch nicht sehr schwierig. Zinn ist bekanntlich ein nicht häufig vorkommendes Metall, nach welchem sich die Nachfrage täglich steigert, so daß die Ausbeute, die jährlich in Indien, Deutschland und Spanien gemacht wird, dem Bedarfe kaum zu genügen vermag.

Ueber den Reichthum der californischen Zinnminen, der als ein ungemein großer geschildert wird, läßt sich zur Zeit noch kein bestimmtes Urtheil abgeben; die Wahrscheinlichkeit spricht jedoch dafür, daß diese Minen dereinst zur Erhöhung des Wohlstandes von Californien wesentlich beitragen werden.

Die bisher genannten Metalle — Gold, Silber und Quecksilber — erschöpfen jedoch keineswegs den mineralischen Reichthum Californien's; der im August 1860 am Westfuße der Sierra Nevada gemachten Entdeckung von reichhaltigen Kupfererz-Lagerstätten folgten rasch mehrere andere; jetzt weiß man, daß Californien eine nie geahnte Menge dieses werthvollen Metalles besitzt, das zwar selten nur als gediegenes Kupfer auftritt, sondern meistens in der Gestalt von Rothkupfererz, Malachit, Kieselmalachit, Kupferkies und anderen Verbindungen.

Bis jetzt werden jedoch nur sehr wenige der Kupfererze in Californien selbst geschmolzen; man schickt sie zu ihrer Reduktion in weit entfernte Gegenden und zwar entweder nach Boston in Massachusetts oder als Ballast auf Segelschiffen um das Kap Horn nach Swansea in Wales (England). In Californien lohnt es bis jetzt nicht, Kupfererze zu bearbeiten, sofern sie nicht mindestens 15 Procent enthalten.

Die wichtigste bis jetzt bearbeitete Kupfermine Californien's, die Union Mine, befindet sich in der Nähe der Stadt Copperopolis im Calaveras Kreise, die demnächst mit der etwa 36 englische = 7.81 deutsche Meilen westlich von ihr abliegenden Stadt Stockton durch eine Eisenbahn wird verbunden sein (s. S. 28).

Eine der interessantesten Kupferminen Californien's ist die in der Nähe des Meadow Lake (im Nevada Kreise) in den höheren Theilen der Sierra Nevada bei einer Erhebung von etwa 8000 Fuß über dem Meere gelegene; hier ist, worauf ich schon S. 67 aufmerksam machte, wohl das höchste Bergwerk des Staates.

Aus mehrfachen Ursachen, die J. Roß Browne S. 207 und ff. seiner „Resources of the pacific slope" eingehend bespricht, hat jedoch der so günstig begonnene Bergbau auf Kupfer in den letzten Jahren erheblich nachgelassen.

Außer den bereits erwähnten Metallen finden wir in Californien noch gar manche andere, nicht nur selbstverständlich Eisen (woran jedoch in diesem Lande eher Mangel als Ueberfluß herrscht), sondern auch Platina, Iridium und Osmium; den letzteren drei Metallen hat man bis jetzt jedoch keine Aufmerksamkeit gewidmet, da man sie nirgendwo in größeren Mengen entdecken konnte. Ebenso wird auch erst die Zukunft Aufklärung über den Werth, den Reichthum und die Wichtigkeit einer Anzahl anderer metallischer und mineralischer nutzbarer Stoffe gewähren, von denen es in Californien eine große Menge gibt. Besonders viel verbreitet scheint der Borax zu sein; tonnenweise liegt er in Krystallen am Boden eines ungefähr 200 Acres großen Teiches, der etwas östlich vom Clear Lake, nur wenige Meilen nördlich von San Francisco sich befindet (s. S. 59).

An Kochsalz ist ebenfalls kein Mangel; wenn auch reines Petroleum bis jetzt noch nicht entdeckt wurde, so finden sich doch vielfach Asphaltquellen. Der californische Alabaster und Marmor (hauptsächlich im Amador Kreise vorkommend) wird an Güte und Reinheit dem besten italienischen gleichgestellt.

Kohle, meistens der Kreide- und Tertiärformation angehörig, kömmt vielfach vor, und wenn auch die bis jetzt entdeckte Qualität noch nicht die beste ist, so wird doch Californien in wenigen Jahren vollständig seinen eigenen Bedarf selbst zu decken im Stande sein. Die wichtigsten bis jetzt bekannten Kohlengruben liegen im Contra Costa Kreise, einige Meilen oberhalb der Vereinigung des Sacramento mit dem San Joaquin Flusse, am nordöstlichen Abhange des Mount Diablo, von woher auch ihr Name „Mount Diablo Minen" stammt. Die Dicke der Kohlenschicht beträgt zwischen zwei bis neun Fuß. Die erste Entdeckung dieser Minen fand im Jahre 1856 statt; mit der Bearbeitung wurde 1858 begonnen. Das Centrum der Minen ist in Somersville und Norton, etwa fünf englische Meilen vom San Joaquin Flusse entfernt und zwischen 800 bis 900 Fuß über sein Ufer emporragend.

Zwischen 1861 bis 1867 (während eines Zeitraumes von sechs Jahren) haben die Mount Diablo Kohlenminen etwa 500,000 Tonnen geliefert, wovon San Francisco allein etwas mehr als 300,000 Tonnen verbrauchte. Ueber die zum Betriebe der Minen angelegten Eisenbahnen siehe S. 29.

In der Nähe einstiger, jetzt aber erloschener Vulkane findet sich Schwefel, der aber zur Zeit nur wenig ausgebeutet wird. Wir treffen den Schwefel ferner in großen Mengen in der Nähe der Geysers (s. S. 60) im Sonoma Kreise, in den Umgebungen von Clear Lake im

Napa Kreise, ferner dreißig englische Meilen nördlich von der Stadt San Diego und ebenso viele Meilen westlich von Colusa und noch an mehreren anderen Lokalitäten.

Auch an Edelsteinen ist eine große Mannichfaltigkeit vorhanden; Opale, von denen einige bis zu zwanzig Dollars das Stück bezahlt werden, finden sich in großer Menge vor.

Zu Fiddletown, Volcano und an anderen Orten des Amador Kreises und im Cherokee Flat (Butte Kreis) haben Goldwäscher im Alluvium wiederholt Diamanten gefunden, die sie in San Francisco zum Preise von fünfzig bis sechzig Dollars das Stück verkauften. Manche, die mit dem Aussehen eines rohen, ungeschliffenen Diamanten nicht näher vertraut sind, mögen einen solchen für einen werthlosen Stein angesehen und einfach weggeworfen haben. Mit einem Worte: die Mannichfaltigkeit und der Reichthum an metallenen und mineralischen Produkten erweist sich schon jetzt in Californien ungewöhnlich groß; wird dieses Land, das ja noch vor einem Vierteljahrhunderte nahezu ebenso unbekannt war, wie heute das Innere Afrika's, näher erforscht, so werden sich in seinen Ebenen sowohl als in seinen Gebirgen Tag für Tag neue werthvolle Entdeckungen erschließen.

IX.

Das Leben der Miner.

Früher und jetzt.

Die vorhergehenden Skizzen haben uns manche der riesigen Fortschritte erkennen lassen, die Californien's Bewohner unter sorgfältiger Benutzung der zahlreichen Hülfsquellen dieses Landes in Werken des Fleißes gemacht haben; welch erfreulicher Umschwung unter ihnen während der jüngsten Jahrzehnte auch in culturhistorischer Beziehung stattfand, wird uns recht deutlich zur Anschauung gebracht, wenn wir die gegenwärtigen socialen Verhältnisse und Zustände Californien's mit denen vergleichen, die dort während der ersten Zeit der Entdeckung des Goldes obwalteten.

Obgleich damals die Willkür durch kein Gesetz und durch keine Polizei beschränkt wurde — ich habe dies bereits in meinen früheren Mittheilungen (S. 241) hervorgehoben, — herrschte doch eine ganz auffallende Sicherheit des Eigenthumes. Der allgemeine Ueberfluß an Gold und die Leichtigkeit seiner Gewinnung beseitigte die Hauptantriebe zum Verbrechen, dessen Ausführung ohnehin durch die allgemeine Bewaffnung mit Revolvern und Bowiemessern in hohem Grade erschwert war.

Häufiger gingen Gewaltthaten aus Streit und Raufereien hervor; aber selbst gegen diese konnte man

sich im Allgemeinen schützen, wenn man sich hütete, von seinen Waffen einen anderen Gebrauch, als den der Selbstvertheidigung zu machen, die allerdings in einem sehr weiten, bei uns nicht zu Rechte bestehenden Sinne aufgefaßt wurde. Wer bei Streitigkeiten oder bei einem Handgemenge nur die geringste Bewegung machte, die vermuthen ließ, daß er eine Waffe ziehen wolle, den konnte nicht nur sein Gegner, sondern auch irgend ein Anderer, der schneller als er seinen Revolver zur Hand hatte, sofort niederschießen; jedes Geschworenengericht Californien's hätte ihn unter der Voraussetzung, daß er im Zustande der Selbstvertheidigung gehandelt habe, freigesprochen.

Doch diese Verhältnisse änderten sich im Laufe der Zeit wesentlich, als das Gold, an den ergiebigsten und zugänglichsten Stellen rascher, als man für möglich gehalten, ausgewaschen, immer nur mit größerer Schwierigkeit erlangt werden konnte, und als es eben dadurch immer schwerer ward, das früher Vergeudete wieder zu ersetzen. Die Leidenschaften blieben, aber die früher leicht erreichbaren Mittel, ihnen zu fröhnen, fehlten; an ihre Stelle traten nun Raub, Mord und Todtschlag.

Die Gesetze, die man nach und nach erließ, zeigten sich unzureichend, und besonders schwierig war es, ihnen Geltung zu verschaffen. Denn mit Leichtigkeit konnte ein Verbrecher entweder aus dem schlecht verwahrten Gefängnisse entkommen oder mit Hülfe seiner Freunde ein Geschworenengericht zusammenbringen, das ihn unter allen Umständen freisprach. Da nahm natürlich das Volk die Justiz selbst in die Hand; da gab es Lynchgerichte und Lynchhinrichtungen, die, so sehr sie auch in Ländern, wo geregelte Verhältnisse walten, zu beklagen

sind, in Californien wirklichen Segen brachten. Es ist kein Fall bekannt, daß selbst in den wildesten Zeiten Californien's ein Unschuldiger gelyncht worden wäre; nur wenn des Verbrechers Schuld so klar zu Tage lag, daß von ihr Jedermann überzeugt war, wurde er sofort vom Lynchgerichte aufgehängt; in allen anderen Fällen bewilligte ihm selbst die aufgeregteste Volksmenge ein, wenn auch summarisches, so doch gerechtes Verfahren.

Gegenwärtig gehören Lynchhinrichtungen in allen Theilen Californien's zu den größten Seltenheiten; mir ist im ganzen Lande kein Ort bekannt, an dem zur Zeit noch ein Sicherheitsausschuß „a vigilance committee" bestünde, wie wir ihn nahezu an allen zwischen dem Missouri bis an die Grenze Californien's längs der Pacificbahn gelegenen Orten auch heute noch antreffen. Aber auch hier haben die Mitglieder eines solchen Sicherheitsausschusses, die als eine Art geheimer Vehme keineswegs allgemein bekannt sind, noch Keinen gelyncht, der nicht mit Fug und Recht zweifach den Galgen verdient hätte. Lynchhinrichtungen in den Staaten Amerika's, die östlich vom Missouri liegen, halte ich für einen höchst beklagenswerthen Ausnahmezustand, mit dessen Beseitigung die Behörden nicht zögern sollten; aber westlich vom Missouri sind sie zur Zeit eine vollkommen gerechtfertigte Eigenthümlichkeit, die nachweislich die besten und wohlthätigsten Folgen gehabt hat.

Wie würde es heute noch in San Francisco, Californien's größter und wichtigster Stadt, mit der Sicherheit von Gut und Leben beschaffen sein, wäre dort nicht bereits im Jahre 1856 die Grundlage zu gesetzlichen Verhältnissen durch ein Vigilanzcomité geschaffen worden, das bis jetzt sowohl in Beziehung auf Organisation, als auch auf seine Erfolge einzig in seiner

Art dasteht. Es dürfte nicht ohne Interesse sein, wenn ich in Kürze eine Schilderung dieses eigenthümlichen Sicherheitsausschusses entwerfe; sie beruht theils auf John S. Hittell's und Karl Kühl's Angaben, theils auf Mittheilungen, die ich während meines Aufenthaltes in San Francisco von verschiedenen Seiten erhielt.

Zum näheren Verständnisse des Folgenden muß ich vorausschicken, daß überall in den Vereinigten Staaten die große Zahl der Beamten, die nicht Bundesbeamte sind und die als solche der Präsident ernennt, vom Volke gewählt werden, wobei es sich jedoch in Folge des allgemeinen Stimmrechtes nicht selten ereignet, daß, wenn eine politische Partei die Oberhand gewinnt, sie mit Hülfe ihrer Anhänger an die Spitzen der Verwaltung Männer stellt, die für dieselben kein anderes Anrecht aufzuweisen haben, als ihre „Gesinnungstüchtigkeit", für die sie nun auf solche Weise belohnt werden. Selbst bei den ehrenhaftesten Amerikanern tritt der Fall nur sehr selten ein, daß sie ein ihnen angetragenes Amt aus dem Grunde ausschlagen, weil sie mit demselben nicht im Geringsten vertraut sind; denn fast in jedem Amerikaner wurzelt unerschütterlich die Ueberzeugung von der Richtigkeit des Sprüchwortes: „Wem Gott gibt ein Amt, dem gibt er auch Verstand."

Mögen auch gegenwärtig in verschiedenen Theilen der Vereinigten Staaten hie und da Männer ein Amt bekleiden, denen hierzu ebensowohl Befähigung als Würdigkeit mangelt: eine solche Bande, wie sie in den Jahren 1855 und 1856 durch Bestechung, Veruntreuung und die gemeinsten Wahlumtriebe alle einflußreichen Aemter in San Francisco innehatte, war denn doch nirgendwo anders zu finden. Nicht einige wenige der

damaligen Beamten, nein die Mehrzahl derselben bestand aus Leuten, deren Umgang von jedem anständigen Menschen gemieden wurde.

Als nun eines dieser Subjekte, Namens James Casey, einen Zeitungsredakteur auf offener Straße niederschoß, weil dieser nachgewiesen hatte, daß er früher in New York wegen schweren Diebstahles verurtheilt worden war, organisirte sich sofort unter der höchst aufgeregten Volksmenge ein Sicherheitsausschuß, dem sich augenblicklich die überraschend große Zahl von neuntausend Menschen anschloß. Diese formirten sich in Compagnien, bewaffneten sich und richteten sich ganz militärisch ein. Dem Befehle des Gouverneurs von Californien, sofort sich aufzulösen, leisteten sie keine Folge; im Gegentheile, sie stürmten das Gefängniß, in welchem Casey saß, nahmen ihn und noch einen anderen Spitzbuben heraus und hingen die Beiden kurze Zeit später auf, nachdem sie ihnen ein nicht öffentliches Verhör gewährt hatten. Noch zwei anderen Personen widerfuhr das gleiche Schicksal; eine Anzahl notorischer Hallunken wurde eingezogen und in richtiger Form, ohne Uebereilung, abgeurtheilt. Alle Bestrebungen des Gouverneurs, dem Schalten und Walten des Vigilanzcomités Einhalt zu gebieten, erwiesen sich fruchtlos. Die Soldaten, die er gegen dasselbe ausgeschickt hatte, wurden ohne viele Schwierigkeiten gefangen genommen und, nachdem man ihnen die Waffen abgenommen hatte, wieder entlassen.

Volle acht Monate war dieser Sicherheitsausschuß in Thätigkeit. Nachdem er eine Anzahl wirklicher Verbrecher gehängt, eine Menge notorischer Spitzbuben, Hallunken und Diebe ausgewiesen und hierdurch die Gesellschaft von dem Abschaume der Menschheit gereinigt, sowie durch sein energisches Auftreten den Einfluß

schlechter Charaktere gebrochen und Ruhe, Ordnung und Sicherheit wieder hergestellt hatte, löste er sich freiwillig auf. Seine, wenn auch nach Art der Vehmgerichte vielfach in geheimnißvolles Dunkel gehüllte Thätigkeit war unbestreitbar eine höchst ersprießliche und segensreiche und hat auch für spätere Zeit einen äußerst heilsamen Einfluß auf ganz Californien ausgeübt. Wir wollen hoffen, daß dieses schöne Land für immer von Verhältnissen verschont bleiben werde, die ein erneuertes Auftreten eines Sicherheitsausschusses nothwendig machen könnten.

* * *

Vervollständigen wir uns das Bild der in Californien herrschenden socialen Verhältnisse, indem wir etwas näher die Wohnstätten in das Auge fassen, die den ersten Einwanderern zum Aufenthalte dienten. Als sie in dieses Land kamen und längs der neuentdeckten Goldfelder sich zerstreuten, fanden sie weder auf diesen, noch in ihrer Nähe größere Ortschaften vor, so daß sie genöthigt waren, sich selbst in irgend einer Weise ein Obdach herzustellen. Anfangs bestand es nur aus einigen Fetzen Tuches, die man auf schiefgeneigte, oben sich kreuzende Stangen befestigte, später entweder aus einem richtigen Zelte oder aus einer Holzhütte der einfachsten Bauart. Von irgend einer Symmetrie in der Aufstellung dieser Wohnstätten war Anfangs keine Rede; sie waren im Gegentheile, auf das Bunteste nach allen Richtungen zerstreut.

Allmählich aber, als der Zusammenfluß der Menschen ein größerer ward, als unternehmende Spekulanten und rührige Kaufleute anfingen, Vorrathshäuser zu errichten, in denen alles Mögliche durcheinander zu erhalten war,

von einem eisernen Spaten bis zu einer Flasche Champagner, als das so lang unterdrückte Bedürfniß des Comfort's und häuslichen Behagens immer mehr erwachte und immer mächtiger und gebieterischer auftrat, entstanden kleine, gewöhnlich nur von einer einzigen langen Straße gebildete Städte mit höchst anspruchlosen, meistens nur aus Brettern zusammengefügten Häusern.

Die einzigen, in einem solchen jungen californischen Minenorte vorhandenen Gebäude, die sich durch ihre Größe auszeichneten und nicht allein behaglich, sondern selbst luxuriös eingerichtet waren und ebendeßhalb im größten Widerspruche mit allen übrigen Wohnungen standen, bildeten die Spielhöllen. Sie waren geschmückt mit dicken Teppichen, feinen Möbeln, großen Spiegeln und einer Unmasse von Lampen. Tag und Nacht standen sie offen und niemals waren sie leer; denn Aller hatte sich die Leidenschaft des Spieles im höchsten Grade bemächtigt. War es ja doch die einzige Unterhaltung, die dem Miner geboten ward; überdies bildete es gleichsam ein Fortwirken der Aufregung, die gar häufig durch die Nachricht von großartigen Goldfunden oder von der Entdeckung reicher Minen hervorgerufen wurde.

Die Summen, die im Hazardspiel verloren gingen, grenzen an das Unglaubliche. Der schädliche Einfluß, den die Spielhöllen ausübten, ist unberechenbar; ohne ihr Vorhandensein wäre nicht nur Mancher als wohlhabender Mann aus Californien heimgekehrt: es wären auch eine Unmasse von blutigen Gewaltthaten ungeschehen geblieben. Bald tauchten auch Industrieritter und falsche Spieler auf, denen Californien für ihre betrügerischen Handlungen ein ungewöhnlich günstiges, ihre kühnsten Erwartungen übertreffendes Feld eröffnete. Fast allgemein wurde unter dem Namen „Monte“ das

in einzelnen Theilen Deutschland's als Kümmelblättchen bekannte Hazard gespielt, zu dessen Durchführung es von Seiten des Bankhalters einer nicht geringen Fingerfertigkeit bedarf; doch waren noch eine Menge anderer Hazardspiele im Gange.

Wie gänzlich aber war das Publikum hier von jenem verschieden, das wir gewohnt sind, in den aristokratischen, demnächst glücklicherweise verschwindenden Spielsälen einiger unserer deutschen Bäder zu finden! In den Räumen, die in Californien dem Spiele geweiht waren, hätte ein eleganter französischer Roué oder ein englischer Dandy kaum so viel Aufsehen erregt, wie in den deutschen Spielsälen ein californischer Goldgräber mit seinem schmutzigen Anzuge, seinem verwilderten Aeußeren, seiner gebieterischen Haltung und seinem entschlossenen Auftreten.

Jedes Spiellokal hatte eine eigene Abtheilung, in der alle möglichen Mischungen von Getränken, vorzugsweise aber nahezu giftiger Whiskey und Brandy verabreicht wurden; diese hitzigen und meistentheils gefälschten Stoffe trugen natürlich nicht wenig zur allgemeinen Erregtheit bei. Wo es nur immer möglich war, verschaffte man sich in den Spielhöllen eine Musikbande, deren Leistungen jedoch, obschon sie oft ganz ausgezeichnete gewesen sein sollen, fast von keinem Menschen gewürdigt wurden.

Wenn auch seit 1854 das Hazardspiel in Californien strengstens verboten ist, so wird es dessenungeachtet auch heute noch, besonders in einigen größeren Städten, aber in einem weit kleineren Umfange, heimlich betrieben.

Wie bereits erwähnt, bildeten die Spielhöllen eine Ausnahme von allen übrigen Häusern der Minenstädte. Von einer Beleuchtung oder gar von einer Straßen-

pflasterung war natürlich in keiner der jungen Minenstädte die Rede. Da es sich wiederholt ereignete, daß man in der Straße selbst nach Gold grub oder mitten durch sie eine zum Waschen dieses Metalles nöthige, von mir früher bereits beschriebene Sluice legte (s. S. 253—7), so war sie oft knietief erweicht und bildete auf weite Strecken eine schmutzige, schlammige, mehr oder minder zähe Masse, in der das Fortkommen noch gar sehr durch folgenden Umstand erschwert war. In der Straße lagen oder schwammen selbst zuweilen eine Menge leerer Wein- oder Bierflaschen, zerbrochenes thönernes Geschirr, Glasscherben in allen Größen, Bruchstücke unbrauchbar gewordener Räder und eiserner Instrumente, wie Schaufeln und Hacken, durchlöcherte Blechgeräthe, wie Kessel und Pfannen, Dauben zerschlagener Fässer, abgenagte Ochsen- und Schinkenknochen, alte Hüte und Kleider, zuweilen jedoch noch ganz brauchbares Weißzeug, zerrissenes Schuhwerk jeglicher Art und unzählige Blechbüchsen und leere Zinnkännchen, die einst mit präservirten Lebensmitteln angefüllt gewesen waren. In kürzester Zeit hätte man hier altes Blech und verrostetes Eisen im Betrage von mehreren Centnern auflesen können; einem Londoner oder Pariser Lumpensammler würde sich ein ungewöhnlich günstiges Feld seiner Thätigkeit geboten haben.

Von dem Mangel jedes ästhetischen Gefühles, von dem Behagen am Niedrigen und Gemeinen, von der rohen Auffassung und Behandlung jedes Gegenstandes, was Alles als nothwendige Folge des wilden von den ersten Minern geführten Lebens betrachtet werden muß, legen überhaupt, abgesehen von vielem Anderen, die Namen vielfach Zeugniß ab, die man den ersten Minenplätzen oder größeren Ansiedelungen gegeben hat. In

keinem Theile der weitausgedehnten Vereinigten Staaten finden wir solche Bezeichnungen, wie in Californien. Das heutige Placerville hieß ursprünglich Hangtown „Hängestadt", weil dort der erste Mann gelyncht ward. Wenn auch später, als geordnetere und geregeltere Verhältnisse eingetreten waren, manche dieser — milde ausgedrückt — absonderlichen Namen durch angemessenere ersetzt wurden, so finden wir doch auch heute noch in Californien Orte wie Rag Town „Lumpenstadt", Whiskey Diggings „Schnapsminenstadt", You bet „Wettstadt", You be dam, „Sei verdammt", Red Dog, „Rother Hund", Loafers' Retreat „Zuflucht der Spitzbuben", Hell's Delight „Wonne der Hölle" und andere ähnliche rohe oder unpassende Bezeichnungen.

In den ersten Monaten der Entdeckung des Goldes konnte man auch für die höchsten Preise keinen Dienstboten oder andere Aushülfe erhalten; so war, um nur eins zu erwähnen, das Waschen von Weißzeug lange Zeit hindurch theuerer als der Ankauf desselben. Jeder war genöthigt, Alles selbst zu besorgen und namentlich seine Lebensmittel, so gut es eben gehen wollte, sich selbst zuzubereiten. Sowohl die verschiedenen Gerichte, als auch die Art ihrer Bereitung waren sonderbar. Anfangs hatte man fast nur von Speck und von Bohnen, die in Salzwasser gekocht waren, zu leben und schätzte sich glücklich, wenn man dies einfache Mahl mit einer Tasse Thee oder Kaffee würzen konnte. Doch bald war es möglich, sich verschiedenartiges Fleisch zu verschaffen, das in der einfachsten Weise gebraten wurde. Ueber ein offenes Feuer stellte man einen gar häufig aus Reifen alter Fässer construirten Rost, legte auf diesen das Fleisch und hatte es so innerhalb einiger Minuten geröstet. Zu dem Braten genoß man eine eigenthüm-

liche Art von Brod, das je nach seiner Zubereitung die Namen Flapjack oder Damper führte. Diese Brodsubstitute bestanden nur aus Mehl, Wasser und Salz und erinnern an Chapatis, jene dünnen ungesäuerten Brodfladen, die ganz allgemein von den Eingeborenen Indien's genossen werden.

* * *

Zu wundern ist es nicht, daß der Mangel jeglichen Comfort's und das äußerst rohe Leben, das Anfangs in den Minenstädten herrschte, nichts Anziehendes für das zarte Geschlecht haben konnte. Die wenigen weiblichen Gestalten, die man in Californien nach und nach sah, wurden, wenngleich manche derselben nichts weniger als achtunggebietend waren, dessenungeachtet nahezu auf den Händen getragen. Noch im Jahre 1850 waren in San Francisco, Californien's größter Stadt, Frauen eine so große Seltenheit, daß, wenn sich eine solche auf der Straße blicken ließ, sich ganze Reihen von Fenstern öffneten, aus denen ihr die Männer voll Bewunderung selbst dann nachstarrten, wenn sie weder durch Schönheit noch durch Toilette anziehen konnte.

Kinder waren natürlich ebenso selten. In San Francisco ereignete es sich noch im Jahre 1851 während der ganz vorzüglichen Aufführung einer italienischen Oper, daß plötzlich ein Kind von etwa dreiviertel Jahren, das die Mutter, da sie es nicht ohne Aufsicht zu Hause lassen wollte, in das Theater mitgenommen hatte, während einer der schönsten Arien laut zu schreien anfing. Plötzlich erscholl aus den höheren Räumen des Hauses eine gewaltige Stimme: „Ihr Sänger und Fiedler, hört auf mit euerer Musik und laßt das Kind schreien; denn

eine solche Musik habe ich seit Jahren nicht mehr gehört!" Donnernder Beifall folgte diesen Worten; die Oper ward unterbrochen, bis der kleine Virtuose seinen ohrenzerreißenden Gesang beendigt hatte, wofür ihm dann rauschende Bezeigungen der Anerkennung gespendet wurden.

Die wenigen Kinder, die sich in Californien während der ersten Zeit der Einwanderung aufhielten, bekamen, da sie nur wenig mit Ihresgleichen zusammentrafen und überhaupt nur mit Personen verkehrten, die im besten Alter standen, oft ganz eigenthümliche, sonderbare Vorstellungen. Dies zeigt in recht auffälliger Weise folgende Begebenheit.

Ein Deutscher, der als einer der Wenigen mit seiner jungen Frau nach Californien gekommen war und sich in den Minen nicht als Goldsucher, sondern als Kaufmann in kurzer Zeit ein schönes Vermögen erworben hatte, kehrte nach mehreren Jahren mit ihr und seinem fünfjährigen Knaben zu Schiff über das Kap Horn in sein Vaterland zurück. Sowie er in einen deutschen Hafen eingelaufen war, eilte er sogleich mit seiner Familie in seine nur wenige Meilen entfernte Heimathstadt und begab sich, dort angelangt, zu seiner Mutter, einer sehr bejahrten Frau aus einem altbürgerlichen Hause, die, da sie die Bequemlichkeit liebte, ziemlich nachlässig und zugleich sehr unmodisch gekleidet war. Als nun die erste freudige Begrüßung zwischen Mutter, Sohn und Schwiegertochter stattgefunden hatte und der Vater sodann zu seinem Söhnchen sagte: „Sieh, hier ist deine gute Großmutter, geh' jetzt hin zu ihr und gib ihr einen Kuß", erwiederte der Junge, dem hier überhaupt Alles sehr eigenthümlich vorkam, ganz trotzig: „Nein, das thue ich nicht!" „Warum willst du denn der Großmutter keinen Kuß geben?" „Sie ist mir nicht

mehr neu genug", lautete die höchst originelle Antwort des Jungen, der nie bisher in seinem Leben ein altes Mütterchen gesehen hatte, und nicht wußte, wie er in anderer Weise den Eindruck schildern sollte, den auf ihn die ganze Erscheinung der von der Last der Jahre gebeugten Frau machte.

Obschon leider auch heute noch das Zahlenverhältniß der Frauen und Männer in ganz Californien kein normales ist, da letztere noch immer überwiegend vorhanden sind — wie ich bereits S. 19 mitgetheilt habe, leben z. B. in San Francisco nach dem Census von 1870 75,824 Männer und Knaben, aber nur 61,577 Frauen und Mädchen, — so würde doch jetzt kein Kind eines californischen Miners eine solche Antwort zur Entschuldigung für seinen Ungehorsam geben können. Aber durch manche der sonderbarsten und witzigsten Einfälle erregen sie auch jetzt noch unser Erstaunen. Als bei einem Besuche, den ich einer mir bekannten Familie in San Francisco machte, wobei zufällig auch ihr sechsjähriger Knabe anwesend war, die Rede auf ein in New York ansässiges Handelshaus kam, und ich sagte, daß ich es kenne, und zum Beweise hiefür erwähnte, daß es sich fast ausschließlich mit überseeischen Geschäften befasse, wurde ich von dem Hausherrn freundlich dahin belehrt, daß die Theilhaber der Firma in jüngster Zeit diese Art von Geschäften gänzlich aufgegeben hätten. „Papa", frug der Junge, „befassen sie sich jetzt vielleicht mit überflüssigen Geschäften?"

* * *

Nahezu das gleiche Bild wie die Minenorte zeigten in den ersten Jahren der Entdeckung des Goldes die-

jenigen verhältnißmäßig wenigen Städte, die, wie San Francisco und Sacramento, mehr oder minder entfernt von den Goldfeldern liegend, bereits seit einiger Zeit entweder am Gestade des stillen Meeres oder an den Ufern schiffbarer Flüsse erbaut waren. In San Francisco war damals der Zustand der Straßen ein entsetzlicher. „In den Wintern", sagt Rühl S. 37 seines Werkes »Californien«, „zeichnete sich San Francisco durch einen wahrhaft unergründlichen Morast aus, der an einzelnen Stellen für Menschen und Vieh lebensgefährlich war. Allmählich wurden die Straßen mit Bohlen belegt, unter welchen Millionen Ratten eine Zuflucht fanden."

Bald jedoch nahmen San Francisco sowohl, als auch andere Städte, die sich in Folge ihrer günstigen Lage sehr rasch als wichtige Stapelplätze für den Handel erwiesen, einen Aufschwung, den keiner der Minenorte auch nur annähernd erreichen konnte. Das früher kaum gekannte, für unbedeutend gehaltene, höchstens zuweilen von Walfischfahrern und Pelzhändlern vorübergehend besuchte San Francisco, das ich S. 87—91 und in meinem Buche über die Pacificbahn (S. 173—88) geschildert habe, hat sich in Folge der Goldentdeckung und der mit ihr in innigstem Zusammenhange stehenden mannichfachen Verhältnisse in einer Weise gehoben, die nahezu mährchenhaft genannt werden muß.

Nicht nur San Francisco, auch die neuen californischen Minenstädte arbeiteten sich rasch aus ihrem wilden, regellosen Urzustande heraus. Die jetzige Gestalt der californischen Wohnorte ist von der älteren gänzlich verschieden. Denn jetzt finden wir überall an den Minenplätzen freundliche Städte mit Bürgersteig versehen, der, wenn auch nicht mit Steinplatten oder

Asphaltpflaster, so doch mit Brettern belegt ist, eine zwar einfache, aber, so lange das Holz nicht Spuren von Fäulniß zeigt, vollkommen zweckdienliche Einrichtung. Straßenbeleuchtung fehlt freilich allen diesen Minenstädten noch immer, die sich von anderen amerikanischen auch darin verschieden zeigen, daß sie gewöhnlich nur eine Hauptstraße haben, die überdies ferne davon ist, geradlinig zu sein, und daß die Nebenstraßen fast immer ohne Symmetrie daran gebaut sind.

Die Häuser, wenn auch von außen einfach und fast immer nur aus einem Erdgelasse und einem darüber befindlichen Stocke bestehend, sind im Inneren überall behaglich, häufig sogar luxuriös eingerichtet. Man wird keines finden, in welchem nicht eine Anzahl von mineralischen Handstücken, darunter sogar zuweilen von sehr werthvollen, vorhanden wäre. Aus Stein ist fast kein Haus erbaut; beinahe alle bestehen aus Holz oder aus Adobes. Die für das Land so charakteristischen Adobegebäude sind nur in einem Klima möglich, das, wie das californische, einen hohen Grad von Trockenheit hat; denn sie werden nur aus ungebrannten Backsteinen aufgeführt, die, aus zwei Dritteln Sand und einem Drittel leichten Lehm oder Staub gefertigt, an der Sonne getrocknet werden und von großer Festigkeit sind.

Der weiße Miner, der gegenwärtig unter den im Laufe der Zeit in der Gewinnung des Goldes eingetretenen Veränderungen (s. den achten Abschnitt) fast nirgends mehr für seine eigene Rechnung arbeitet, sondern in größeren Gruben oder auf ausgedehnten Feldern, die meistens Gesellschaften gehören, beschäftigt ist, bewohnt nicht mehr wie früher ein elendes Zelt oder eine winzige Bretterbude, sondern hat sich in einem großen Logirhause (Boardinghouse), das mit geräumigen Speisesälen und

luftigen Schlafstätten versehen ist, eine behagliche Häuslichkeit eingerichtet; in diesem Hause erhält er zugleich zu billigem Preise seine Kost, die so reichhaltig und gut ist, wie sie bei uns kaum eine den Mittelständen angehörige Bürgersfamilie genießt. An Abwechslung von Speisen ist bei der seltenen Mannichfaltigkeit von Gemüsen und Früchten und von Wildpret und Fischen, die Californien zu jeder Jahreszeit bietet, kein Mangel.

Selbst die so genügsamen Chinesen leben heute in allen Minenstädten entschieden ebenso gut, wie dies zur Zeit der Entdeckung des Goldes irgend einem der damaligen weißen Goldsucher, und wenn er auch noch so viele Schätze besaß, möglich gewesen wäre.

Treffend schildert die Aenderungen, die das Leben der Miner in Californien im Laufe der Zeit erfuhr, der deutsch-amerikanische zu Monroe in Michigan lebende Dichter Dr. Eduard Dorsch, wie folgt:

Kaum ein Jahrzehent ist vorbeigerauscht,
Seitdem die ersten kühnen Pioniere
Dem Wellenschlag des stillen Meers gelauscht,
Um statt der Jagd auf wilde Waldesthiere
Sich mit des Bergmanns Kittel zu bekleiden
Und zu erforschen neue Goldreviere.
Kaum ein Jahrzehent sah'n wir flüchtig scheiden,
Und aus dem Chaos, das die Welt bestaunte,
Erwuchs ein Staat, den andre jetzt beneiden.
Wo früher mühsam nur der schlimmgelaunte
Goldgräber wusch, gebückt im Bett des Flusses,
Wo Richter Lynch schoß, hängte und karthaunte,
Wo trotz des Reichthums und des Ueberflusses
Der Hunger oft zum Mord des Nachbarn trieb,
Und oft der Mangel eines Regengusses

Der Hoffnung schönste Blüthen niederhieb:
  Da rauschen Dampfer jetzt auf breiten Flüssen,
  Da blüht und prangt, was Menschen werth und lieb.
Der Tanzsaal wiederhallt nicht mehr von Schüssen,
  Und heimgekehrt von Tages Müh' und Last
  Labt sich der Gräber an des Weibes Küssen.
Auch gräbt er nicht mehr ohne Ruh' und Rast,
  Den Quarz zermalmt statt seiner die Maschine,
  Die niemals müde wird trotz aller Hast.
Auf blum'gen Wiesen tummelt sich die Biene,
  Des Landmanns Mühe lohnt sich tausendfach,
  Und jede braune Scholle wird zur Mine.
Auf stolzen Säulen ruht des Hauses Dach,
  Und Purpurtrauben reifen auf den Höh'n,
  Die seit Jahrtausenden gelegen brach.
Allabendlich klingt liebliches Getön
  Von der Veranda, sei es die Guitarre,
  Die eine Donna spielet, bleich und schön,
Sei es des Negers Banjo, sei's das starre
  Und unvermeidliche Klavier; Musik
  Ertönt, man tanzt, es duftet die Cigarre,
Und stolzer richtet sich empor der Blick,
  Denn bald vielleicht trägt die Kultur nach Osten
  Das jüngste Kind der großen Republik.
Ja wohl! nach Osten, wo die ersten Posten
  Die Menschheit weit in alle Welt entsendet,
  Wo unter Palmen unſ're Ahnen kos'ten.
Wenn die Geschichte stets nach West sich wendet,
  Wird bald der große Ring geschlossen sein,
  Der da, wo er einst anfing, wieder endet.
Schon stürmen der Chinesen dichte Reih'n
  An Californien's Ufer, eine Brücke,
  Die stärker als von Eisendraht und Stein.

O zweifelt nicht! Bald füllet sich die Lücke,
Die China ließ im großen Völkerbunde,
Und fügt sich's nicht, — so geh' es denn in Stücke!
O Californien! Als die große Kunde
Von deiner Berge gold'nem Eingeweide
In der bewohnten Welt gemacht die Runde:
Wie glänzte diese Welt in neuem Kleide!
Wie hob der Landmann eifriger den Spaten,
Wie wob der Weber eifriger die Seide!
Wie spornte sie zu reich'ren Geistesthaten,
Belebte Werften, baute Eisenbahnen
Und gründete den Keim zu neuen Staaten!
In tausend Farben flatterten die Fahnen
Der Völkerwandrung nach dem Wunderland,
Wie einst, als Gothen stießen auf Romanen.
Der Deutsche reicht dem Franken hier die Hand,
Der Ire baut sich Hütten bei'm Chinesen,
Yankee und Schotte wohnen Wand an Wand;
Selbst Die, die früher Herrn des Lands gewesen,
Die übermüth'gen Granden Mexiko's,
Verschmähen nicht die Ernte aufzulesen,
Die aus der Tasche der Erob'rer floß;
Es ist genug, ihr ganzes Reich zu kaufen
Von Yukatan bis nach Los Angelos.
O Californien! Nicht dein Goldeshaufen,
Nicht deine Edelsteine sind es werth,
Um Eldorado, Ophir, dich zu taufen:
Der Erde Scepter ist dir einst bescheert,
Die Krone liegt versenkt in deiner See,
Denn wahr ist, was der Dichter schon gelehrt:
„Westward the star of empire takes its way."

X.

Die Chinesen.

Die folgenden Schilderungen, in denen ich den Versuch machen will, das Leben, die gesellschaftlichen Zustände, die Sitten und Gebräuche, die religiösen Einrichtungen und die hervorragendsten Charakterzüge der in Californien wohnenden Chinesen eingehender darzulegen, beruhen zwar größtentheils auf eigenen Wahrnehmungen und Beobachtungen; doch habe ich einige der unmittelbaren Gegenwart angehörige Daten verschiedenen amerikanischen Zeitungen, deutschen sowohl als englischen, entnommen.

So lange Californien unter mexikanischer Herrschaft stand, waren hier keine Chinesen ansässig. Erst die am 19. Januar 1848 von James W. Marshall, in der Zeit, wo er im Dienste des Kapitäns (jetzigen Generales) John A. Sutter stand, gemachte Entdeckung des Goldes, über die ich mich im siebenten Abschnitte ausführlicher verbreitet habe, zog gegen Ende genannten Jahres eine Anzahl dieser unternehmenden Asiaten herbei; ihnen folgten, besonders seit dem Jahre 1850, von wo aus eigentlich der Aufschwung der chinesischen Einwanderung nach Californien beginnt, bald weitere Zuzüge ihrer Landsleute.

Die Gesammtzahl der seit der Goldentdeckung in Californien bis zum heutigen Tage dort eingewanderten und von da in ihr Heimathland später zurückgekehrten Chinesen wird ungemein verschieden geschätzt; sicher ist nur, daß nach dem Census des Jahres 1870 in Californien (siehe S. 13, letzte Zeile der Spalte 8) 49,229 und in ganz Nordamerika 63,196 Chinesen lebten.

Am Stärksten war die Einwanderung der Chinesen nach Californien im Jahre 1852, wo sie sich auf 18,423, am Geringsten im Jahre 1866, wo sie sich auf 2351 Seelen belief; im Jahre 1869 landeten 12,874 Chinesen — eine größere Zahl, als jemals seit 1852. Die Einwanderungen bestehen fast ausschließlich aus Männern; denn zwischen den Jahren 1848 und 1868 trafen nur 3766 chinesische Frauen ein.

Die Mehrzahl der Chinesen macht gegenwärtig die Reise von ihrem Heimathlande nach Californien auf Dampfschiffen — Alle, selbst die Vermögendsten im Zwischendecke, wofür der Einzelne mit Einschluß der hauptsächlich aus Reis bestehenden Verköstigung von Hongkong nach San Francisco 55 Dollars zu entrichten hat.

Wenn auch die Reise von China nach Californien nahezu doppelt so lange währt, wie von Europa nach Amerika, so ist sie doch keineswegs mit den zahlreichen Unannehmlichkeiten verbunden, die nur zu häufig eine Fahrt über den atlantischen Ocean begleiten. Stürme gehören nämlich auf dem stillen Meere nicht zu den gewöhnlichen Erscheinungen; träten dort Orkane ebenso heftig und wiederholt wie in dem bewegten atlantischen Oceane auf, so würden sie in wenigen Stunden die mit Chinesen beladenen Schiffe vernichten. Denn die Bauart der stillen Meeresdampfer ist, obschon eine ganz solide, doch eine von den atlantischen Oceandampfern

wesentlich verschiedene. Der Hauptzweck jener Fahrzeuge ist weniger auf die äußerste Widerstandsfähigkeit gegen Stürme, als auf die Beschaffung möglichst großer und für die Reisenden bequemer Räume berechnet, während bei diesen der Rücksicht auf Festigkeit der Bauart jede andere weichen muß.

Diese soeben angeführten Ursachen ermöglichen es, die großen chinesischen Dampfer, die der Pacific Mail Steamship Company gehören, nicht nur ganz vorzüglich zum Massentransporte chinesischer Einwanderer einzurichten, sondern auch hinreichenden Raum für andere Reisende, sowie für Waaren zu erübrigen. In Begleitung der Herren Jakob Gundlach und E. Mayrisch habe ich in San Francisco einen dieser Dampfer, „Great Republic", am 1. Juli 1869 besucht und war auf das Angenehmste von dessen Einrichtung überrascht. Die großen, luftigen Zwischenräume dieser mächtigen Fahrzeuge, die alle einen Gehalt von 4000 Tonnen haben, werden in staunenswerther Sauberkeit gehalten, was um so schwieriger ist, als sie gewöhnlich von Chinesen überfüllt sind; denn kein aus irgend einem Hafen Europa's auslaufender Dampfer hat bis jetzt nach den Gestaden Amerika's eine so große Zahl von Einwanderern gebracht, wie dies ganz regelmäßig durch die chinesischen Dampfschiffe, die ihre Reisenden und ihre Ladung in San Francisco absetzen, geschieht; wiederholt beläuft sich die Zahl der Chinesen, die ein einziger Dampfer überbringt, auf 1200 bis 1400.

Höchst interessant ist es, der Ankunft und Landung eines solchen Schiffes in San Francisco beizuwohnen. Die Polizei sowohl, als besonders die Zollbeamten, haben schwere Arbeit und sauere Stunden. Jeder Chinese wird, sowie er mit seiner geringen Habe das Schiff ver-

läßt, auf's Strengste untersucht, ob er nicht heimlich steuerpflichtige Waaren bei sich führt. Denn das Schmuggeln betrachtet eben der Sohn des himmlischen Reiches als ein, wenn auch nach amerikanischen Landesgesetzen streng verbotenes, doch nach Menschenrecht erlaubtes Verfahren. Besonders das mit hohem Eingangszolle behaftete Opium ist es, das den Bewohner des Reiches der Mitte zur heimlichen Einfuhr reizt. Das Schmuggeln des Opiums erfordert unter allen Arten dieser Gaunerei die geschärfteste Aufmerksamkeit der californischen Zollbeamten. Anfangs mögen wohl viele Centner dieses narkotischen Giftes in unerlaubter Weise nach Californien eingeführt worden sein; jetzt aber, wo die Beamten durch Uebung allmählich in die Schliche der Chinesen eingeweiht sind, gelingt ein solcher Versuch, dessen Entdeckung immer die Confiscation zur Folge hat, nur sehr selten. Nachdem sich die Chinesen von der Unthunlichkeit überzeugt haben, die verpönten Waaren in Kisten mit falschen Böden oder im Inneren von doppelten Decken oder Mützen einzuführen, bieten sie jetzt zur Erreichung ihres Zweckes die geriebenste Schlauheit auf. Während meiner Anwesenheit in San Francisco ereignete es sich, daß ein mit dem Dampfschiffe kommender Chinese ganz offen und harmlos mehrere Pfund Wurst bei sich trug und mit seinen Kameraden ruhig davon aß. Als jedoch ein Beamter, der diese unschuldige Beschäftigung mißtrauisch beobachtete, die Wurst zerschnitt, fand er sie nur an den beiden Enden mit Fleisch, im Inneren aber mit Opium angefüllt. Noch vor Kurzem — Januar 1871 — hat man am Bord des Pacific Postdampfers „Japan" zweihundert Pfund Opium weggenommen, die man am Boden eines großen Frischwasser-Behälters versteckt gefunden hatte. Mögen die Beamten in ihrem

Eifer auch oft zu weit gehen: die strenge Untersuchung, welche sie, sofern sie ihrer Pflicht gewissenhaft nachkommen wollen, an den Habseligkeiten der chinesischen Einwanderer in einer dem Unkundigen gehässig erscheinenden Weise vorzunehmen genöthigt sind, haben sich die Chinesen in Folge ihres seit Jahren fortgesetzten betrügerischen Verfahrens selbst zuzuschreiben. Auch heute noch belohnt sich gar häufig die Wachsamkeit der amerikanischen Zollbeamten durch einen reichen Fang.

* * *

„Wir haben", sagt N. B. Dennys, der bisherige Redakteur der in Hongkong erscheinenden China Mail, ein gründlicher Kenner und Beurtheiler chinesischer Verhältnisse, „zwei verschiedene Arten chinesischer Einwanderer zu unterscheiden, solche, die aus ihrem Vaterlande auswandern, um ihre Lage zu verbessern und wo möglich nach Erreichung dieses Zweckes in ihre Heimath zurückzukehren, und andere, die von Spekulanten oder Arbeitgebern unter Contrakten für eine gewisse Dienstzeit importirt werden". Doch läßt sich bis jetzt zwischen einem freien Einwanderer und einem importirten Chinesen, den man mit dem Namen „Kuli" (englisch Coolie) bezeichnet, die Grenze nur sehr schwer ziehen. Denn fast jeder Chinese, der in Californien landet, hat sich schon vor seiner Abreise aus dem himmlischen Reiche als Mitglied einer der „Sechs großen Gesellschaften" aufnehmen lassen, die sich in San Francisco unter der Leitung höherer einflußreicher Chinesen befinden. Die Namen dieser Gesellschaften, von denen jede ihr eigenes großes Gebäude besitzt, lauten: Hop Wo, Yung Wo, Sze Yap, Sam Yap, Yan Wo und Ning Yeung. Sie beherrschen,

und zwar oft in tyrannischer Art, die chinesischen Einwanderer. Denn fast jeder Chinese hat gegen die Gesellschaft, deren Mitglied er ist, eine Verbindlichkeit zu erfüllen, da sie sein Reisegeld von China nach Californien entweder ganz oder theilweise vorausbezahlt hat.

Unbestreitbar ist es, daß diese Gesellschaften auch ihr Gutes stiften. Sie sind bei allem Drucke, den sie in vieler Hinsicht auf die Betheiligten ausüben, doch dabei gemeinnützige, nach Art amerikanischer oder europäischer Unterstützungsvereine organisirte Institute. Sie wahren die Interessen ihrer Landsleute, stehen ihnen mit Rath und That bei, verschaffen ihnen Arbeit und Beschäftigung, senden deren Sparpfennige gegen kaum nennenswerthe Vergütung und auf ganz sichere Weise an ihre in China zurückgebliebenen Angehörigen und lassen den letzteren schriftliche Mittheilungen zukommen. Noch mehr: ihre Thätigkeit erlischt selbst nicht nach dem Tode ihrer Mitglieder. Sie befördern die Leichen derselben nach China zurück; denn jeder Chinese will unter allen Umständen in seiner heimathlichen Erde ruhen. Jährlich werden von San Francisco nach China mehrere Klipperschiffe gesandt, deren ganze Ladung nur aus Chinesenleichen besteht. Jede einzelne ist in eine Kiste verpackt; die Fracht für die Leiche beträgt zwischen dreißig und fünfzig Dollars.

Kurz, die Wirksamkeit der „Sechs großen Gesellschaften" ist eine so vielseitige und im Ganzen und Großen genommen eine so wohlthätige, daß jeder Chinese Mitglied einer derselben auch dann bleibt, wenn er sich schon längst aller ihm aus seiner Uebersiedelung nach Californien erwachsenen Verpflichtungen gegen sie erledigt hat.

* * *

Die Mehrzahl der nach Californien kommenden Chinesen läßt sich in San Francisco nieder. Hier haben wir Gelegenheit, mit den nationalen Eigenthümlichkeiten und den Sitten und Gebräuchen dieses asiatischen Volkes näher vertraut zu werden, die sich in dieser Stadt vollständiger zu erkennen geben und freier entfalten, als an Plätzen, wo die Chinesen in geringerer Zahl zusammenwohnen und deßhalb zurückhaltend und schüchtern sind.

Die Zahl der in San Francisco lebenden Chinesen schätzte man bisher zwischen 20,000 und 25,000; doch hat sich die Uebertreibung dieser Annahme durch den im Juni 1870 vorgenommenen Census herausgestellt, aus dem hervorgeht, daß die chinesische Bevölkerung dieser Stadt aus etwa 12,000 Seelen besteht (siehe S. 19). Der Werth des in ihren Händen befindlichen Grundeigenthumes beträgt hier nur 74,800 Dollars und ihres beweglichen Eigenthumes 1,888,080 Dollars.

In einzelnen Theilen San Francisco's, namentlich in der vierten und fünften Ward, leben die Chinesen sehr dicht und zusammengedrängt. Wäre nicht die Stadt nahezu das ganze Jahr hindurch von kräftigen, die Luft in hohem Grade reinigenden Winden durchzogen (siehe S. 91), so würden sich die Chinesenviertel oft in äußerst unangenehmer Weise unseren Geruchsorganen bemerkbar machen. So aber erkennen wir sie, einzelne fast windstille Tage ausgenommen, nur durch das Aussehen, das sie gewähren; denn hier starren uns überall chinesische, uns unverständliche Aushängeschilde und Plakate entgegen. Wir finden in den zahlreichen Läden der Chinesen ihre vaterländischen Artikel in ebenso großer Auswahl und Mannichfaltigkeit, wie sie nur in den größten Städten ihrer ursprünglichen Heimath anzutreffen sind.

Der den unteren Ständen angehörige Chinese macht äußerst geringe Ansprüche an seine Wohnstätte. In San Francisco wohnen die chinesischen Arbeiter ganz allgemein kasernenartig in einigen größeren mehrstöckigen Gebäuden, die vom Keller bis zum Dachstuhl und bis in die kleinsten Winkel überfüllt sind.

Das Innere solcher Gebäude, von denen ich einige in Gesellschaft des Herrn Otto Wermuth eingehender besichtigte, gleicht vollständig einem Ameisenhaufen. Um Raum zu gewinnen, werden in den Zimmern die Betten ähnlich wie in den Kajüten der Schiffe übereinander gelegt. Ueberall herrscht ein ganz unbeschreiblicher Schmutz; oft wimmelt es von Ungeziefer. Außer den Betten gibt es in den Zimmern keine Möbel; doch sind die Wände selten kahl, vielmehr meistens mit großen und verschiedenartig geformten Papierstreifen versehen, auf denen uns wunderliche Schriftzeichen in allen Größen entgegenblicken.

Ebenso schreckliche Geheimnisse wie die verrufensten Quartiere von London und Paris birgt vielleicht manches Chinesenviertel San Francisco's; nur selten, oft nur durch Zufall gelingt es der Polizei, sie zu enthüllen. So erfuhr sie zu Ende des Decembers 1869, daß in dem Zimmer eines von Chinesen bewohnten Hauses ein Leichnam sich befände, den man auch wirklich bei einer Durchsuchung in einer elenden Kammer entdeckte. Es stellte sich heraus, daß der Verstorbene einer der Unglücklichen war, der sich bei einem einige Wochen vorher (am 14. November) geschehenen Eisenbahnzusammenstoße arg beschädigt hatte, und eine nähere Untersuchung ergab, daß er von seinen Landsleuten einfach seinem Schicksale überlassen worden war, von dem ihn ein qualvoller Tod erst nach mehreren Tagen befreite. Aehnliche

Fälle mögen öfter vorkommen, ohne im Geringsten zur Kenntniß der Behörden zu gelangen, die gegenüber den bis jetzt unter den Chinesen herrschenden Verhältnissen geradezu machtlos sind.

Man kann zu keiner Zeit irgend eine, wenn auch entlegene Straße San Francisco's durchwandern, ohne in ihr einer Anzahl von Chinesen zu begegnen. Die bei ihnen übliche aus ihrer Heimath stammende Gewohnheit, Lasten an einer langen über die Schulter gelegten Bambusstange zu tragen, verursacht oft in den von Menschen belebten Straßen große Störungen, da die Lastträger mit ihren großen Stangen nur zu häufig gegen die vor oder hinter ihnen Gehenden anstoßen. Ende Januar 1871 hat nun der Stadtrath von San Francisco eine Verordnung erlassen, wodurch ganz allgemein die Anwendung solcher Tragstangen verboten wird, dieselbe aber so eigenthümlich abgefaßt, daß sie die allgemeinste Heiterkeit erregte. Der stadträthliche Ukas lautet nämlich wörtlich: „It shall be unlawful for anybody to carry baskets upon side-walks suspended on poles", d. h.: „es ist verboten, Körbe zu tragen auf Trottoirs, die an Stangen gehängt sind".

Wo wir immer in San Francisco Chinesen begegnen, fallen sie uns sofort nicht blos durch ihre Gesichtsbildung, sondern auch durch ihren Anzug auf. Gegen ihre mannichfach den dortigen klimatischen Verhältnissen angepaßte Kleidung bildet der bei keinem Chinesen fehlende Zopf einen grellen Abstand. Aber die Cultur, die alle Welt beleckt, hat sich auch auf die Chinesen erstreckt. Denn bei den Vornehmeren wird dieser nationale Schmuck durch Hineinbinden von seidenen Schnüren oft ganz beträchtlich verlängert und würde bei genauerer Untersuchung wohl ebenso zusammenschrumpfen, wie bei

gleichem, allerdings nicht sehr liebenswürdigem Verfahren das Volumen eines europäischen oder amerikanischen Damenchignons. Manche der chinesischen Arbeiter, denen der lange Zopf bei ihren Hantirungen hinderlich ist, wickeln denselben auf und befestigen ihn ähnlich wie Frauen in Kranzform mit Nadeln am Kopfe. Das Haar ist immer von sehr schwarzer Farbe.

Der Anzug der Chinesen besteht gewöhnlich aus einem weiten, paletotartigen und vorne zugeknöpften, aber kurzen Rocke, der fast immer mit besonderer Vorliebe aus dunkelblauem Zeuge gefertigt ist. Ihre Schuhe sind vorne breit und in die Höhe gebogen und mit ungemein dicken Filzsohlen versehen; die der vornehmeren Chinesen werden meistens aus Seiden- oder Baumwollenstoffen gefertigt und sind reichlich mit Stickereien verziert. Die arbeitende Klasse der Chinesen, besonders diejenigen, die in den Minen beschäftigt sind, gewinnen immer mehr Geschmack an hohen Lederstiefeln, deren Schäfte sie in die Beinkleider stecken.

Als Kopfbedeckung dient dem ärmeren arbeitenden Chinesen ein riesiger und gewöhnlich sehr schwerer Strohhut, der flach auf dem Kopfe aufliegt und in der Mitte eine hohe, häufig mit einer Trobdel gezierte Spitze hat. Die besseren Stände tragen vielfach leichte seidene Mützen, aber die Abzeichen der Würde, die im eigentlichen China an der Kopfbedeckung in der Form von Korallen und Steinen aller Art, namentlich von Nephriten angebracht sind, habe ich bei keinem in Californien lebenden Chinesen bemerkt.

In den anderen Theilen des Anzuges, wie Strümpfe und Beinkleider, schließen sich die Chinesen mit geringen Aenderungen der europäischen Mode an. Eine Entfaltung großen Luxus im Tragen reicher Kostüme ist mir

bei keinem Chinesen in Californien aufgefallen; ein solcher findet nur bei der Feier des Neujahrsfestes statt, das ich eingehender S. 333—4 beschreiben werde.

Schön oder gar fesselnd wird wohl gewiß Niemand einen Chinesen finden, mag der Ausdruck seines Gesichtes auch noch so geistreich sein. Denn alle für die mongolische Race bezeichnenden Merkmale sehen wir bei den Chinesen in hohem Grade ausgeprägt. Die weit hervorstehenden Backenknochen lassen die Wangen selbst der kräftigsten und gesundesten Leute hohl und eingefallen und ebendeßhalb krankhaft erscheinen; die weizengelbe Farbe schließt alle Schönheiten und feinen Nüancen aus, die wir auf einem hellen Teint erblicken. Die Augen haben, da sie geschlitzt sind, nach unseren Anschauungen ebenfalls etwas geradezu Abstoßendes.

Die Chinesen sind klein und stämmig; höchst ausnahmsweise sieht man eine der athletischen Gestalten, wie sie unter den in Nordamerika vorkommenden Negern gar nicht selten sind. Dessenungeachtet lassen sich die Chinesen mit großem Geschicke bei solchen Erdarbeiten verwenden, zu deren Bewältigung das Zusammenwirken vieler Menschen wünschenswerth ist. Sind sie auch vermöge ihrer geringeren körperlichen Kraft nicht im Stande, an einem Tage dasselbe zu vollbringen, wie eine gleiche Anzahl weißer Arbeiter oder Neger, so ersetzen sie das Fehlende bei länger fortdauernder Arbeit durch ehrenwerthen Fleiß und Gleichmäßigkeit der Leistungen. So war die Central Pacific Eisenbahn von Californien, die monatelang Tausende von Chinesen bei ihrem Baue beschäftigte, in jeder Hinsicht mit den Arbeiten derselben zufrieden.

* * *

Die geringen Bedürfnisse des Chinesen, seine wenigen Ansprüche, seine einfache und genügsame Lebensweise erregen mit Recht unser Erstaunen. Seine Hauptnahrung besteht aus Reis, zu welchem er, wenn seine Mittel es erlauben, etwas Fleisch, Geflügel, Fisch oder Eier hinzufügt; auch fehlt dann der Thee ebenfalls nicht. Besonders liebt der Chinese das Geflügel, vor Allem die Hühner; die zahlreichen Diebstähle, die in Californien an diesen Hausthieren verübt werden, fallen mit wenigen Ausnahmen den Chinesen zur Last. Ochsenfleisch behagt dem Sohne des himmlischen Reiches wenig; er zieht Schweinefleisch vor. Brod ißt er nur, wenn er mit Weißen in Berührung tritt. So weigert sich kein Chinese, der sich als Dienstbote bei einer amerikanischen Familie verdingt, Brod oder überhaupt jede Art von Kost zu essen; sowie er aber wieder mitten unter seinen Landsleuten lebt, verschmäht er das Brod. Mehl benützen die Chinesen nur zum Kochen des Breies, vorausgesetzt, daß er weniger als Reis kostet. Kaum nämlich weiß ein anderer Mensch auf der Welt so genau wie ein Chinese der unteren Stände zu berechnen, wie sein Körper auf das Billigste mit Speise erhalten werden kann.

In San Francisco, wie auch in vielen Orten des inneren Landes, gibt es chinesische Läden mit rohen Eßwaaren. Aber was wir hier zum Verkaufe ausgelegt sehen, erregt in uns keineswegs das Verlangen nach seinem Besitze. Häufig gewahren wir kleine Fleischstückchen an Holzstäbchen angereiht, ein andermal an einer Schnur eine Reihe von getrockneten Fischen.

Alle Lebensmittel der Chinesen werden von ihnen, wenn es nur im Geringsten möglich ist, aus China selbst eingeführt, auch dann, wenn sie besser und billiger in Californien zu haben sind. Nicht nur Thee und Reis

kommen aus China, sondern sogar präservirte Fische, und selbst die Eier werden auf diesem weiten Wege bezogen. Man erhält letztere frisch, indem man sie vor Antritt der Reise mit einer harzigen Kruste überzieht, wodurch sie jedoch im Laufe der Zeit einen eigenthümlichen, unserem Gaumen nicht zusagenden Geschmack annehmen. Als Consument bringt der Chinese dem Staate Californien wenig Nutzen, da er nicht nur einen großen Theil seiner Nahrungsmittel, sondern auch seiner Kleidungsstoffe aus seinem weit entlegenen Heimathlande durch die S. 317—8 geschilderten „Sechs großen Gesellschaften" bezieht.

Die bei den Chinesen übliche Zubereitung der Speisen ist von der unserigen wesentlich verschieden; bei den vornehmeren Chinesen soll auf reinliche Zubereitung strenge geachtet werden.

Den Thee brühen sie nach unserer Art an, doch wird er keineswegs allgemein mit Milch und Zucker genossen. Die im Inneren Asien's unter den mongolischen Völkern herrschende Sitte, den Thee mit Soda, Salz und Butter zu bereiten, ein Getränk, das allein die Tibetaner des Prädikates „Tscha", d. i. „Thee" würdigen, wogegen sie den nach unserer Weise hergestellten Thee mit dem Namen „Tscha-tschosch", d. i. „Theebrühe, Theewasser", bezeichnen, habe ich nirgends bei den Chinesen in Californien getroffen.

Bekanntlich essen die Chinesen Manches, was wir ungenießbar, ja ekelhaft finden. So berichtet die Wochenausgabe der San Francisco Abendpost vom 12. Januar 1871 folgende Geschichte, die sie als buchstäblich richtig verbürgt. Ein Genügsamer aus dem mauerumschlossenen Reiche fischte jüngst in einem Rinnsteine nahe bei dem San Francisco Markte nach den in ihm befindlichen

verschiedenartigen Gegenständen und erhaschte unter anderem eine lebendige Eidechse. Schmunzelnd säubert er das Thier; plötzlich zuckt es um seine Mundwinkel, und ehe man sich's versah, verschwand die zappelnde Eidechse Stück für Stück zwischen den Zähnen des glücklichen Finders.

Doch läßt sich über diese Seite des Geschmackes bei verschiedenen Völkern ebensowenig streiten, wie über ihr eigentlich ästhetisches Urtheil. So will ich, um nur eins zu erwähnen, darauf aufmerksam machen, daß dem gebildeten Chinesen die Art und Weise, wie wir unsere Taschentücher gebrauchen, besonders wenn wir vom Schnupfen geplagt sind, entsetzlich vorkömmt. Die gleichen Dienste leisten ihm hiefür Stückchen feinen, aber dauerhaften Papieres, von denen selbstverständlich jedes nach einmaligem Gebrauche weggeworfen wird.

Auch findet der Chinese die Handhabung von Messer, Löffel und Gabel beim Essen höchst sonderbar. Die flüssigen Speisen, wie Suppe und Tunke, führt er direkt zum Munde, die festen zerschneidet er mit einem Messer und faßt dann auf eine für uns schwer nachahmliche Weise die Stücke mit zwei langen in der rechten Hand gehaltenen elfenbeinernen Stäbchen.

Bei Einkäufen irgend einer Art ist der Chinese, besonders Weißen gegenüber, die ihn allgemein mit dem Spitznamen „John" bezeichnen, im höchsten Grade mißtrauisch, und überdies sucht er sie auch nach Möglichkeit zu übervortheilen. Wo nur immer ein den unteren Ständen angehöriger Chinese bei einem Weißen etwas erhandelt und einkauft, muß er es baar bezahlen, da ihm niemals geborgt wird.

Wie sehr jedoch zuweilen das Mißtrauen des Chinesen gegen Weiße ihm selbst Schaden bringen kann,

beweist folgender Vorfall, von dem mir einer meiner californischen Freunde jüngst Kenntniß gab.

Vor einigen Monaten wurde der Versuch gemacht, auch in Californien die in diesem Lande bis dahin unbekannten Centstücke einzuführen, und ebendeßhalb hatte die Vereinigte Staaten-Münze eine große Anzahl ganz neu ausgeprägter und daher schimmender Centstücke an die bedeutenderen californischen Banken gesandt. Gar manche Personen wechselten nun größere oder kleinere Beträge der neuen Münze ein, um diese in Cirkulation zu bringen.

Ein Chinese tritt in den Laden eines Deutschen und bietet einen Gegenstand zum Verkaufe aus, der ihm auch um den Preis von 25 Cents abgenommen wird; scherzweise reicht man ihm einen der blanken Cents. John greift mit funkelnden Augen darnach und gibt auf die nahezu werthlose Münze, da er sie für ein 2½ Dollar-Goldstück hält, 2 Dollar 25 Cents in Silber zurück. Vergeblich sind alle Bemühungen, ihn über seinen Irrthum aufzuklären; als man ihn nun gar zur Herausgabe des vermeintlichen Goldstückes, das bereits in einer seiner Taschen verschwunden ist, bewegen will, entsteht in ihm die Vorstellung, daß das Goldstück etwa noch mehr werth sei, als er geglaubt habe. Der Mann, der kurz vorher ganz gut englisch gesprochen hat, versteht auf einmal aus Furcht, seinen Schatz zu verlieren, kein Wort mehr von dieser Sprache. Plötzlich, ehe man sich's versah, hatte er seinen Pack Waaren aufgenommen und war zur nicht geringen Heiterkeit der Anwesenden entflohen. Man eilte ihm nach, hatte aber große Mühe, ihn zu erreichen, da er Alles aufbot, seinen Schatz in Sicherheit zu bringen. Auf das erneuerte Anerbieten, ihn mit Silber zu bezahlen, wenn er nur das „Gold-

stück" ausliefern wollte, bat er flehentlich, es ihm zu belassen. Da fiel einem der Anwesenden ein Ausweg ein. Er holte aus seiner Tasche ein Paar Dutzend blanke Centstücke, warf sie verächtlich zu Boden, trat sie mit Füßen und rief dabei „no good, no good!" Jetzt tagte es unter dem Zopfe des Chinesen. Er holte den vermeintlichen Schatz hervor, verglich ihn mit den am Boden liegenden Stücken und kratzte sich voller Verlegenheit hinter den Ohren. Endlich ließ er sich überreden, sein Silber zurückzunehmen und die ihm gebührende Summe sich auszahlen zu lassen. Jetzt kommen nun er und manche seiner Landsleute häufig zu dem deutschen Kaufmanne, auf dessen „fair dealing" sie ein unerschütterliches Vertrauen setzen.

* * *

Die allgemeine Bildungsstufe der in Californien wohnenden Chinesen ist insofern eine niedere, als sie nicht die geringste Kenntniß von den staatlichen Einrichtungen, der Geschichte und der Geographie des Landes haben, in welchem sie doch so viele Jahre ihres Lebens zubringen; am öffentlichen, so außerordentlich reichhaltigen, wichtigen und in alle Verhältnisse eindringenden Leben des Amerikaners nehmen sie nicht den geringsten Antheil. Bis jetzt ist so wenig von einer Annäherung an irgend eine der in Californien zahlreich vorhandenen Nationalitäten bei den Chinesen zu merken, daß man sie gleichsam als eine eigene Kaste für sich betrachten kann, die, wie Karl Rühl mit Recht bemerkt, „einen Staat im Staate bildet". In socialer Beziehung ist der Umgang der Weißen mit den Chinesen ungemein beschränkt; er geht

nur so weit, wie es geschäftliche Verhältnisse dringend nothwendig machen.

In anderen Beziehungen zeigt die Bildung der Chinesen keine auffallenden Mängel. Fast jeder, auch wenn er den untersten Ständen angehört, kann das in seiner Muttersprache Geschriebene oder Gedruckte lesen und die meisten sind auch im Stande, chinesisch zu schreiben. Die Schriftzeichen dieses Volkes sind so eigenthümlicher Art, daß man sie nur sehr schwierig mit Feder und Tinte zu Papier bringen kann; sie werden eigentlich nicht geschrieben, sondern mit Tusche gemalt. Ganz verschieden von unserer Schrift sowohl, die von links nach rechts geht, als auch von der Schrift vieler orientalischer Völker, deren Buchstaben die entgegengesetzte Richtung verfolgen, läßt der Chinese von oben nach unten gehende Zeilen, und zwar von der rechten nach der linken Seite, nebeneinander herlaufen.

Wie sehr der Chinese darnach strebt, sich Kenntnisse und Bildung anzueignen, erhellt hauptsächlich aus dem Berichte der in San Francisco bestehenden Sonntagsschulen, nach welchem diese im April 1870 von 1200 erwachsenen Chinesen besucht wurden; ausdrücklich wird noch hervorgehoben, daß auch die im Inneren des Landes wohnenden Chinesen, sofern ihnen überhaupt der Zutritt zu solchen Schulen gestattet wird, dieselben fleißig besuchen.

Außerordentlich schwer fällt es den Chinesen, englisch zu sprechen; nur wenige sind im Stande, sich in dieser Sprache, wenn sie dieselbe auch tadellos schreiben, mündlich klar und deutlich auszudrücken; gewöhnlich radebrechen sie dieselbe in schauderhafter Weise. Die Wenigsten bringen es, auch wenn sie sich Jahre lang in Californien aufhalten, zu der Fähigkeit, das ihnen

so schwer fallende „r", das sie gewöhnlich in „l" umwandeln oder zuweilen gänzlich auslassen, richtig auszusprechen. Das englische „v" wird von ihnen häufig durch „b" ersetzt; auch haben sie die sonderbare Gewohnheit, am Ende vieler Wörter ein „i" anzuhängen. Im eigentlichen Chinesischen gibt es kein „r"; denn das von uns für ächt gehaltene Wort „Mandarin", in welchem dieser Buchstabe vorkömmt, ist nur corrumpirt; es stammt ursprünglich aus dem Portugiesischen und ist abzuleiten von mandare „befehlen". Die geographischen Namen Nanking, Peking, Canton, Hoangho, Yangtsekiang, Tientsin und tausend andere weisen kein „r" auf; wir suchen es auch vergebens in den Personennamen der in Californien wohnenden Chinesen. Da treffen wir Ahung und Ahund, Wong Hing, Ah Tam, Ah Sing, Si Kim, Tong Foo, Fang Chung, Lao-yeh, You Yee, Sam Kee, Ye Chow Ying, Sun Ta-jin, kurz alles Namen, denen der Buchstabe „r" fehlt.

Mit der Erlernung einer anderen Sprache als der englischen befaßt sich der Chinese zur Zeit in Californien nicht. Freilich trat eines Tages, als ich in San Francisco mit einem deutschen Freunde durch eine der belebtesten Straßen ging, ein augenscheinlich den besseren Ständen angehöriger Chinese auf mich mit den Worten zu, die er ganz tadellos aussprach: „Ah, Sie kommen aus Deutschland? Wie geht es Ihnen?" Ich war in der That sehr erstaunt über diese Ansprache. Auf meine Frage, wo er so gut deutsch gelernt und ob ihm dies nicht große Schwierigkeiten bereitet habe, erwiederte er sehr eigenthümlich: „O ich kenne Sie ganz gut. Wie gefällt es Ihnen bei uns? Ei, lassen Sie mich Ihnen doch die Hand geben." Aber als ich nun auf meine frühere Frage zurückkam und mich überhaupt mit dem

Chinesen in ein näheres Gespräch einlassen wollte, da bediente er sich sofort der englischen Sprache, und es stellte sich sehr bald heraus, daß der Mann, ohne die geringste Kenntniß des Deutschen zu besitzen, nur mechanisch einige Sätze, wie die eben erwähnten gelernt hatte, die er, da sie kein einziges „r" enthalten, leicht aussprechen und ähnlich wie: „Es ist heute ganz schön, doch ich finde es heiß", oder: „Ich liebe die Deutschen, die in diesem Lande wohnen, ungemein", ihres allgemeinen Inhaltes wegen ganz gut, in irgend einer beliebigen Reihenfolge, ähnlich wie ein Papagei auch, gegen jeden Deutschen anbringen konnte. Es war der erste, aber auch der letzte Chinese, den ich in Californien in einer Weise deutsch reden hörte, die mir bis dahin allerdings ganz neu und überraschend war.

Nach einer mir von mehreren Seiten zugekommenen Mittheilung, deren Richtigkeit ich jedoch nicht verbürgen will, hat ein den höheren Ständen angehöriger Chinese, der von einem auf gleich hoher Stufe stehenden Landsmanne stets mit den schmeichelhaftesten Worten und gewähltesten Ausdrücken angeredet wird, mit der größtmöglichsten Selbsterniedrigung zu antworten. Einige wenige Beispiele mögen zur Erläuterung dienen.

„Wie geht es meinem berühmten und glorreichen Freunde und Landsmanne?" — „Mein verächtlicher Balg befindet sich durchaus nicht schlecht."

„Wo liegt Ihr kostbarer Palast?" — „Mein elendes Hundeloch liegt in Oakland, dicht beim Landungsplatze der San Francisco Fährboote".

„Ist Ihre edle Familie zahlreich?" — „Ich habe nur fünf elende Mißgeburten."

„Ist die kostbare Gesundheit Ihrer lieblichen jungen Frau zufriedenstellend?" — „Das scheußliche alte Weib platzt vor Gesundheit."

* * *

Alle in Californien lebenden Chinesen sind mit Ausnahme von ein Paar Dutzenden, die sich „Christen" nennen, Anhänger des Buddhismus. Aber von dem echten Geiste dieser Lehre haben sie in ihrer gegenwärtigen Religion nur sehr wenig bewahrt; vielmehr ist sie bei ihnen in rohen Aberglauben ausgeartet. Sie haben in San Francisco zwei Tempel, von denen der eine „Pak Tie", d. i. dem „Gotte des östlichen Gipfels" geweiht, erst seit Ende April 1871 besteht. In dem älteren Tempel wird der „Josh" (Dschosch) verehrt, der dort durch ein riesiges, bemaltes hölzernes Götzenbild repräsentirt ist. Ihn umringen eine Unmasse anderer Buddhas von grotesker und phantastischer Gestaltung, sowie Tischchen mit Eßwaaren, Mehl, Reis und Cerealien aller Art, die in verschieden geformten Schalen als Opfer dargebracht zu werden scheinen; ihm zu Ehren brennt auch eine Unmasse von Rauchkerzen.

Die fratzenhaften Physiognomien der in dem Tempel im Sommer 1869 aufgestellten Götzenbilder waren wesentlich von dem reinen ächt mongolischen Typus verschieden, den solche bildliche Darstellungen in dem Hauptsitze des Buddhismus, in Tibet selbst, zeigen. Auch habe ich mich vergeblich nach Gebetcylindern umgesehen, die in den verschiedensten Größen in jedem tibetanischen Tempel zu finden sind. Gebetflaggen, meistens mit Zeichnungen

versehen, die der tibetanischen Tempel Wände zieren, fehlen im Josh Tempel zu San Francisco ebenfalls.

Dieser Tempel, den man richtiger als einen Betsaal bezeichnen würde, da er nur dreißig Fuß lang, achtzehn Fuß breit und zwölf Fuß hoch ist, befindet sich im ersten Stocke eines Hauses, und man gelangt zu ihm durch enge dunkele Treppen. Der Besuch wird Jedem mit großer Bereitwilligkeit gewährt. Daß aber die Chinesen keine besondere Ehrfurcht vor ihrem Heiligthume haben, geht zweifellos daraus hervor, daß sie nicht nur Jedem erlauben, in demselben zu rauchen, sondern auch selbst nach Kräften darin dampfen.

Einer der wichtigsten Festtage der Chinesen ist das Neujahrsfest, das neun Tage dauert. Es ist Sitte, daß sich an demselben der Schuldner mit seinem Gläubiger auseinandersetzt, wobei dem ersteren gar häufig eine beträchtliche Summe geschenkt oder ihm doch die Rückzahlung der Schuld wesentlich erleichtert wird.

Das zu New York erscheinende „Belletristische Journal" vom 18. März 1870 enthält eine eingehende Schilderung dieses Festes, die sein Correspondent zu San Francisco „A. E." entworfen hat. Ich entnehme ihr folgendes:

„Der Tempel war im Inneren festlich geschmückt, und Weihrauch verbreitete hier, wie auch in den Häusern der vermögenden Söhne des himmlischen Reiches, ein angenehmes Aroma. Der Luxus, den die Mongolen an ihrem Neujahrstage in Bezug auf Kleidung entfalten, ist ungeheuer; die schwersten Seidenstoffe werden bei dieser Gelegenheit von den Bemittelten getragen, und mit charakteristischer Freigebigkeit offeriren sie ihren Gästen Cigarren, Champagner, alsdann aber auch chinesischen Wein, welcher an Geschmack dem Arak, vermischt

mit Ingwer, gleichkömmt. Auch eingemachte und kandirte Früchte liegen zur Benutzung bereit, und frische chinesische Apfelsinen von der Größe eines Menschenkopfes, die aber nicht so schmackhaft sind wie die hiesigen, bilden einen überraschenden Anblick. Künstliche Blumen scheinen bei den Chinesen besonders beliebt zu sein, die Musik dagegen, welche sie veranstalten, zeigt, daß sie weder Sinn für Melodie, noch für Takt haben; denn sie bedienen sich einer Art Pfeife und eines Tamburins, dem sie vermittelst eines Stabes Mißtöne entlocken, und lärmen darauf los, ohne alle Rücksicht auf die Beleidigung, welche sie hierdurch musikalischen Ohren zufügen. Auch die Malerei ist bei ihnen offenbar noch in der Kindheit, und insbesondere scheinen sie die Regeln der Schattirung durchaus nicht zu kennen. Ihr allmächtiger, allgefürchteter Gott »Josh« ist in effigie in allen besseren chinesischen Wohnungen zu treffen; keine dieser Abbildungen zeigt jedoch viel Kunstsinn, wogegen die Schnitzarbeiten an Stühlen und Tischen, noch mehr aber die an Etagères und Behältern angebrachten feinen Arbeiten deutlichen Beweis davon ablegen, daß die Chinesen in anderer Beziehung sehr viel Geschmack und Nachahmungsgabe besitzen."

Die Begehung eines solchen Tages oder überhaupt irgend einer öffentlichen Festlichkeit kann sich der Chinese ohne Feuerwerk ebensowenig vorstellen, wie der Deutsche größere Zusammenkünfte ohne festliche Tafel. In der Bereitung von Feuerwerken aller Art sind die Chinesen außerordentlich vorgeschritten. Jung und Alt ergötzt sich an dem Vergnügen, das den Nichttheilnehmern sehr lästig ist und selten ohne den einen oder den anderen kleinen Unfall abläuft, Schwärmer und Speiteufel —

fire-crackers, wie sie in Californien heißen — in unglaublicher Menge zu verpuffen und umherzuwerfen.

Großes Vergnügen finden die in Californien lebenden Chinesen an theatralischen Aufführungen, so daß sie in San Francisco sogar ein eigenes ständiges Theater haben, in welchem, soviel ich weiß, das ganze Jahr hindurch gespielt wird*). Es ist dies in hohem Grade überraschend, wenn man bedenkt, daß im eigentlichen China ständige Theater nur in Peking und einigen größeren Städten angetroffen werden. Für das rege Interesse, das die Chinesen in San Francisco ihrem Musentempel widmen, spricht der Umstand, daß ich dasselbe, so oft ich es besuchte, mochte es Morgen, Mittag oder Abend sein, stets gedrängt voll Menschen fand, obschon es sehr geräumig ist. Denn in San Francisco beginnt das chinesische Theater nicht Abends, sondern schon Morgens um zehn Uhr, und währt ohne Unterbrechung den ganzen Tag hindurch bis spät in die Nacht. Aber ungeachtet der Länge der Aufführung wird ein Stück nur selten fertig gespielt; man wählt im Gegentheile mit besonderer Vorliebe Dramen, die, mögen sie einen geschichtlichen oder socialen Stoff behandeln, so breit angelegt sind, daß sie zu ihrer Aufführung oft ganze Wochen in Anspruch nehmen. Ob man im chinesischen Theater zu San Francisco Won-han-chin's Drama „Laon-Seng, oder ein Erbe in seinen alten Tagen", das Davis in's Englische übersetzte, jemals gespielt habe, ist mir unbekannt. Als ich in dieser Stadt weilte, kam dort im Juni 1869 ein Stück zur Aufführung, dessen Fabel folgende einfache gewesen sein soll.

*) Manche wichtige Aufklärung über die Zustände des chinesischen Theaters zu San Francisco verdanke ich der Güte des in dieser Stadt wohnenden Herrn Leo Eloesser.



Ein junger Mann hält bei einem reichen Chinesen um die Hand seiner Tochter an, und der Vater gibt seine Einwilligung. Aber verschiedene Verhältnisse, besonders eine nähere Bekanntschaft mit seiner schlitzäugigen Braut, lassen es dem heißblütigen Freier wünschenswerth erscheinen, von seiner Bewerbung zurückzutreten, was er dem Vater des Mädchens in schonender Weise mittheilt. Der Alte wird jedoch darob höchst aufgebracht und hängt dem jungen Manne ohne Weiteres einen Proceß an den Hals. Dieser ganze Proceß wird nun in allen seinen Einzelheiten, sogar mit den eingelegten Rechtsberufungen, auf der Bühne selbst verhandelt. Um jedoch Leben und Abwechslung in die langweilige Handlung zu bringen und den Zuschauern neues Interesse für den schleppenden Proceß in seinen verschiedenen Abstufungen einzuflößen, werden vielfach Episoden eingestreut, wie z. B. ein Aufstand oder ein Krieg, der wieder mit möglichst viel Ausführlichkeit auf der Bühne vorgeführt wird.

Gar häufig werden auf dem Theater die chinesischen Aerzte lächerlich gemacht. Philo Jacoby's „Californischer Staatskalender für 1871" führt hiervon S. 82—85 einige Beispiele an. Sehr drastisch soll folgende Scene wirken, von der es mich nur wundert, daß sie noch in keiner unserer Possen bis jetzt Eingang gefunden hat. Ein chinesischer Aeskulap verschreibt einem hohen chinesischen Beamten, der schwer erkrankt ist, eine Arznei, die nach seiner Versicherung ungemein stärkend und heilsam ist, allein höchstens bis zu drei Tropfen täglich genommen werden darf. Am anderen Tage lädt der Patient den Arzt, der ihn besucht, zu einer Tasse Thee ein; um sich jedoch von der Wirkung der Medicin auf die Person selbst, die sie verschrieben, zu überzeugen, gibt er heimlich den Befehl, ihr fünf Tropfen derselben

zuzugießen. Der Arzt leert unter Grimassen die Tasse Thee und findet den Geschmack abscheulich. „Dies mag wohl so sein", erwidert ruhig der Kranke, aber der Thee, den Sie getrunken, ist höchst wirksam und stärkend, da ich ihm fünf Tropfen Ihrer heilsamen Medicin habe beimischen lassen". „Was? Fünf Tropfen?" ruft der Arzt zu Tode erschrocken, indem er zugleich um Hülfe schreit. Es entsteht ein Auflauf; die Polizei tritt ein. Der Arzt zeigt auf den Kranken und bezeichnet ihn als seinen Mörder; dieser aber entschuldigt sich damit, daß er es gut gemeint habe. Denn da, wie der Doctor selbst behauptet, zwei bis drei Tropfen seiner Medicin stärkend und heilsam sind, so müssen doch fünf Tropfen derselben noch stärkender und heilsamer sein.

„Schurke", ruft der Arzt in seiner unbesonnenen Wuth, „du mußtest ja doch an deiner Krankheit sterben — und es war also gleichgültig, ob ich dir ein tödtliches Gift oder eine heilsame Medicin gab, — und jetzt willst du mich unschuldigen, gesunden Menschen mit in das Grab hinabziehen!" Unter schrecklichen Verwünschungen verläßt er den unheilvollen Schauplatz seiner Thätigkeit, indem er aus allen Kräften nach einem Brechmittel schreit.

Der Zuschauer muß seine Phantasie und seinen Scharfsinn anstrengen, um die Bedeutung der höchst einfachen Decorationen zu errathen. Soll z. B. eine Armee über eine Brücke gehen, so werden auf niedrigen Stühlen ohne Lehnen zwei breite Bretter gelegt, über die jeder einzelne Soldat hinüberschreitet; die ganze Armee wird aber durch höchstens zehn Schauspieler dargestellt, die auf der einen Seite hinausgehen und auf der anderen zu wiederholten Malen wieder hereinkommen. Kleine an die Seitencoulissen hingelegte Zweige stellen einen Wald vor. Eine Festungsmauer wird entweder

durch zwei oder drei übereinandergelegte Stühle oder auch durch mehrere Personen angedeutet, die sich auf dem Boden hinstrecken; die Mauer ist erstürmt, wenn die Armee über diese Leute hinübergestiegen ist.

In höchst eigenthümlicher Weise wird auch dem Zuschauer der scenische Ortswechsel zur Kunde gebracht. Hat eine Armee nach einem entlegenen Kriegsschauplatze zu ziehen, so laufen die wenigen Personen, aus denen diese streitbare Macht besteht, als Soldaten gekleidet und vollständig ausgerüstet unter Anführung ihres Generales mehrmals im Kreise auf der Bühne herum und erzählen dann, daß sie jetzt an Ort und Stelle eingetroffen sind; ihr Umzug wird von einer furchtbar lärmenden Musik begleitet.

Die Bühne hat im Hintergrunde eine feste, bemalte und mit verschiedenen Zeichen versehene Holzwand und zur rechten wie zur linken Seite derselben eine große, durch prachtvolle schwere Seidenstoffe geschlossene Thüre, durch die allein die Schauspieler aus- und eingehen. Ein Vorhang, der die Bühne vom Zuschauerraume trennte, ist nicht vorhanden.

Das acht bis zehn Mann starke Orchester, das eine fürchterlich lärmende, fast jede Scene begleitende Musik macht, nimmt seinen Platz oben auf der Bühne, in der Mitte des Hintergrundes, ein. Die Instrumente bestehen außer Tamtams und Schellen aus Blechpfeifen, Trommeln, Pauken, Flöten, einer Art von Violine und einer Holzharmonika. Eine Melodie habe ich niemals herausfinden können, aber der Takt, den der Kapellmeister durch heftiges Aufschlagen von zwei Holzstäbchen auf ein Brett angibt, wurde sehr genau innegehalten. Mittelst leerer Weinflaschen, Holzstäbchen, Porcellanteller, Gabeln und Utensilien, die nicht der Kategorie von Musikalien

zuzurechnen sind, haben einige amerikanische Californier, die gleich mir in den ersten Tagen des Juli 1869 als Gäste in der im reizenden Sonomathale gelegenen Rhinefarm des Herrn Jakob Gundlach weilten, auf köstliche und täuschende Weise die eigenthümliche Musik der Chinesen nachzuahmen gewußt.

Einzelne Stellen des Schauspieles werden auch mit Musikbegleitung, wie Arien in unseren Opern, gesungen, aber immer sehr leise, was um so mehr auffällt, als die Schauspieler Alles, was sie sprechen, in hohem Fisteltone geradezu brüllend herausstoßen; sie schreien fürchterlich, und wer die Worte nicht versteht, kann sich der Ansicht nicht enthalten, daß hier ein unaufhörlicher Zank vorgeführt werde.

Die mimischen Bewegungen der Schauspieler sind nach unseren ästhetischen Begriffen in hohem Grade unschön; Hände und Füße schweben immerfort in der Luft umher; soll den Worten besonderer Nachdruck verliehen werden, dann dreht sich der Schauspieler wie ein Tänzer mehrere Male im Kreise herum oder stürzt sich mit solcher Virtuosität auf den Boden, daß die ganze Bühne erzittert.

Erst in neuester Zeit treten auch chinesische Frauen als Schauspielerinnen in San Francisco auf; früher wurden die weiblichen Rollen immer nur durch junge Männer gegeben. Die Ausschließung der Frauen von der Bühne soll durch die Vermählung des chinesischen Kaisers Kien-Long — er regierte von 1735 bis 1792 — mit einer Schauspielerin veranlaßt worden sein; der betreffende Ukas scheint aber in Californien nicht mehr beachtet zu werden.

Große Sorgfalt wird auf die Kostüme verwandt; sie bestehen aus den schwersten Seidenstoffen, die

mit prachtvollen Gold- und Silberstickereien verziert sind.

Der Zuschauerraum ist ziemlich nach der bei uns gebräuchlichen Art eingerichtet. Die Anwesenden — mit Ausnahme der Schauspieler — rauchen fast unaufhörlich und verbreiten durch den stundenlange von Menschen erfüllten Raum, für dessen Lüftung nur sehr ungenügend gesorgt ist, einen unangenehmen Qualm und oft drückenden Dunst.

So beschaffen war im Jahre 1869 das chinesische Theater in San Francisco. Wer sich für die Theaterzustände im eigentlichen China interessirt, sei auf J. L. Klein's grundgelehrte „Geschichte des außerdeutschen Drama's", Band III. (Leipzig 1866) verwiesen.

Wenden wir uns vom Tragisch-Komischen zum Ernste der Wirklichkeit!

Eigenthümlich sind bei den Chinesen die Begräbnißfeierlichkeiten. Gleich nach eingetretenem Tode wird zunächst mittelst Verbrennen von Papierschnitzeln der Teufel aus dem Hause gejagt. Die armen Chinesen bringen ihre Todten, um Ausgaben zu ersparen, möglichst rasch zum Begräbnißplatze, was nach der Ansicht der Vermögenden unschicklich ist und mit dem Ausdrucke „blutiges Begräbniß" bezeichnet und gebrandmarkt wird, im Gegensatze zu jenem, das erst mehrere Tage nach eingetretenem Tode stattfindet, so daß das Blut Zeit gehabt hat, „einzutrocknen". Aehnlich wie bei uns, wird bei den reichen californischen Chinesen die Leiche zur Parade ausgestellt; der Sarg ist mit Eßwaaren umstellt, die aus einer großen Schüssel Reis, einem ganzen gebratenen Schweine, Hühnern und den Lieblingsgerichten des Verstorbenen bestehen. Eine Menge Personen, womöglich Frauen, alle in langen weißen Kleidern, ver-

beugen sich wiederholt vor dem Sarge und winseln, heulen und wehklogen in Tönen, die um so stärker sind, je angesehener der Verblichene war.

Ist nun eine hinreichende Zeit für die „Eintrocknung des Blutes" verflossen, dann wird die Leiche in pompösem Zuge nach dem Orte gefahren, wo man sie so lange beisetzt, bis sie zu Schiff nach China verbracht werden kann; denn jeder Chinese wünscht, wie ich schon früher erwähnte, in heimathlicher Erde zu ruhen. (Siehe S. 318.)

Den Zug eröffnet ein mit chinesischen Musikanten besetzter Wagen; in einem anderen werden die Speisen nachgefahren, die sich bisher im Todtenzimmer befanden. Dann folgen die Freunde des Verblichenen; ein Mann streut zuweilen auf die Straßen bald Papierschnitzel, bald Münzen, die aber nicht echt, sondern künstlich aus Messing oder Pappe nachgemacht sind; der Leichenwagen kömmt zuletzt. Wenn der Zug an der Gruft angelangt ist, werden in ihre Nähe die Speisen hingestellt, worauf sich dann die Leidtragenden, ohne rückwärts zu schauen, wieder entfernen. Meistentheils folgt dann ein von aufgeklärter Denkenden bereitetes, unerwartetes Nachspiel. Amerikaner, die allerdings nicht den besseren Ständen angehören, stürzen sich, sowie die Theilnehmer des Zuges sich vom Begräbnißplatze entfernt haben, auf die zurückgelassenen Speisen und verzehren sie an Ort und Stelle in größter Gemüthsruhe.

* * *

Außerordentlich mannichfaltig und verschiedenartig sind die Beschäftigungen, denen die Chinesen nachgehen. Vielfach finden wir sie nicht nur als Dienstboten thätig,

sondern auch beim Acker-, Berg- und Eisenbahnbaue und in verschiedenen Gewerbszweigen beschäftigt. Es gibt in verschiedenen größeren Städten Californien's Agenten, die, wie Sisson, Wallace & Co. (228 Claystraße, San Francisco und 37 zweite Straße, Sacramento) oder Koopmanshop & Co. zu San Francisco auf Verlangen chinesische Arbeiter verschaffen.

Die Chinesen unterziehen sich willig den niedrigsten Arbeiten, wie Straßenkehren, Lumpensammeln u. s. w., womit sich die Weißen in Californien nicht befassen mögen. So gering die Vortheile anzuschlagen sind, welche die Chinesen als Consumenten bieten, da sie, wie früher bereits erwähnt (siehe S. 324), Alles, soweit nur immer möglich, aus dem alten Heimathlande beziehen, so werthvoll sind sie unbestreitbar als Producenten.

Als Dienstboten finden sie in einem Lande, wo die Angehörigen anderer Nationen für diesen Zweig der Arbeit nur sehr schwer zu haben sind und unglaubliche Ansprüche machen, um so leichter Verwendung, als sie sich rasch in neue, ihnen bisher ungewohnte Verhältnisse zu schicken wissen. Mit staunenswerther Schnelligkeit bilden sie sich als Köche aus; aber neben dieser Specialität versehen sie auch noch vollständig den Hausdienst. Sie reinigen die Zimmer, machen die Betten, warten bei Tisch auf und sind unermüdet. Daß es aber ungeachtet der zahlreichen chinesischen Dienstboten noch immer an der einer Hausfrau so willkommenen Aushülfe mangelt, ergibt sich aus dem letzten Berichte der von mir S. 34 bereits erwähnten „California Labor Exchange" (Arbeiter-Börse), wo es wörtlich heißt: „Ganz besonders möchte ich befürworten, daß man es den unverheiratheten Frauen in den atlantischen Staaten wissen lasse, wie sehr wir ihrer Dienste bedürfen; dort

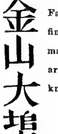
ist ein großer Ueberfluß an Dienstmädchen, welche von Kindheit an gewöhnt sind, zu arbeiten und von acht bis zwölf Papierdollar monatlich als Lohn erhalten, während dieselben hier zu jeder Zeit zwanzig bis fünfundzwanzig Dollar Gold per Monat verdienen können."

Eine lohnende Beschäftigung finden die Chinesen ferner als Wäscher. Verwechslungen in der Rückgabe des Weißzeugs kommen bei ihnen nicht leicht vor, da sie dasselbe mit unauslöschlichen chinesischen Zeichen versehen. Bei der Behandlung des Weißzeuges befolgen sie zum Theil ein Verfahren, das bei uns nicht gang und gäbe ist. So nehmen sie beim Plätten den Mund voll Wasser und spritzen dasselbe auf das Weißzeug, unmittelbar ehe es mit dem glühenden Eisen in Berührung kömmt.

Ueberhaupt sind die Methoden des Waschens von Weißzeug bei verschiedenen Völkern ungemein verschieden. So hat jede größere europäische Haushaltung Indien's unter ihrer Dienerschaft einen Schneider „Darzi", der unumgänglich nothwendig ist, um das wieder gut zu machen, was der indische Wäscher „Dhobi" verdirbt. Denn dieser hat eine höchst eigenthümliche Art zu waschen, die sicher weder in Amerika noch in Europa patentirt würde. Aber der Dhobi weicht von diesem Verfahren nicht ab, das schon seit Jahrhunderten in seinem Lande gebräuchlich ist und sich vom Vater auf den Sohn vererbt. Da in Indien der dort herrschenden Hitze wegen das Weißzeug sehr oft gewechselt wird, so braucht der Dhobi zum Reinigen desselben nur wenig Seife. Er begibt sich mit der zu reinigenden Wäsche an das Ufer eines fließenden Gewässers, wo er immer einen oder mehrere größere Steine vorfindet, die dorthin in früheren Zeiten gebracht worden sind. Zuerst taucht er das

Weißzeug in das Wasser, dann reibt er es etwas mit Seife ein und schlägt es hierauf mit aller Gewalt gegen die Oberfläche des Steines. Durch diese Manipulation wird es sehr rasch gereinigt, auch der Stein wird allmählich ziemlich glatt, aber das Weißzeug bekömmt gleichzeitig höchst bedenkliche Sprünge und Risse; es zeigt lange Fransen, und die Knöpfe springen sofort ab, auch wenn sie noch so fest angenäht sind. Aber zur Ausbesserung aller dieser Schäden befindet sich, wie gesagt, in jeder größeren europäischen Haushaltung in Indien ein Schneider, dem es selten nur an Beschäftigung fehlt.

Mehrere Chinesen haben sich in San Francisco als Kaufleute niedergelassen, andere haben Läden eröffnet, in denen sie eine reiche Auswahl von chinesischen und japanesischen Nippsachen und Spielzeugen aller Art zum Verkaufe an ihre Landsleute, wie an Weiße vorräthig haben; in neuerer Zeit kündigen sie gar nicht selten ihre Waaren in den amerikanischen Zeitungen an. Hier ist ein genaues Facsimile eines solchen Inserates, wie man es gegenwärtig in den Zeitungen San Francisco's findet.



CHINESE AND JAPANESE
Fancy Articles and Toys, the finest and rarest ever offered in this market, just received by recent arrivals, and for sale at the well known store of

CHY LUNG & CO.,
No. 640 Sacramento Street,
Between Montgomery and Kearny.



Die staunenswerthe, fast unglaubliche Geschicklichkeit der Chinesen in der raschen Erlernung praktischer Fertig-

keiten wird zur Folge haben, daß sie nach und nach in allen Handwerken und Gewerben, von denen sie schon jetzt einen großen Theil betreiben, vielleicht auch in Fabriken heimisch werden. Schon sind viele regelmäßig in Cigarrenfabriken beschäftigt; auch fängt man an, sie in Buchdruckereien als Setzer zu verwenden. Einige der Chinesen haben sich sogar mit viel Geschick in einem freilich sehr schlimmen Fache der Industrie bewegt. Zwei Chinesen haben nämlich in San Francisco die Banknoten der zu Hongkong bestehenden Bank von Indien, Australien und China gefälscht. Die Polizei fand bei ihnen unechte Banknoten im Betrage von 35,000 £. Die Entdeckung dieses Verbrechens erregte nicht geringes Aufsehen. Die beiden Spitzbuben wurden am 9. Juli 1870 in San Francisco verhaftet; Mitschuldige scheinen sie nicht gehabt zu haben.

In neuester Zeit haben sich auch noch andere Chinesen mit der Falschmünzerei abgegeben. Bei einer Haussuchung, die im December 1870 nach gestohlenen Waaren angestellt wurde, fand man in einer hinter 813½ Sacramentostraße gelegenen chinesischen Diebeshöhle nicht nur sämmtliche vermißte Gegenstände, sondern man entdeckte dort auch zu nicht geringer Ueberraschung ein vollständiges Falschmünzernest, das mit allen erforderlichen Utensilien und Ingredienzen ausgerüstet war. Gleichzeitig wurden eine Menge gefälschter Halbe- und Viertel-Dollarstücke aufgefunden.

Indem wir den Blick von diesen unehrlichen Beschäftigungen abwenden, heben wir noch hervor, daß auch die Heilkunde von den in Californien lebenden Chinesen ausgeübt wird; bemerkenswerth ist, daß einzelne, die sich als Aerzte in San Francisco niedergelassen haben, sich nicht nur regen Zuspruches von den ihrer

Nationalität Angehörigen, sondern zuweilen, was allerdings ganz unglaublich klingt, auch von Seite der weißen Bevölkerung, namentlich der richtigen Yankees zu erfreuen haben; letztere suchen, wie überall in den Vereinigten Staaten, so auch in Californien, nur zu häufig Zuflucht bei Quacksalbern. Als solche muß man die Chinesen, wenn sie es auch in diesem Punkte ganz ehrlich meinen, schon aus dem Grunde bezeichnen, weil ihre anatomischen Studien durch das religiöse Verbot der Leichensektion beschränkt sind, und weil sie ihre Kranken hauptsächlich durch Beschwörungen und sinnlose Formeln oder höchst sonderbare Medicamente zu heilen versuchen. Die letzteren, die alle aus China eingeführt werden, bestehen nämlich häufig aus getrockneten Schlangen, Eidechsen, Würmern, Käfern u. s. w. Auf die Weigerung des Drogueninspektors zu San Francisco, solche Gegenstände überhaupt landen zu lassen, da sie seiner Ansicht nach keine reinen Droguen, sondern ekelhafte, für Arzneimittel durchaus ungeeignete Substanzen seien, wurde im Juli 1870 amtlich von der obersten einschlägigen Behörde zu Washington (dem Finanzminister Geo. S. Boutwell) entschieden, daß diese sogenannten chinesischen Medicamente zugelassen werden sollten, falls die auf Droguen lastenden Zölle entrichtet werden.

Den bedeutendsten Ruf als Arzt genießen gegenwärtig die zu San Francisco wohnenden, gar nicht selten von Amerikanern um ärztlichen Rath angegangenen Chinesen Li Po Tai, Chan Tin Phoey und Loucitat; andere, den diis minorum gentium angehörig, wie Dr. Jim, kündigen sich in den Zeitungen an.

„In der Architektur“, heißt es S. 74 des oben bereits erwähnten, in Philo Jacoby's Staatskalender

enthaltenen Aufsatzes, „sind die Chinesen nicht ohne Schönheitssinn. Während der letzten Jahre sind in San Francisco einige Häuser in chinesischem Stil aufgeführt worden, welche Abends mit ihrer phantastischen Beleuchtung, bunten Schildern und blumenbekränzten Verandas wie Traumgebilde aus dem Morgenlande erscheinen. In Schnitzwerken und in der Malerei haben die Chinesen eine bewundernswerthe Fertigkeit; in der Ausführung der genauesten Details sind sie sinnreich und künstlerisch; allein die wahre Kunst fehlt ihnen, denn sie haben weder Licht und Schatten noch Perspektive." Doch befassen sich in neuerer Zeit einige in San Francisco lebende Chinesen mit Photographie und Porträtmalerei nach europäischer Art; Lai Yong's Photographien — der Mann hat sein Atelier in 743 Washington Straße zu San Francisco — sind so gut, wie andere auch.

* * *

Jeder, der näher mit den in Californien lebenden Chinesen vertraut ist, wird ihnen das Zeugniß geben müssen, daß sie nicht nur ruhig, harmlos, friedeliebend und in ihren Ansprüchen äußerst mäßig, sondern auch in seltener Weise gelehrig, zum Nachahmen geschickt und bei der ihnen zugewiesenen Arbeit auch ohne Beaufsichtigung thätig, fleißig und ausdauernd sind. Dessenungeachtet ist der Chinese in Californien ebenso wenig beliebt, als er dort irgendwie eine geachtete Stellung einnimmt; er wird von Vielen ähnlich wie der Paria in Indien behandelt. Höchst beklagenswerth sind die keineswegs zu den Seltenheiten gehörenden Ausbrüche der Rohheit, die sich besonders die Irländer gegen die Chinesen zu Schulden kommen lassen. Wiederholt werden

ihnen die Zöpfe abgeschnitten, deren Verlust für sie eine ebenso große Schmach ist, wie für den Officier die Zerbrechung seines Degens. Buben nicht allein, selbst Erwachsene machen sich zuweilen den rohen Spaß, bissige Hunde auf harmlose Chinesen zu hetzen. Am 17. September 1869 fand im California Theater zu San Francisco ein abscheulicher Scandal statt, weil zwei Chinesen, anständige und wohlhabende Kaufleute Namens Fung Tang und Tscheu Tschui, Logenplätze eingenommen hatten. Der Galleriepöbel verlangte unter wüstem Gebrülle und Gepfeife ihre Entfernung. Schließlich siegte indessen der anständige Theil des Publikums, der für ihr Verbleiben Partei nahm. Am 31. Mai 1871 haben böse Buben am hellen Nachmittage in San Francisco (in der vierten Straße) einen harmlosen Chinesen durch Steinwürfe und Schläge mit einer Holzplanke so verwundet, daß er am nächsten Tage starb. Zur großen Entrüstung aller Gebildeten San Francisco's lautete jedoch der Ausspruch der Coroners Jury, „daß der Chinese durch Quetschung oder Ausfluß des Gehirnes, wovon die Ursachen unbekannt sind, zu Tode kam!"

Selbst von den Behörden werden vielfach kleinliche Chicanen gegen diese asiatischen Einwanderer ersonnen. So ward kürzlich verfügt, daß bei Strafe von zehn Dollars keine Chinesenleiche aus dem Staate entfernt werden dürfe. Dies ist gegen die Chinesen eine große Härte, da sie um jeden Preis dereinst in ihrem Vaterlande beerdigt sein wollen. Nun ist auch noch die Verordnung ergangen, daß jeder Chinese, wenn er einwandert, geimpft werden muß und dafür zehn Dollars zu zahlen hat. Die im März 1870 von den Direktoren der Sacramento Eisenwerke bei der Legislatur beantragte Geldbewilligung zur Förderung ihres Unter-

nehmens wurde nur unter der Bedingung gewährt, daß keine Mongolen in den Werken angestellt werden dürfen!

Woraus mag sich wohl die in Californien ganz allgemein verbreitete Unbeliebtheit der Chinesen, um nicht zu sagen Abneigung gegen sie erklären?

Manche Gründe dieser Erscheinung liegen theils im Charakter, theils in den socialen Einrichtungen dieses Volkes. So hat der Chinese nicht die geringste Anhänglichkeit an seinen Dienstherrn. Mag ein chinesischer Koch eine ganze Reihe von Jahren unter den angenehmsten Verhältnissen in einer Familie gelebt haben, so verläßt er sie doch augenblicklich, ohne ihr auch nur vorher den Dienst zu kündigen, sowie er in Erfahrung gebracht hat, daß er anderswo einen höheren Lohn bekommen kann, mag dieser monatlich nur einen halben Dollar mehr betragen.

Der Chinese hat ferner von der Bedeutung, der Wichtigkeit und Heiligkeit des Eides, überhaupt von der Pflicht der Wahrhaftigkeit, kaum eine Ahnung; seine Gewissenlosigkeit im Ablegen von gerichtlichen Zeugnissen grenzt an's Unglaubliche. Man nahm Anfangs die von einem Chinesen vor Gericht gemachten Aussagen als vollgültig an, sah sich aber bald, nachdem man die Gewißheit erlangt hatte, daß ein chinesischer Zeuge für ein Paar Silbermünzen von geringem Gehalte irgend etwas Beliebiges beschwört, genöthigt, seine feierlichen Angaben für werthlos zu halten. Selbst die strengste Beobachtung der mannichfaltigen heidnischen Ceremonien, die bei Ablegung eines Eides unter den Chinesen herkömmlich sind, sichert nicht im Entferntesten dessen Richtigkeit. Diese Formalitäten bestehen entweder darin, daß man Papierschnitzel, mit chinesischen Sprüchen beschrieben, im Gerichtshofe vor den Augen des Schwörenden verbrennt

(wodurch symbolisch für den Fall, daß er die Unwahrheit sagt, das Verbrennen seiner Seele angedeutet wird), oder daß man unter großen Feierlichkeiten ein Huhn abschlachtet.

Noch ist vom Gesetze die Frage endgültig nicht entschieden, ob ein Chinese überhaupt vor Gericht vollgültiges Zeugniß ablegen kann; bei der eigenthümlichen Beschaffenheit der amerikanischen Gerichtshöfe ist es nicht zu wundern, daß der eine californische Richter dem Chinesen das Recht der Vereidigung zugesteht, der andere aber es ihm bestreitet. Uebrigens wird auch von solchen Richtern, die Chinesen zum Eide zulassen, in allen zweifelhaften Fällen deren Aussage nur gering geachtet, und die natürliche Folge ist, daß die Chinesen immer einen sehr schweren Stand haben, zu ihrem Rechte zu gelangen, wenn sie sich Weißen gegenüber in Streitigkeiten befinden, deren Schlichtung die Leistung des Eides erheischt.

Träte einmal ein recht eclatanter Fall ein, dann würde wohl der Oberste Gerichtshof der Vereinigten Staaten — Supreme court — eine definitive, den Richtern jeden Zweifel benehmende Entscheidung in dieser Frage treffen. Denn die frühere Erklärung dieser Behörde, „daß die Mongolen, als nicht zu den Weißen gehörig, kein vollgültiges Zeugniß vor Gericht ablegen könnten", wird von Manchen unter Berufung auf das 15. Amendement als nicht mehr zu Recht bestehend betrachtet. Vielleicht wird folgender der neuesten Zeit angehöriger Fall, den die San Francisco Abendpost in ihrer Wochenausgabe vom 12. Januar 1871 ausführlicher berichtet, eine höhere definitive Entscheidung herbeiführen. Vor einiger Zeit wurden zwei Weiße von dem Kreisgerichte San Francisco's schuldig befunden, einen Raub verübt zu haben. Die Verurtheilung geschah auf

das Zeugniß von Chinesen hin. Der Anwalt der beiden Verurtheilten legte Berufung ein, und das Obergericht des Staates Californien entschied hierauf, daß nach der Constitution dieses Staates kein Chinese berechtigt sei, gegen einen Weißen zu zeugen, und ordnete daher eine Wiederaufnahme der Klage an; höchst wahrscheinlich wird nun diese Entscheidung der competenten Bundesbehörde unterbreitet werden.

Die in Californien lebenden Chinesen haben zuweilen höchst sonderbare Begriffe von Recht und Gesetz. Als jüngst vier Chinesen wegen eines leichten, gemeinsam verübten Diebstahles zu einer Strafe von je mehreren Wochen Gefängniß verurtheilt wurden, ersuchten die zwei älteren den Richter, sie freizulassen, da sich die beiden jüngeren bereit erklärt hätten, auch ihre Strafe abzusitzen.

Ein schlimmer Charakterzug des Chinesen ist seine maßlose Spielwuth. In manchen der größeren Häuser sind Spielsäle vorhanden, die von den Chinesen fast den ganzen Tag über besucht werden. Wenn auch das Hazardspiel, wie ich bereits früher erwähnte (siehe S. 300) in ganz Californien seit 1854 gesetzlich verboten ist, so blüht es gerade im Chinesenviertel noch immer heimlich fort, und bei den sorgfältigen Vorkehrungen zur ungestörten Befriedigung dieser Leidenschaft gelingt es der Wachsamkeit der Polizei nur sehr selten, eine Spielerbande aufzuheben.

Beim Eintritte in ein chinesisches Spiellokal kömmt uns ein dicker Tabaksqualm entgegen; erst allmählich sind wir in der Lage, unsere Umgebung zu erkennen. An der einen Seite, in der Nähe einer Wand, befindet sich ein langer Tisch, hinter dem die chinesischen Bankhalter sitzen; die Spieler selbst stehen. Auf den Tischen

liegen in ziemlich großen gegenseitigen Abständen mehrere Häufchen chinesischer Kupfermünzen, die, sie mögen eine Form haben, welche sie wollen, in der Mitte mit einem quadratischen Einschnitte versehen sind. Ehe die Einsätze gemacht werden, wirft der Banquier zwei Häufchen zusammen und theilt sie dann wieder; das eine wird bei Seite geschoben, das andere mit einem Teller überdeckt. Ist nun pointirt und den Spielern unser berühmtes „rien ne va plus" in das Chinesische übertragen, dann wird der Teller abgehoben und mit dem Zählen der unter ihm liegenden Geldstücke in der Weise begonnen, daß der Bankhalter mittelst eines hölzernen Stäbchens Stück für Stück entfernt, bis es feststeht, ob der Haufen eine gerade oder ungerade Zahl von Geldstücken enthielt. Dieses sogenannte „Than", an dem sich Chinesen aller Klassen und Berufsstände betheiligen, ist also eine Art Gerade- oder Ungeradespiel.

In einem Gedichte, das unter dem Titel „Der Heiden-Chinese" vor einigen Monaten in der von mir wiederholt bereits erwähnten Zeitschrift „Overland Monthly" erschien, hat Brett Harte in ebenso geschickter wie launiger Weise die Schilderung eines Kartenspieles entworfen, an dem sich ein Chinese mit zwei californischen Rowdies betheiligte. Ich lasse hier eine von Herrn Dr. Geo. O. Glavis gemachte freie Uebersetzung dieses Gedichtes (mit Ausnahme der beiden ersten unwesentlichen Strophen) folgen, das sich überall in den Vereinigten Staaten einer ganz unglaublichen Popularität erfreut. Höchst rührend ist allerdings der gerechte Abscheu, der den tugendhaften Bill Nye und seinen Spießgesellen erfaßt, sowie sie die Duplicität des „Heiden-Chinesen" mit „seinem Lächeln, das träumerisch-kindlich", entdecken; höchst effectvoll ferner der traurige Ausdruck, den er der

in Californien oft gehörten politisch-öconomischen Behauptung verleiht: „Wir sind ruinirt durch China's billige Arbeit."

Es war August der Dritte;
Und der Himmel war lieblich;
Und man durfte fast glauben
Ah Sin theile diese Gefühle;
Doch spielte er an jenem Tage mit Bill Nye
Und mir auf eine Weise, die ich verachte.

Wir machten ein Spielchen,
Und Ah Sin nahm Theil daran;
Es war Euchre. Dasselbe
Gab er vor, nicht zu verstehen,
Doch lächelte er, als er am Tische saß,
Und sein Lächeln war träumerisch-kindlich.

Und wir hatten die Karten gepackt
Auf eine Art, die ich bedaure,
Und mein Rechtsgefühl war beleidigt
Ueber den Zustand von Nye's Aermeln;
Die waren voll von Assen und Untern,
Und zwar in der Absicht zu betrügen.

Aber die Karten, die er spielte,
Dieser Heiden-Chinese,
Und die Punkte, die er machte,
Waren erschreckend zu sehen —
Bis zuletzt er den Buben ausspielte,
Welchen derselbe Nye gegeben hatte erst mir!

Worauf ich blickte auf Nye,
Und dieser schaute auf mich;
Und er stand auf mit einem Seufzer

Und sagte: „Ist dies die Möglichkeit?
Wir sind ruinirt durch China's billige Arbeit," —
Und er machte sich über den Heiden her.

An der Scene, die nun erfolgte
Hatte ich keinen Theil.
Aber der Boden der war bestreuet
Mit Blättern wie Sand am Meer,
Mit Karten, die Ah Sin versteckt hielt,
Für ein Spiel, „das er nicht verstand!"

In seinen Aermeln, die lang,
Hatte er vierundzwanzig Unter —
Dies scheint ziemlich stark;
Doch berichte ich Thatsachen;
Und an seinen Nägeln — sie ähnelten Lichtern —
Fanden wir, was gewöhnlich an Lichtern — Wachs.

Dies ist's nun, warum ich bemerke —
Und meine Sprache ist derb —
Daß für Wege, die dunkel,
Und für Streiche, die schlecht,
Der Heiden-Chinese ist eigenthümlich.
Was ich so frei bin zu behaupten.

Von einem Familienleben kann unter den Chinesen keine Rede sein, da sich, wie ich schon S. 314 bemerkte, nur außerordentlich wenige chinesische Frauen in Californien befinden, die nicht besser sind als ihr Ruf. Fast alle Chinesinnen, denen man in den Straßen San Francisco's oder einer anderen californischen Stadt begegnet, sind auf das Widerlichste herausgeputzt und geschminkt. Sie werden geradewegs für die Lasterhöhlen des chinesischen Viertels importirt und sind nichts an-

deres als Sklavinnen. Der Chinese Californien's betrachtet und behandelt eine Frau dort nicht viel besser als ein Stück Vieh; wird sie alt, krank und also unbrauchbar, so setzt er sie einfach auf die Straße und überläßt sie ihrem Schicksale. Jüngst hat man amtliche Schritte gethan, um das Verbot solcher für die gesellschaftliche Sittlichkeit so gefährlichen Importationen herbeizuführen.

Streitigkeiten, die oft aus unbedeutenden Anlässen zwischen den Chinesen selbst ausbrechen, werden von ihnen zuweilen in großartigen Raufereien auf offener Straße zu schlichten gesucht; solche Aufläufe, an denen sich, wie bei dem am 22. Mai 1870 zu San Francisco stattgefundenen, hie und da viele hundert Chinesen (aber keine anderen Nationalitäten) betheiligen, sind gewöhnlich sehr harmloser Natur und dienen gar häufig mehr zur Erheiterung als zur Aufregung der zahlreichen, ihre Entwickelung beobachtenden Zuschauer; Niemand legt daher denselben irgend eine Wichtigkeit bei.

* * *

Gerade in neuester Zeit hat die Frage, über welche die Ansichten außerordentlich getheilt sind, ob überhaupt die Einwanderung der Chinesen für Amerika nützlich oder schädlich sei, in dem ausgedehnten Gebiete der Vereinigten Staaten eine ungewöhnliche, bis jetzt in Deutschland nur wenig beachtete und kaum gekannte Aufmerksamkeit erregt. Den nächsten Anlaß hierzu gab der Umstand, der große Aufregung und vielfache Besorgniß verursachte, daß neuerdings die Chinesen, die sich bisher nahezu ausschließlich auf die Pacifischen Staaten beschränkt hatten, in ziemlicher Anzahl nicht nur in den südlichen Gebieten,

sondern auch in den östlichen, nämlich in dem Neuengland-Staate Massachusetts auftauchen. Die Alabama und Chattanooga Eisenbahn hat sich zweitausend chinesische Arbeiter kommen lassen, von denen am 15. Juli 1870 bereits fünfhundert in Chattanooga eingetroffen sind. Auch die Chesapeake und Ohio Eisenbahngesellschaft beabsichtigt, tausend Chinesen bei den Bahnarbeiten zu verwenden, da sich hierzu die Neger als unverläßlich erwiesen haben. Seit Sommer 1870 arbeiten eine Anzahl Chinesen an dem Baue der Selma- und Gulfbahn; sie haben sich contraktlich auf drei Jahre gegen einen monatlichen Lohn von sechzehn Dollars à Person verpflichtet; außerdem wird ihnen Wohnung, Nahrung und Heizmaterial kostenfrei geliefert. Erkrankt einer derselben, so erhält er keinen Lohn, aber freie Verköstigung und auf Verlangen Rückbeförderung nach San Francisco.

Wie die San Francisco Abendpost in ihrer Wochenausgabe vom 9. März 1871 berichtet, steht auch in Iowa ein großer Grundeigenthumsbesitzer im Begriffe, einen Versuch mit der Kolonisation von Chinesen zu machen, wobei er jedoch nicht die Verfolgung philanthropischer Zwecke, sondern leider die anderer im Auge zu haben scheint. Die sechstausend Acres Land, die er besitzt, möchte er in der Weise nutzbar machen, daß er eine Anzahl kleiner Häuser bauen läßt, und in diesen Chinesen unterbringt, denen er zwar einerseits das nöthige Material zum Ackerbaue liefert, während er ihnen andrerseits zu einem sehr niedrigen Preise die landwirthschaftlichen Produkte, die sie erzeugen, abnimmt, um sie später mit großem Vortheile auf den Markt zu bringen. Hoffentlich hat der Unternehmer keinen Erfolg mit seinen Plänen, da das Verfahren, das er einzuschlagen gedenkt, sich dem früheren südlichen Sklavensysteme ungemein nähert, das

den reichen Mann immer reicher macht, dem Arbeiter jedoch keine Gelegenheit bietet, sich emporzuschwingen. Die amerikanische Gesetzgebung dürfte jedoch zur Zeit kaum Mittel haben, einem solchen Verfahren mit Erfolg entgegenzutreten.

Aus Gründen, die ich weiter unten darlegen werde, hat der Besitzer einer zu North Adams im Berkshire Kreise des Staates Massachusetts befindlichen Schuhfabrik, Namens Calvin T. Sampson, dorthin ebenfalls eine größere Anzahl von Chinesen kommen lassen.

Allerdings würden durch eine Masseneinwanderung der Chinesen nach den Vereinigten Staaten entschieden erhebliche, nachtheilige Aenderungen mancher der dort herrschenden socialen Verhältnisse herbeigeführt werden; aber diejenigen, die hierüber ihre Besorgnisse äußern, haben zunächst nur die Schmälerung des Erwerbes im Auge, indem sie annehmen, daß die chinesische Einwanderung die Arbeitslöhne dauernd herabdrücken und dadurch den bisher gut gestellten weißen Arbeitern gefährliche Concurrenz bereiten, ja ihnen hierdurch, bei ihren ungleich größeren Bedürfnissen, die Existenzmittel nahezu rauben könnte. Solche Befürchtungen äußern sich laut, nicht nur von dem Gestade des stillen Meeres bis zu dem des atlantischen Oceanes, sondern auch auf New Zealand. Obschon man mit Recht auch die politische Seite dieser Frage würdigt, so ist es doch augenscheinlich ihre sociale, der man die größte Aufmerksamkeit widmet; wäre die letztere in befriedigender Weise gelöst, so würde die Erledigung der ersteren verhältnißmäßig geringe Schwierigkeiten bieten.

Daß die Chinesen, sowohl die in Californien lebenden, als auch die zur Zeit in North Adams sich aufhaltenden, vorerst die Arbeitslöhne, wenn auch nicht

in dem hohen Maße, wie Manche uns glauben machen wollen, herabgedrückt haben, ist unbestreitbar. Daß mancher Fabrikant nach Chinesen sich umsieht, ist die Schuld der weißen Arbeiter selbst, die in ihren Ansprüchen nicht selten so weit gehen und auf so unvernünftigen Lohnforderungen beharren, daß ihre Brodherren, wenn sie nicht zu Grunde gehen wollen, genöthigt sind, sich um jeden Preis billige Arbeit zu verschaffen. So brach, wie seiner Zeit die amerikanischen Zeitungen in aller Ausführlichkeit berichteten, die große, so viel Erbitterung verursachende Krisis in North Adams dadurch aus, daß die dort bestehende Crispin-Association (Schuhmacher-Genossenschaft) den Fabrikanten Bedingungen stellte, denen sich diese, wie jeder billig Denkende zugeben wird, nicht unterwerfen konnten. Die Genossenschaft wollte den Fabrikanten verbieten, irgend andere Leute als ihre Mitglieder zu beschäftigen; sie ging so weit, sogar die Qualität der Arbeit, die gefertigt werden dürfe, vorzuschreiben; den Fabrikanten sollte nicht einmal mehr das Recht zustehen, Waisen, die sie unterstützen wollten, als Lehrlinge anzunehmen; noch mehr, die Geschäftsbücher sollten der Alles überwachenden Association wenigstens zum Theile offen stehen. Auch führten die Fabrikanten darüber Klage, daß die Arbeiter zuweilen ganz willkürlich ihre Thätigkeit auf mehrere Stunden aussetzten.

Dies Alles bewog den bereits genannten Fabrikanten Sampson, der nicht gesonnen war, sich der Crispin-Association auf Gnade oder Ungnade zu überliefern oder sein Geschäft aufzugeben, seinen Theilhaber Herrn Chase am 13. Mai 1870 nach Californien zu schicken. Dieser traf genau einen Monat später (13. Juni) mit 75 Chinesen, die er sich durch die zu San Francisco bestehende,

solche Contrakte vermittelnde Firma Koopmanshop & Co. verschafft hatte, wieder in North Adams ein.

Dem Fabrikanten Sampson lag übrigens weniger daran, Leute zu erhalten, die billig, als Leute, die gut und regelmäßig arbeiteten und ihm die selbstständige Führung und Leitung seines Geschäftes überließen; er ist mit seinen neuen chinesischen Arbeitern im hohen Grade zufrieden und über den Erfolg seines gewagten Unternehmens sehr erfreut. Die Chinesen traten als völlig freie Arbeiter in seinen Dienst, begnügen sich aber mit einem niedrigeren Lohne, als die Weißen, die er früher beschäftigt hatte.

Gegen diese Verwendung der Chinesen, die gesetzlich nicht angefochten werden kann, da sie auf freiem gegenseitigem Uebereinkommen beruht, hat eine zu New York Anfangs Juli 1870 gehaltene Arbeiterversammlung nach Berichten amerikanischer Zeitungen in einer sehr beklagenswerthen Weise protestirt. Der eine hoffte, „daß alle Chinesen niedergemetzelt würden"; ein anderer rief: „wir müssen zur Büchse greifen"; ein dritter meinte, „daß es ohne Staatshülfe zum Kampf bis auf's Messer kommen müsse" und versicherte, „daß wenn man nur erst einige hunderte Kapitalisten gehängt habe, es bald besser werden würde"! Als ob eine solche sociale Frage durch Niedermetzelung der Chinesen und Erhängung der Kapitalisten erledigt werden könnte! Wer ist denn so thöricht, ernstlich zu glauben, daß durch solche Schandthaten die sociale Seite der chinesischen Frage zu lösen wäre?

Es gibt, worin alle einsichtsvollen mit der Chinesenfrage vertrauten Männer einverstanden sind, eine andere und sicherere Art, die Chinesen zur Forderung höherer Preise zu vermögen, nämlich, sie nicht zu verfolgen, sondern zu erziehen und mit den amerikanischen Verhält-

nissen vertraut zu machen. Wenn sie einsehen, daß sie einen weit höheren Lohn erhalten können, werden sie ihn fordern; sie würden ihn ohnedies nöthig haben, um die durch höhere Civilisation gesteigerten Bedürfnisse befriedigen zu können.

Wie die Wochenausgabe der zu Chicago erscheinenden „Illinois Staatszeitung" vom 4. Oktober 1870 berichtet, tragen die chinesischen Schuster in North Adams bereits Papierkragen, feine kalblederne Stiefeln u. s. w. Wenn sie nun, was sehr wahrscheinlich, mit dem kärglichen Lohne, zu welchem sie sich verdungen haben, nicht mehr auskommen, dann werden sie, wie die oben genannte Zeitung prophetisch sagt, „striken" und wenn sie erst diese Stufe der Civilisation erreicht haben, dann werden manche ihrer jetzigen Gegner keinen Anstand mehr nehmen, sie als „men and brethern" anzuerkennen.

* * *

Was nun Californien speciell anbelangt, so wird es sich später deutlicher vielleicht als zur Zeit erkennen lassen, daß bis jetzt wenigstens die chinesische Arbeit diesem Lande nicht, wie Viele glauben, zum Schaden gereichte, sondern ihm Nutzen brachte. Californien wäre sonst die einzige Ausnahme von der bis jetzt in der ganzen Welt bewährten Regel, daß Arbeit die Grundlage des Reichthumes jedes Gemeinwesens und jedes Einzelnen ist, und die Chinesen sind unbestreitbar der verkörperte Gewerbfleiß. Ueberdies befaßt sich dort, wie ich schon S. 342 hervorgehoben habe, der Chinese vielfach mit Arbeiten der niedrigsten Art, auf die sich bis jetzt kein Weißer einlassen will, da er lohnendere Beschäftigung findet.

Die Eröffnung der Pacificbahn, die ohne Zuhülfenahme der Chinesen um mehrere Jahre hätte verschoben werden müssen, hatte überhaupt für Californien zur Folge, daß sich dieser Staat, der früher gleichsam von den übrigen Theilen der Union abgesondert war, in einer Uebergangsperiode befindet und sich den im Osten herrschenden Zuständen mehr oder minder wird anbequemen müssen. Es werden überhaupt die bis jetzt so hohen Arbeitslöhne in Californien ganz allgemein herabgehen, und in Folge hiervon sowohl, als auch der jetzt regelmäßig aus dem Osten kommenden Zufuhr von Waaren werden sich die Fabrikanten genöthigt sehen, sich mit einem geringeren Nutzen als bisher zu begnügen.

Noch bleibt die öfter ausgesprochene Befürchtung zu erörtern, daß die Chinesen bald in Schaaren nach Amerika kommen und sich im Lande wie Heuschrecken ausbreiten würden. Die Grundlosigkeit dieser Befürchtung läßt sich unschwer beweisen. „Von 1848—68", sagt der berühmte Senator und General Karl Schurz in einer am 4. Juli 1870 gehaltenen Rede, „betrug die jährliche Einwanderung der Chinesen noch nicht einmal 6000, letztes Jahr (1869) 12,874. Sollte sie jedoch künftig sogar 20,000 im Jahre betragen, so würde es doch fünfzig Jahre anstehen, bis nur eine Million voll wäre. Ja, es würde fünfundsiebzig Jahre anstehen, indem viele Chinesen wieder in ihr Heimathland zurückkehren. Nun wird aber in zwanzig bis dreißig Jahren die weiße Bevölkerung der Vereinigten Staaten ungefähr hundert Millionen betragen; die Chinesen werden mithin jedenfalls einen unbedeutenden Theil derselben bilden."

Mag auch die Volksmenge der Vereinigten Staaten von Amerika, die im Jahre 1870 aus 38,449,987 Einwohnern (worunter 33,481,680 Weiße) bestand, nicht ganz

in dem Maße wachsen, wie Herr Schurz annimmt, so wird sie doch stets ein ungeheueres, sowohl numerisches als civilisatorisches Uebergewicht über die Chinesen behaupten.

N. B. Dennys, der früher erwähnte Redakteur der in Hongkong erscheinenden „China Mail“, hält es „geradezu für lächerlich, an eine bevorstehende Masseneinwanderung der Chinesen zu glauben. Einerseits wissen von den vielen Bewohnern China's kaum 25 Millionen irgend etwas von den Vereinigten Staaten und dem Auslande überhaupt, andrerseits ist von der chinesischen Regierung dafür gesorgt, daß diese Kenntniß nicht über die Hafenplätze hinausdringe. Die Regierung will keine Auswanderung, hat sie sogar streng verboten, und sie wird nur durch die Bestechung der Beamten ermöglicht.“

Ueberdies haben die Sechs großen Gesellschaften zu San Francisco, deren Einfluß auf die Chinesen ich bereits S. 317—8 darlegte, im Mai 1870 in einem Circulare, das auch in China selbst verbreitet wurde, auseinandergesetzt, daß es für ihre Landsleute nicht mehr rathsam sei, in Amerika einzuwandern. Besonders wird in diesem ausführlichen Aktenstücke hervorgehoben, daß es in Californien und den angrenzenden Ländern nicht mehr so leicht wie früher sei, Geld zu machen, und daß es nur wenigen Chinesen gelänge, sich mehr zu verdienen, als sie für ihren bloßen Lebensunterhalt brauchten. Die in China noch immer herrschende Ansicht, daß die californischen Goldwäschereien (die Placerminen) ein lohnendes Feld für den Arbeiter böten, wird (und zwar mit vollem Rechte) als irrig bezeichnet. Es wird ferner eine ganz getreue Schilderung von der niedrigen Stellung gegeben, die der Chinese in der amerikanischen Gesellschaft einnimmt, und erwähnt, daß er oft nicht besser als ein Hund und Pferd behandelt wird. Von den chinesischen

Frauen wird gesagt, daß sie in Californien nicht nur Schmach und Schande auf sich selbst, sondern auch auf alle achtbaren Landsleute gehäuft hätten.

Es ist ein trauriges, aber wahres Gemälde, das die Sechs großen Gesellschaften von dem chinesischen socialen Leben in Californien aufstellen; es wird sicher dazu beitragen, sowohl die Zahl der chinesischen Einwanderer zu verringern, als auch eine bessere Klasse derselben Amerika zuzuführen.

Ueberläßt man die chinesische Einwanderung ungestört ihrer natürlichen Entwickelung, so ist es höchst unwahrscheinlich, daß sie jemals einen Umfang annehmen wird, der für die gegenwärtig bestehenden socialen Verhältnisse und Einrichtungen Nordamerika's bedrohlich oder gar gefährlich sein könnte.

Wesentlich anders würde sich allerdings die chinesische Einwanderung gestalten, sie würde große, entschieden Unheil bringende Dimensionen annehmen, wenn sie künstlich durch gewissenlose, unter allen Umständen auf ihren Vortheil bedachte Spekulanten in der Weise genährt und gefördert würde, daß diese unter falschen Vorspiegelungen und verführerischen Versprechungen Chinesen nach Amerika lockten, sie dort gegen billige Löhne gleichsam vermietheten, ihnen nur den nothdürftigsten Lebensunterhalt gewährten und Alles, was sie durch ihre Arbeit mehr erzielen würden, für sich behielten. In solcher Weise verfuhr man früher sogar mit deutschen Einwanderern, wovon Friedrich Kapp in seiner interessanten „Geschichte der deutschen Einwanderung in Amerika" New York (E. Steiger) 1868 (zweite Auflage) eine Anzahl von Beispielen anführt, und noch in neuerer Zeit mit Farbigen, die insbesondere nach den spanisch-amerikanischen Ländern gebracht wurden. Solche Unglückliche

wurden, da sie weder mit der Sprache des Landes noch mit den darin herrschenden Verhältnissen vertraut waren, ihres Verdienstes unter dem Vorwande beraubt, daß sie sich contraktlich verpflichtet hätten, ihre Ueberfahrts- und Reisekosten abzuverdienen. Sie waren thatsächlich zu Sklaven herabgewürdigt, die man, allerdings irrig, mit dem auch heute noch für diese Kategorie von Arbeitern üblichen Namen „Kulis" (englisch Coolies) belegte; „Kuli", ein in Indien wie in China gebräuchliches Wort, bezeichnet ursprünglich nur einen Arbeiter, Lastträger oder Tagelöhner, also die Beschäftigung eines Mannes, ohne daß damit im Geringsten der Begriff der Sklaverei oder Leibeigenschaft verbunden wäre.

Seit 1862 ist der Kulihandel nach den Vereinigten Staaten durch ein strenges Gesetz verboten, das von Eliot aus Massachusetts entworfen und vor seiner Annahme in manchen Theilen modificirt worden ist. Auf's Neue wurde dieses Gesetz eingeschärft, als im Jahre 1869 die Firma Koopmanshop u. Co. in San Francisco eine nicht unbedeutende Anzahl von Chinesen nach den westlichen Staaten und nach Louisiana in einer Weise brachte, von der man glaubte (aber mit Unrecht), daß sie eine große Aehnlichkeit mit dem Kulihandel hätte. Die amerikanischen Consuln in China werden angehalten, die Bestimmung dieses Gesetzes auf das Strengste zu beobachten. Die Chinesen müssen, ehe sie einen Hafen verlassen, ein Zeugniß des Consuls haben, das dieser erst dann ertheilt, wenn er sich davon überzeugt hat, daß sie freiwillige Auswanderer sind.

Ueberdies würde es zur Zeit ein ganz einfaches gesetzliches Mittel geben, auf das der von mir bereits genannte Herr N. B. Dennys aufmerksam gemacht hat, die Chinesen von Amerika ganz fern zu halten, wenn

man sie dort durchaus nicht mehr haben will. „Denn der von Anson Burlingame abgeschlossene Vertrag bedingt ausdrücklich Reciprocität zwischen den contrahirenden Mächten, und so lange uns, den Weißen, China nicht offen steht, sind wir gerechtfertigt, wenn wir uns weigern, unser Land den Chinesen zu öffnen. Gegenwärtig gibt es in China 13 Vertragshäfen, in denen Ausländer wohnen dürfen; im Inneren dürfen sie wohl reisen (aber wie?), sich aber nicht niederlassen." Da jedoch selbstverständlich eine auf den Burlingame'schen Vertrag gestützte Ausweisung der Chinesen mit der ganzen Politik und den Institutionen der Vereinigten Staaten im größten Widerspruche stehen würde — es wäre ein würdiges Seitenstück zu der im Sommer 1870 erfolgten Ausweisung der Deutschen aus Frankreich, — so wird man von diesem verzweifelten Mittel sicher keinen Gebrauch machen.

In vieler Hinsicht wünschenswerth und im gegenseitigen Interesse der Vereinigten Staaten und China's liegend schiene es mir zu sein, daß in San Francisco ein chinesisches Consulat errichtet würde, wie es zwar in dem durch Anson Burlingame abgeschlossenen Vertrage vorgesehen, aber durch den beklagenswerthen Tod seines Vermittlers zur Zeit noch nicht in's Leben getreten ist.

Im Senate der Vereinigten Staaten wurde jüngst über die hochwichtige Frage verhandelt, ob Chinesen naturalisirt werden können oder nicht. Jedem Angehörigen dieses Volkes ohne Weiteres die Möglichkeit zu gewähren, Bürger der Vereinigten Staaten zu werden, würde im höchsten Grade unklug sein; insbesondere wurden dann die Chinesen bei ihrer zur Zeit herrschenden gänzlichen Unkenntniß amerikanischer Zustände der Spielball der

Parteien und politische Werkzeuge in den Händen ihrer Arbeitgeber sein, — im wahren Sinne des Wortes Stimmvieh. Aber man könnte die in dieser Beziehung von Senator Schurz vorgeschlagene Bill nur gutheißen, die Naturalisation zwar allen ständigen chinesischen Ansiedlern zu gewähren, sie aber allen anderen nur zeitweilig sich aufhaltenden zu verweigern. Es würden nur die besseren Chinesen in Amerika bleiben, und ihre Nachkommen würden sicher von dem Einflusse der Civilisation ergriffen werden.

Aus allem bisher Gesagten wird klar hervorleuchten, daß ich persönlich die Befürchtungen, die man vielfach an die Einwanderung der Chinesen knüpft, nicht hege. Während ich aber der freien Einwanderung der Chinesen weder ein Hinderniß in den Weg gestellt haben, noch eine Ermuthigung und Förderung derselben befürworten möchte, wünschte ich, daß auf's Strengste alle auf die Zufuhr von Contraktarbeitern (Kulis) bezüglichen Gesetze gehandhabt würden. Vertrauensvoll hoffe ich, daß es der Weisheit des amerikanischen Volkes, seiner Nationalökonomen, seiner Politiker und Gesetzgeber gelingen werde, in ähnlicher Weise, wie früher manche andere Frage, so auch jetzt die hochwichtige der chinesischen Einwanderung sowohl in socialer als in politischer Beziehung in befriedigender Weise zu lösen.

Anhang.

I.

Literatur.

Das nachfolgende Verzeichniß soll keineswegs dazu dienen, die über Californien erschienene Literatur vollständig aufzuzählen, sondern hat nur den Zweck, die hauptsächlichsten für das vorliegende Buch von mir zu Rathe gezogenen und benutzten Quellen aufzuführen; es enthält auch Werke, in denen sich nur theilweise Mittheilungen über Californien finden.

Alta California Almanac and Book of Facts. San Francisco, 529 California Street, 1871.

Bancroft's Guide for travellers by railway, stage, and steam navigation in the Pacific States. San Francisco, 721 Market street. A. L. Bancroft & Company. Erscheint monatlich.

Brace, Charles Loring: The New West, or California in 1867—8. New York 1869. Putnam and Sons.

Browne, J. Ross: a) Resources of the Pacific Slope. New York 1869. D. Appleton & Co.

b) The Policy of extending local aid to railroads. With special reference to the proposed line through the San Joaquin valley to the Colorado river. San Francisco 1870. Alta California Printing House, 529 California Street.

c) Reisen und Abenteuer im Apachenlande. Aus dem Englischen in deutscher Bearbeitung von Dr. H. Hertz. Jena 1871. Herm. Costenoble.

California Academy siehe Proceedings.

California Immigrant Union (Einwanderungsgesellschaft):

a) Ausführliche Mittheilungen über Californien.

b) All about California. San Francisco 1870. 316 California Street.

Carmany, John H.: siehe Overland Monthly.

Crocker, H. S. & Co.: Railroad Gazetteer. Erscheint monatlich in Sacramento (42 & 44 J Straße) und wird unentgeltlich vertheilt. Ich habe noch die Ausgabe vom Juni 1871 (Nr. 22) benützen können.

Cronise, Titus Fey: The natural wealth of California, comprising early history, geography, topography, climate etc., together with a detailed description of each county. San Francisco 1868. H. H. Bancroft and Company.

Fabian, Bentham: The agricultural lands of California. A guide to the immigrant as to the productions, climate, and soil of every county in the state. San Francisco 1869. H. H. Bancroft and Company.

Hittell, John S.: a) The resources of California, comprising agriculture, mining, geography, climate, commerce etc. Fourth edition. San Francisco 1868. A. Roman and Company. (Ist größtentheils in's Deutsche übersetzt unter dem Titel: „Californien, sein Minen-Bergbau, seine Hülfsquellen und seine socialen Verhältnisse. Nach dem Englischen frei bearbeitet von Heinrich Wimmel." Cassel 1867. Druck und Verlag von Trömner und Dietrich).

b) Yosemite, its wonders and its beauties. San Francisco. A. L. Bancroft & Co.

Hutchings, J. M.: Scenes of wonder and curiosity in California. San Francisco 1862.

Hyatt, Hart T.: Hand-book of grape culture. A general treatise, with special applications for California grape-growers and wine makers. San Francisco 1867. H. H. Bancroft & Co.

Information concerning the terminus of the railroad system of the Pacific Coast. Oakland, Cal. 1871. Daily Transcript Book and Job printing Office.

Jacoby, Philo: Californischer Staats-Kalender (Almanach für Californien). Erscheint jährlich zu San Francisco.

Kennedy, Jos. C. C.: Population of the United States in 1860. Compiled from the original returns of the eighth census. Washington 1864.

Langley, Henry G.: a) The Pacific coast business directory, for 1871—73; also, a gazetteer of the counties, cities, and towns. San Francisco 1871. 612, Clay Street.

b) San Francisco City Directory for 1871. San Francisco. 612, Clay Street.

Möllhausen, Balduin: a) Tagebuch einer Reise vom Mississippi nach den Küsten der Südsee.

b) Reisen in die Felsengebirge Nordamerika's bis zum Hochplateau von Neu Mexico. 1. Band, Leipzig 1861 (Hermann Costenoble) 2. Band, Leipzig (Otto Purfürst.)

Overland Monthly, edited by John H. Carmany. San Francisco, A. Roman & Co. Erscheint monatlich.

Palmer Wm. J., General: Report of surveys across the continent in 1867—8 on the 35. and 32. parallels, for a route extending the Kansas Pacific Railway to the Pacific Ocean at San Francisco and San Diego. 1869. Philadelphia.

Parsons, Frederick: The life and adventures of James W. Marshall. Sacramento 1870. E. G. Jefferis.

Poor, Henry V.: Manual of the railroads of the United States for 1871—2. New York. H. V. & H. W. Poor. Erscheint jährlich.

Proceedings of the California Academy of natural sciences. San Francisco. Erscheinen in zwanglosen Heften, die bis jetzt vier Bände ausmachen.

Raymond, Rossiter W.: a) The mines of the West, a report to the Secretary of the treasury. New York 1869. J. B. Ford & Co. 39, Park Row.

b) Statistics of mines and mining in the states and territories west of the Rocky Mountains 1870. Washington, Government printing office.

Report of the Surveyor-General of California. Sacramento. Erscheint nahezu jährlich.

Resources of California siehe Wentworth & Boruck.

Richardson, Albert D.: Beyond the Mississippi. Life and adventure on the prairies, mountains, and Pacific coast. 1867. Hartford, Conn. American Publishing Company.

Richthofen, Ferdinand Freiherr v.: Die Metallproduktion Californien's und der angrenzenden Länder. Ergänzungsheft No. 14 zu „Petermann's Geographischen Mittheilungen." Gotha 1864.

Rühl, Karl: Californien, über dessen Bevölkerung und gesellschaftliche Zustände, politische, religiöse und Schulverhältnisse, Handel, Industrie, Minen, Ackerbau ꝛc. New York 1867. Verlag von E. Steiger.

Schlagintweit, Robert v.: Die Pacific-Eisenbahn in Nordamerika. Cöln und Leipzig: Eduard Heinrich Mayer. 1870.

Wentworth & Boruck: The resources of California. Erscheint seit 1870 in zwanglosen Nummern (großes Zeitungsformat). Bis jetzt sind drei Nummern ausgegeben worden, die jüngste im Juni 1871.

Whitney, J. D.: a) Geology of California, report of progress and synopsis of the field work from 1860 to 1864; published by authority of the legislature of California.

b) The Yosemite Guide Book. A description of the Yosemite Valley and the adjacent region of the Sierra Nevada and of the Big trees of California. Published by authority of the legislature.

(Die Whitney'schen Werke sind auch durch die Buchhandlung von B. Westermann & Co., 471 Broadway, New York, zu beziehen).

Wimmel, Heinrich, siehe unter Hittell.

Yale, Gregory: Mining claims and water-rights.

II.

Vergleichung

amerikanischer Maaße mit englischen und deutschen.

Quellen: a) Vollständiges Taschenbuch der Münz-, Maaß- und Gewichtsverhältnisse. Von Christian Noback und Friedrich Noback. Leipzig 1850. F. A. Brockhaus.

b) Münz-, Maaß- und Gewichtsbuch. Von Christian Noback und Friedrich Noback. Leipzig 1858. F. A. Brockhaus.

c) Geographisches Jahrbuch. Herausgegeben von E. Behm. Erster Band. Gotha 1866. Justus Perthes.

Meilenmaaße.

1 amerikanische Meile = 1.000058 englische Statute = 0.2168886 deutsche oder geographische Meilen.

1 deutsche oder geographische Meile = 4.610663 amerikanische Meilen.

1 englische Statute Meile = 0.9999420 amerikanische = 0.2168760 deutsche oder geographische Meilen.

1 deutsche oder geographische Meile = 4.610930 englische Statute Meilen.

Tabelle A.

Zur Verwandlung englischer Statute Meilen in deutsche (geographische) Meilen.

Englische Meilen.

Einer.

1.	2.	3.	4.	5.	6.	7.	8.	9.
Deutsche M. 0.22	Deutsche M. 0.43	Deutsche M. 0.65	Deutsche M. 0.87	Deutsche M. 1.08	Deutsche M. 1.30	Deutsche M. 1.52	Deutsche M. 1.74	Deutsche M. 1.95

Zehner.

10.	20.	30.	40.	50.	60.	70.	80.	90.
Deutsche M. 2.17	Deutsche M. 4.34	Deutsche M. 6.51	Deutsche M. 8.68	Deutsche M. 10.84	Deutsche M. 13.01	Deutsche M. 15.18	Deutsche M. 17.35	Deutsche M. 19.52

Hunderter.

100.	200.	300.	400.	500.	600.	700.	800.	900.
Deutsche M. 21.69	Deutsche M. 43.38	Deutsche M. 65.06	Deutsche M. 86.75	Deutsche M. 108.44	Deutsche M. 130.13	Deutsche M. 151.81	Deutsche M. 173.50	Deutsche M. 195.19

Tausender.

1000.	2000.	3000.	3100.	3200.	3300.	3400.	3500.	3600.
Deutsche M. 216.88	Deutsche M. 433.75	Deutsche M. 650.63	Deutsche M. 672.32	Deutsche M. 694.00	Deutsche M. 715.69	Deutsche M. 737.38	Deutsche M. 759.07	Deutsche M. 780.75

Tabelle B.

Zur Verwandlung deutscher (geographischer) Meilen in englische Statute Meilen.

Deutsche Meilen.

Bruchtheile: Zehntel.

0.1	0.2	0.3	0.4	0.5	0.6	0.7	0.8	0.9
Englische M. 0.461	Englische M. 0.923	Englische M. 1.383	Englische M. 1.844	Englische M. 2.305	Englische M. 2.767	Englische M. 3.228	Englische M. 3.689	Englische M. 4.150

Einer.

1.	2.	3.	4.	5.	6.	7.	8.	9.
Englische M. 4.611	Englische M. 9.222	Englische M. 13.833	Englische M. 18.444	Englische M. 23.055	Englische M. 27.666	Englische M. 32.276	Englische M. 36.887	Englische M. 41.498

Zehner.

10.	20.	30.	40.	50.	60.	70.	80.	90.
Englische M. 46.11	Englische M. 92.22	Englische M. 138.33	Englische M. 184.44	Englische M. 230.55	Englische M. 276.66	Englische M. 322.77	Englische M. 368.87	Englische M. 414.98

Hunderter.

100.	200.	300.	400.	500.	600.	700.	800.	900.
Englische M. 461.1	Englische M. 922.2	Englische M. 1383.3	Englische M. 1844.4	Englische M. 2305.5	Englische M. 2766.6	Englische M. 3227.7	Englische M. 3688.7	Englische M. 4149.8

Feldmaaße.

1 amerikanischer Acre = 1.585124 preußische Morgen = 40,47179 Ares = 0.404718 Hectares.

1 englischer Acre = 1.584940 preußischer Morgen = 40,46710216 Ares = 0.4046710 Hectares.

1 Hectare = 2.470857 amerikanischer = 2.4711432 englischer Acres.

640 amerikanische Acres = 1 amerikanische Quadratmeile (mile of land) = 1 Section. 36 Sections = 1 Township = 0.5905057 deutsche (geographische) Quadratmeilen = 9324.700 Hectares = 93.24700 Quadratkilometer.*)

640 englische Acres = 1 englische Square mile = 258.98945385 Hectares = 2.58989454 Quadratkilometer = 0.0470352 deutsche (geographische) Quadratmeilen.

1 deutsche (geographische) Quadratmeile = 21.26067 englische Square miles.

1 englische Square mile = 0.0470352 deutsche (geographische) Quadratmeilen.

1 spanische Quadrat-Legua legal = 0.5625000 deutsche (geographische) Quadratmeilen.

1 deutsche (geographische) Quadratmeile = 1.7777778 spanische Quadrat-Leguas legal.

---

*) Behm's „Geographisches Jahrbuch" Band I, S. XIII & XV. Roback's betrachten S. 753 ihres 1850 und S. 527 ihres 1858 erschienenen Werkes die Maaße und Gewichte der Vereinigten Staaten als die alten englischen und geben unter dieser nicht ganz richtigen Voraussetzung Seite 546 (ihres Buches vom Jahre 1850) folgende Vergleichsgrößen für den Acre: 1 amerikanischer Acre = 0.40467 Hektaren = 1.58494 preußische Morgen.

Getreidemaaß.

1 Bushel = 0.66133 preußische Scheffel. Wird das Bushel nach dem Gewichte verkauft, so muß es 60 amerikanische Pfund wiegen (siehe unten „Gewichte“).

Flüssigkeitsmaaß für Weine.

1 amerikanische Gallon = 3.96798 preußische Quart = 4.54346 Liter.

63 Gallons = 1 Hogshead.

Das Fäßchen (Barrel) Cider und andere Flüssigkeiten = 30 Gallons.

Gewichte.

100 amerikanische oder englische Pfund = 90.718 deutsche Zollpfund = 45.359 französische Kilogramm.

Die amerikanische Ton wird meistentheils zu 2000 Pfund gerechnet.

Besondere Maaß- und Gewichtsverhältnisse.

Aus Noback's Münz-, Maaß- und Gewichtsbuche füge ich noch folgende auf amerikanische Maaße bezügliche S. 527 und 528 entnommene Daten bei.

Das **Fäßchen** (Barrel) Mehl ist 196 Pfund netto.

Das **Fäßchen** (Barrel) Reis 600 Pfund.

Das **Puncheon** Maismehl 800 Pfund.

Das **Fäßchen** (Barrel) Fische 200 Pfund.

Das **Tierce** Fische 300 Pfund.

Das **Fäßchen** (Barrel) gesalzenes Fleisch und Speck 200 Pfund.

Das **Fäßchen** (Keg) Früchte 100 Pfund.

Die **Schachtel** (Box) Früchte 25 Pfund.

Der **Ballen** (Bale) Heu 300 Pfund.

Die **Tonne** (Ton) Heu 100 Cubikfuß in fest aufgethürmten Haufen.

Goldstaub (Gold-dust) in dem Zustande, wie die Natur ihn liefert, war, wie S. 242 bemerkt, eine Zeitlang das Hauptzahlmittel. „Dieser Goldstaub, d. h. die ausgewaschenen Körner" — sagen Noback's S. 151 ihres Münz-, Maaß- und Gewichtsbuches — „ist von verschiedenem Feingehalte, doch meist 860 bis 900 Tausendtheile (= 20 Karat 7⅔ Grän bis 21 Karat 7⅕ Grän) fein. Verglichen mit dem National-Münzpreise des Goldes ist die englische Troy-Unze desselben 16¼ bis 18¼ Dollars werth." Gegenwärtig steht die Unze reiner Goldstaub (clean gold-dust) auf 17¼ bis 17¾ Dollars im Preise.

Zoll Wasser, siehe S. 260.

III.

Zusätze und Berichtigungen.

S. 12, Spalte 3, Nr. 5. Der Sitz der Kreisverwaltung könnte, was ich übrigens auch jetzt nicht bestimmt weiß, Mokelumne Hill sein (nicht San Andreas, wie angegeben.)

S. 16, erster Absatz von oben. Die revidirten Censustabellen lassen folgende Gesammtbevölkerung aller Staaten und Territorien Nordamerika's im Jahre 1870 erkennen:

Weiße	33,481,680
Farbige	4,879,323
Civilisirte Indianer	25,733
Japanesen	55
Chinesen	63,196
Zusammen	38,449,987

(nicht 38,600,000, wie S. 16, Z. 3 v. oben angegeben ist). Unter Zugrundelegung dieser Zahl haben die Vereinigten Staaten zwischen 1860 und 1870 um 22.28 Procent ihrer Bevölkerung zugenommen.

S. 98, Zeile 8 von unten füge nach „Selbstmorde" hinzu: „und Fälle von Wahnsinn." — Das Staatsirrenhaus Californien's befindet sich zu Stockton im San Joaquin Kreise.

S. 139, Zeile 11 von unten lies „Zeitung" statt „Zeitschrift."

S. 169, Zeile 1 von unten lies „fruchtbaren" statt „furchtbaren."

S. 187, Zeile 3 von oben lies „Gentleman-Kutscher statt „Gentlemen-Kutscher."

S. 251, Zeile 9 von oben lies „Kehrets-Fabriken" statt „Kehrets-Gesellschaften" und füge hinzu: „d. i. Scheideanstalten für Gold- und Silbergekrätze."

S. 253, Zeile 16 von oben lies „wegzuräumen" statt „wegräumen."

Buchdruckerei von W. Drugulin in Leipzig.

(5) 2.50

